Lese- und Hilfsbuch

für den

Unterricht im Deutschen

an

Gymnasien und anderen höheren Bildungsanstalten,

herausgegeben

von

Dr. Alex. Baldi und **August Brunner,**
königl. Gymnasialprofessoren.

Bamberg.
Verlag der Buchnerschen Buchhandlung.
1889.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorrede.

Der Umstand, daß von den vielen vorhandenen deutschen Lesebüchern keines dem durch die bayerische Schulordnung für die zwei unteren Gymnasialklassen (Sekunda) vorgeschriebenen Lehrgange entspricht, hat die Mehrzahl der bayerischen Gymnasien bisher veranlaßt, sich mit der Lektüre einer Auswahl von Gedichten Uhlands, Schillers, Goethes, Platens, Klopstocks und Herders in Einzelausgaben zu begnügen, auf die Lektüre prosaischer Lesestücke aber fast ganz zu verzichten. Die Abfassung eines für die 1. und 2. Gymnasialklasse bestimmten Lesebuches war sonach unzweifelhaft ein Bedürfnis und wurde von den Herren Fachgenossen im Interesse des deutschen Unterrichts lebhaft gewünscht.

Für die Auswahl der Gedichte war in erster Linie die einschlägige Bestimmung der bayerischen Schulordnung bestimmend, die also lautet:

„Die Klassenlektüre hat sich in der 1. und 2. Gymnasialklasse mit den epischen und lyrischen Dichtungsarten (Klopstock, Schiller, Goethe, Herder, Uhland, Platen) zu befassen. Auch die künstlicheren und ausländischen Formen der Lyrik werden besprochen und an passenden Mustern erläutert."

Demgemäß wurden vor allem solche Gedichte genannter Autoren aufgenommen, welche sich für Sekundaner eignen. Manche von jenen Gedichten sind allerdings schon in den Lesebüchern für die Lateinschule *) (Sexta bis Obertertia) enthalten; aber abgesehen davon, daß die meisten

*) Als Lesebücher, deren Benutzung dem Gebrauch unseres Buches vorangeht, galten uns die in Bayern gebrauchten Lesebücher von Ludw. Bauer, Hopf, Masius und Zettel. So wurden beispielsweise von den Rätseln Schillers diejenigen aufgenommen, welche in jenen Büchern fehlen.

Schillerschen Balladen erst von 16—17jährigen Schülern verstanden werden können, scheint es für Unterrichtszwecke notwendig, früher gelesene hervorragende Gedichte, namentlich von Schiller, zum Zweck der Wiederholung und Vergleichung zur Hand zu haben.

Im Interesse der Konzentration des Unterrichts schien es aber auch gelegen zu sein, Gedichte zu berücksichtigen, welche historische Stoffe, namentlich solche aus der antiken Zeit, behandeln. Auch der vergleichenden Betrachtung stofflich verwandter Gedichte wurde Rechnung getragen. Selbstverständlich erscheint, daß auch von anderen als den genannten Dichtern Gedichte Aufnahme fanden, so z. B. von Körner, Geibel, Rückert*), sowie daß für die einzelnen Gattungen bezeichnende Muster zu bieten versucht wurde. Nirgends aber sollte das Bestreben maßgebend sein, durch Aufnahme neuer oder nur selten in Schullesebüchern gebotener Gedichte eine eigenartige Sammlung zusammenzustellen; denn „die Schule hat lediglich die Aufgabe, das, was die bleibende Anerkennung der Erwachsenen als vortrefflich gestempelt hat, den nachkommenden Geschlechtern zu überliefern".

Hinsichtlich der ausländischen Reimstrophen glaubten wir uns auf das Wesentlichste beschränken zu müssen; seltenere Formen oder vollends Spielereien können nicht Gegenstand des Unterrichts sein.

Was die Anordnung betrifft, so haben wir die Gedichte nur in vier Hauptgruppen eingeteilt, um dem Lehrer bei Erklärung der Theorie möglichste Freiheit zu lassen und den Schüler zu selbständigem Urteil anzuregen. Mischgattungen sind deshalb entweder den epischen oder den lyrischen Gedichten zugeteilt.

Für die Ausarbeitung des prosaischen Teiles war gleichfalls vor allem die Bestimmung der bayerischen Schulordnung maßgebend, daß „die Klassenlektüre sich mit ausgewählten Erzeugnissen der historischen Prosa zu befassen habe"; ferne lag uns auch hier das Streben, recht verschiedenartige Lesestücke verschiedener Autoren vorzuführen.

Es wurde in der ersten Abteilung mit Musterstücken aus der römischen Geschichte begonnen und daran erst die griechische angeschlossen, um einen leichteren Übergang zur Kulturgeschichte zu gewinnen, und die Reihe dann durch die deutsche Geschichte bis zur historischen Prosa Goethes und Schillers fortgesetzt. Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande wurden, als der Bildungsstufe

*) Freilich mußte manches Brauchbare mit Rücksicht auf den Umfang des Buches zurückgestellt werden, z. B. eine Auswahl aus den schönen Griechenliedern von Wilhelm Müller.

der Schüler dieser Kurse und der Absicht der oben erwähnten Bestimmung der bayerischen Schulordnung am meisten entsprechend, besonders berücksichtigt. Den Schluß bilden einige Stücke aus dem Gebiete der Kunstgeschichte. Im ganzen war in dieser wie in den folgenden Abteilungen des Lesestoffes der Gedanke bestimmend, daß nur das Beste für die Schule gut genug sei.

Da das Lesebuch zugleich ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht und ein begleitender Führer für den in den zwei unteren Gymnasialklassen vorgeschriebenen Literaturgang sein soll, wurde in die zweite Abteilung unter Beachtung der oben angegebenen Gesichtspunkte das Hauptsächlichste, was über die epische und lyrische Poesie am Gymnasium zunächst in Betracht kommt und dazu dienen kann, das Verständnis der hierher gehörigen Dichtungsgattungen und Dichterwerke zu erleichtern und zu fördern, in ausgewählten Musterstücken eingereiht*).

Die dritte Abteilung bringt die abhandelnde Prosa, darunter Briefe und Reden, sowie Sprüche und Aphorismen. Denn auch leichtere Abhandlungen müssen bereits in Sekunda Gegenstand der Lektüre sein. Einige Muster von deutschen Reden aber muß der Schüler, der bereits solche aus Cäsar, Curtius, Livius und Xenophon kennt, doch auch schon auf dieser Bildungsstufe zur Vergleichung haben.

Die letzte Abteilung endlich soll der Förderung der deutschen Stilübungen dienen und dem Schüler Proben verschiedenartiger leichter und schwerer Aufsätze bieten.

Die Texte der Gedichte wurden nach den angegebenen Ausgaben gewissenhaft abgedruckt. Was die Texte der Prosastücke angeht, so sind dieselben mit den Originalen genau verglichen worden. Gelegenheit zur Prüfung bieten die am Schlusse beigegebenen Literaturnachweise. Einige prosaische Stücke mußten, sowohl um nur das der Auffassungsgabe der Schüler dieser Altersstufe Entsprechende und Verständliche zu geben, aber auch um den Umfang des Buches nicht allzusehr anwachsen zu lassen, verkürzt oder zusammengezogen werden. Solche Verkürzungen sind in der Regel durch Striche oder Punkte im Texte angedeutet worden. Eigentliche Textänderungen wurden nur dann vorgenommen, wenn sie im Interesse der Schüler unumgänglich notwendig erschienen.

---

*) Von mancher Seite wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchte dem Buche ein kurzer Abriß der Poetik beigegeben werden. Sollte dieses Verlangen nachdrücklicher geltend gemacht werden, so würde ein etwa einen Bogen umfassender Leitfaden, vorläufig getrennt, erscheinen.

Mögen auch die Ansichten der geehrten Fachgenossen über Wert und Angemessenheit der einzelnen Stücke wie vielleicht auch über deren Aufeinanderfolge und Zusammenstellung auseinandergehen, so viel darf erhofft werden, daß die Eigenartigkeit der Anlage des Buches an sich sowie unser redliches Bestreben, ein dem deutschen Unterricht an unseren Gymnasien förderndes Hilfsmittel zu schaffen und damit den Wünschen eines großen Teils der Kollegen zu entsprechen, nicht verkannt werden wird.

Ebenso wird man gerne zugestehen, daß die Verlagsbuchhandlung durch Ausstattung und Preisbestimmung selbst den anspruchsvollsten Forderungen entgegengekommen ist.

Schließlich ist es unsere Pflicht, allen Kollegen, welche uns durch Rat und gütige Zuschriften die Arbeit erleichtert haben, gebührenden Dank abzustatten.

Möge das, wie wir wohl einsehen, der allmählichen Verbesserung bedürftige und der Vervollkommnung immer mehr zuzuführende Werk zur Förderung des deutschen Unterrichts und zum Segen der studierenden Jugend in den Schulen freundliche Aufnahme finden.

Würzburg und München.

Die Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Poetischer Teil.

1. Epische Gedichte.

Märchen, Sagen, Legenden, Idyllen, poetische Erzählungen, Romanzen und Balladen.

Fabeln, Parabeln, Paramythien, Allegorien, Rätsel.

II. Lyrische Gedichte.

Lieder, Oden, Hymnen, Elegien, Gedankenpoesie.

III Epigramme und Gnomen.

IV. Ausländische Reimstrophen.

II.

Prosaischer Teil.

I. Abteilung.

Geschichte, Biographie, Kultur- und Kunstgeschichte.

II. Abteilung.

Die Poesie und ihre epischen und lyrischen Formen.

III. Abteilung.

Abhandlungen, Reden, Briefe, Sprüche und Aphorismen.

IV. Abteilung.

Aufsatzproben und Dispositionen.

Einleitendes.

Aufsatzproben und Dispositionen.

Poetischer Teil.

I. Epische Gedichte.

Märchen, Sagen, Legenden, Idyllen, poetische Erzählungen, Romanzen und Balladen.

Der getreue Eckart

von Goethe.

1 „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus,
Sie sind's, die unholdigen Schwestern;
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

2 So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind, Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3 Gesagt, so gescheh'n! Und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schrüft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4 Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!"
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."
„Nein, keineswegs; alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5 Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6 Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7 Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8 Und wenn euch, ihr Kinder, mit trautem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut!
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Hochzeitlied

von Goethe.

1 Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

2 „Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster, da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.

Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!"

3 Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
„Die Ratte, die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!"
Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergeberden und Sprecher=Gewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4 „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5 Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten,
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht,
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6 So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt.
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7 Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen;
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8 Und sollen wir singen, was weiter gescheh'n,
So schweige das Toben und Tosen!
Denn was er so artig im Kleinen geseh'n,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Münstersage

von Uhland.

1 Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

2 Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

3 Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf;

4 Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub;

5 Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war.

6 Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er steh'n geblieben
Und längst mit Preis genannt.

7 Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

Das Amen der Steine

von Kosegarten.

Vom Alter blind fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt."
Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten!"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"
Der Knab' erschrak; reumütig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

Petrus

von Kinkel.

„Weil verstockt der Jude Simon Romas Götter hat geschmähet,
Weil verbotnen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet,
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt:
Geb' ich morgen preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt."

2 Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker;
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das sein Herr prophetisch sprach:
Fremde Hand wird einst dich gürten, Simon, folge dann mir nach!

3 Da — welch leis vorsichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile.
Wird's zu lange dem Tyrannen? sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüten Hohn.

4 Freunde sind's! Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette.
Doch umsonst Gebet und Zähre! Diesmal, ach, kein Engel naht —
Da beschließen drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

5 Stark wohl sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die dreie mit sich führen.
Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch, dem Eifer allzu schwach —
Schau, mit stolzverklärten Blicken steh'n die drei schon im Gemach.

6 „Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue,
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt aufs neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh,
Schiffe stets bereit zur Abfahrt triffst du in Puteoli."

7 Alter Jünger, kannst du wanken, den der Herr den Felsen nannte,
Der soeben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.

8 Eilends zu der Pforte lenken nun die vier die leisen Schritte,
Unterm Thore kurzer Abschied, Bruderkuß nach Christensitte;
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf,
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

9 Auf der Gräberstraße zieht er, wegeweisend steh'n die Sterne,
Neros goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein andrer auf dem schmalen Weg daher.

10 Und es graust dem Alten; seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße,
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem Gruße.
Grüßend schaut ihm der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? sprich, was deine Flucht verhält?

11 Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen,
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

12 Grüßend neigt er sich zum Jünger, seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Fest nun ruh'n sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

13 Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden,
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde, doch das Herz läßt ihm nicht Ruh',
Und er ruft: „Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?"

14 Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
„Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird!"

15 Und der Herr verschwand; doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Über Hellas graut es schon,
Neros goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

16 Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zuthal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

Der siebzigste Geburtstag

von Voß.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war,
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf bis auf wenige Greise der Vorzeit
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Trobbel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfah'n den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach, an der Wiege der Enkelin oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste, solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Not, je näher die Rettung!

Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter,
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenem Spinnstuhl
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,

Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urteil!“
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos' und darin großklumpigen Zucker
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftau'n.“

Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgeh'n:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug!
Nur ein währiges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach; Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich krauln."
Sprach's, und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und, fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigeh'n
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.

Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend' auf den Ofen und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror. Und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab trotz unserem Sohn und dem Pastor!"
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher denn not ist.
Wenn an dem heutigen Tag sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen,
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief „Willkommen! daher, willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen!" sprach sie; „dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!

Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmütiges Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rot glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren.
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war.
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:

„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag!"
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingeh'n.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Die Fischer auf Capri

von Platen.

Hast du Capri geseh'n und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu späh'n ist.
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfah'n, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildnis,
Wo kein Ufer du siehst als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten verseh'n; sei's, daß hier immer ein Wachtturm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verriet, ja tötete, seit er
Ans treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,

Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja, kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Ölbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum;
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirtlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einzieh'n, wieder es trocknen
Über dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einzieh'n.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind mutwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott samt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! Wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Sah't hier Spanier, sah't hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

Die Sonne bringt es an den Tag

von Chamisso.

1 Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2 Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
  Du bring'st es doch nicht an den Tag!

3 Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich,
Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
Und er darauf: Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
  Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

4 Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
  Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

5 Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
  Die Sonne bringt es an den Tag.

6 Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
  Die Sonne bringt es nicht an den Tag.

7 Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not;
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
  Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8 Und er: Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann —
  Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9 So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;

Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
  Die Sonne bringt es an den Tag!

10 Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
  Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11 Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheid!
  Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12 Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müh't und sich erbost; —
Du schau nicht hin und sei getrost:
  Sie bringt es doch nicht an den Tag.

13 So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt. —
  Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14 Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
  Die Sonne bracht' es an den Tag.

Graf Eberhard der Rauschebart

von Uhland.

1 Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

2 Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

3 Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang;
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerteskklang!

Der Überfall im Wildbad.

1 In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

2 Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

3 Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein;
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

4 Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast;
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

5 Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

6 Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

7 Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das obre Thal herab,
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild.“

8 „Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein.
Gib mir den Leibrock, Junge! Das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.“

9 Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf,
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt.“

10 „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt.
Gib mir den Mantel, Knabe! Der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut.
Bind mir das Schwert zur Seite! Der Wolf, der lechzt nach Blut.

11 Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld.“

12 Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat;
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort.
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort.“

13 Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt;
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

14 In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf;
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern.“

15 Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut!
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt;
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.“

16 Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal.
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

17 Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad allsofort;
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Die drei Könige zu Heimsen.

1 Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht,
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

2 Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und besser als im Bade ihm jeden Schlich verstellt;

3 Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Leh'ndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

4 Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh;
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu, —
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm.
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! Das Horn verkündet Sturm.

5 In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang.

6 Und als das Frühlrot leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei, wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern steh'n um den Ort geschart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

7 Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte!" ruft der Greiner, „euch wird das Bad geheizt;
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

8 Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Teer beträuft;
Drein schießt man glüh'nde Pfeile; wie raschelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze; wie flackert's lichterloh!

9 Und noch von allen Enden wird Vorrat zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
Und schon mit lust'gem Prasseln der Türme Dach ergreift.

10 Ein Thor ist frei gelassen; so hat's der Graf beliebt.
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt;
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein, friedlich zieht's herüber als wie ins Gotteshaus.

11 Voran drei Schlegelkön'ge zu Fuß demütiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herrn und Knechte gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

12 „Willkomm!" so ruft der Greiner, „willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad.
Nur einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein; 's ist schad'."

13 Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in acht;
„Drei Könige zu Heimsen," so schmollt es, „das ist viel;
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Die Schlacht bei Reutlingen.

1 Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt;
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

2 Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot;
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

3 Herr Ulrich hat's vernommen; er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

4 Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger; der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren; wohlauf! wer wagt sich drein?

5 Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei;
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

6 Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter steh'n und starren wie Fels und Mauerwall.

7 Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor;
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor.
Man hatt' es schier vergessen; nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

8 Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut;
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!

9 Heut' nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut' spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

10 Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

11 „Ach, Allm—!" stöhnt' einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!" wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm;
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt Achalm.

12 Wol kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all gereiht;
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

13 Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich;
Nicht jeder Knapp erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

14 Auf Bahren und auf Wagen, getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang;
Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

15 Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug.
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

16 Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz!
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

17 Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn.
Auf ihrer Stammburg wandelt von alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

18 Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht;
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz.
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

19 Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug.
Will jemand alle wissen, die man von dannen trug,
Dort auf den Rathausfenstern in Farben bunt und klar
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

20 Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart; er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen, kein Wort ertönt im Saal.

21 Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch.
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

Die Döffinger Schlacht.

1 Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein;
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein.
Zu Döffingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

2 Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab;
Wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

3 Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not;
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

4 Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt;
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

5 Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen steh'n,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn;
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüt'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

6 Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

7 Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei, wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

8 Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" Er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt;
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

9 Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! Der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! Die Feinde fliehen!" Er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut!

10 Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

11 Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

12 Im Erntemond geschah es; bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

13 Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

14 Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!“

15 „Hei,“ spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht.“
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

16 Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht;
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
Ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht.

17 Des Morgens mit dem früh'sten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zu Mute; was der uns bringen wird?“

18 „Ich bring' Euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend Wolf gefallen; er nahm, so viel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art.“

19 Sie reiten rüstig fürder; sie seh'n aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'.“

20 „Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen; dem Herrn sei Dank und Preis!“

Taillefer

von Uhland.

1 Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

2 „Das ist der Taillefer, der so gerne singt
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.“

3 Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer; der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
Und singet so hell; das höhet mir den Mut.“

4 Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

5 Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott. ein stattlicher Held!“

6 Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust;
Es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust.“

7 Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand;
„Hei“, rief er, „ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

8 Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

9 Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

10 Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld;
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

11 Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

12 Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

13 Normannen sahen's; die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei, sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag,
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag!

14 Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Toten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

15 „Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.“

Des Sängers Fluch

von Uhland.

1 Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2 Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3 Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

4 Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz!"

5 Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

6 Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

7 Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8 Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9 „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durch-
dringt,
Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hochauf springt.

10 Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

11 Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

12 „Weh euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

13 Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14 Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms;
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

15 Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16 Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Bertran de Born

von Uhland.

1 Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

2 Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

3 „Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

4 Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,

Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war betaut.

5 Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

6 Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl,
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg' und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

7 Da, wie Autafort dort oben,
War gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

8 Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die, verzeihend, ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Das Schloß am Meer

von Uhland.

1 Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2 Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

3 „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

4 Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

5 „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh';
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

6 Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7 Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

8 „Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Der Waller

von Uhland.

1 Auf Galiziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildnis
Glänzt ein gold'ner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Öffnet sich ein stiller Port.

2 Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach,
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach,
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis' sein Ave sprach.

3 An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da in ihrem Heiligtume
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

4 Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn,
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter
Steigt der schroffe Berg hinan.

5 Doch den heitern Pilgern folgen
Andre barfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

6 Und nach allen keuchet einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

7 Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

8 Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

9 Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

10 Welche Glut ist ausgegossen
Über Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

11 Alle Pilger geh'n getröstet,
Nur der eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht;
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht,
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Ver sacrum

von Uhland.

1 Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
Dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.

2 Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich statt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.“

3 „Ihm sei der Frühling heilig!“ rief das Heer,
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!“
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

4 Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblüh'n.

5 Doch vor der Heimat Thoren am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut' entsprang.

6 Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
Ins Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

7 „Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir.

8 Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

9 Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift;
Dir sei es alles, alles dir geweiht!“

10 Schon lag die Menge schweigend auf den Knie'n,
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien,
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungsschwer.

11 Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

12 Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

13 Mehr als die Lämmer sind dem Gotte wert
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz;
Mehr als der Füllen auch hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

14 O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gottes Kraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir
Rückkehrend euch so wundervoll erblüht!

15 Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars,
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! Sie ist dir heilig, sie ist dein."

16 Und wieder warf das Volk sich auf den Grund;
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

17 Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

18 Der Priester hob dahin sein Angesicht —
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar —
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,
Verkündet er, was ihm eröffnet war:

19 „Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

20 Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung geh'n;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm ersteh'n.

21 Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut,
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut!
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

22 Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blüh'n,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

23 Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

24 Denn Schlacht und Sieg ist euch vorausgezeigt;
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

25 In eurem Tempel haften wird sein Speer;
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis zieh'n die Siegesbahn.

26 Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt;
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will."

Ludwig Uhland

von Geibel.

1 Es ist ein hoher Baum gefallen
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu vor allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walther,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

2 Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blüh'n;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der so wie er unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war.

3 Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft;
Wie hören deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verschollner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz im süßen Schauder auf.

4 Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest in's Auge schau'n;
Es lehrt uns treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne trau'n.

5 Und forschen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend Erz gedieh'n,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erschien:

Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewundner Bahn
Durchs Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

6 So wob er schon in unser Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Lust;
So reift er zu entschloss'ner Tugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust.
So stand er, deutschen Reichtums Wächter,
In sinnverwelschter Zeiten Lauf,
Und huld'gend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.

7 Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er.

Belsazer

von Heine.

1 Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2 Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3 Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.

4 Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5 Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6 Des Königs Wangen leuchten Glut,
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7 Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8 Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9 Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10 Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.

11 Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

12 Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13 „Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

14 Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15 Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16 Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand;

17 Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18 Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.

19 Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20 Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21 Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Die Athener in Syrakus

von Schack.

1 Frühmorgens auf seinem Söller saß
Klearch mit dem Sohne Gorgias;
Vor ihm, gedehnt an des Hügels Fuß,
Das unermeßliche Syrakus
Mit Tempeln und Hallen und Thermen,
Und drüber hinweg des Ätna Schnee
Und das hochgezinnte Epipolä
Und der Häfen tobendes Lärmen.

2 „Du weißt, Sohn, was ich dem Ares versprach,
Als er die Macht der Athener zerbrach!

Eh' Boreas noch, der eisige, tobt,
Muß ich, sowie ich im Kampfe gelobt,
Im Tempel das Opfer ihm zünden.
Geh, ruf mir den Meister des Bau's herbei!
Ob nun vollendet das Prachtthor sei
Und der Giebel, soll er mir künden."

3 „Doch sieh! dort naht er. — Du hörtest, ich will
Vor Winter den Tempel noch weihen, Thrasyll.
Schon werden die Blätter herbstlich welk,
Sag an denn: Ruht bereits das Gebälk
Auf den marmornen Architraven?
Wo nicht, so brauche die Geißel zum Schlag
Und zwinge zur Arbeit Nacht wie Tag
Die weichlichen attischen Sklaven!"

4 Thoasyll darauf: „Wenn, wie du verlangt,
Noch in Vollendung der Bau nicht prangt,
Bezähme Gebieter die Ungeduld!
Ein Chor des Euripides trägt die Schuld;
Sobald die Athener ihn singen,
Wird jeder der anderen Sklaven verlockt,
Dem Klange zu lauschen, die Arbeit stockt,
Nicht kann ich sie ferner erzwingen."

5 Klearch vernimmt's und erblaßt vor Wut.
„Mir, Vater, vertraue der Sklaven Hut",
Ruft Gorgias da, „ich sei ihr Vogt!
Eh' winterlich stürmend die See noch wogt,
Den Tempel sie lass' ich vollenden!
Fand doch durch dieser Athener Speer
Mein Bruder den Tod, das büßen sie schwer,
Wenn die Geißel mir zuckt in den Händen!"

6 Den Jüngling, der hoch von Zornglut flammt,
Entsendet Klearch zu dem neuen Amt.
Und Tage verstreichen; im langen Zug
Geht schon nach Süden der Kraniche Flug,
Der Herbst hat die Haine gelichtet.
Da folgt der Vater dem Sohn, und bald
Ragt vor ihm der Hügel voll Pinienwald,
Auf dem er den Tempel errichtet.

7 Fast glaubt er, daß ihn das Auge trügt;
Kaum sind bis zum Dache die Quadern gefügt.

Er sieht, und im Herzen schwillt ihm der Groll,
Die attischen Sklaven trauervoll
In Reihen am Boden sitzend
Und neben ihnen, o Spott und Hohn,
Verhüllten Gesichtes den eignen Sohn,
Das Haupt mit dem Arme stützend.

8 Die Geißel erhob Klearch zum Schlag,
Die hingesunken am Boden lag:
„Was? Mitleid mit der verruchten Brut?
Auf, Hunde! Träg nicht länger geruht!
Sonst fort in die Steinbruchgruben!“
Da rafften die Sklaven sich mühsam empor,
Begannen die Arbeit und sangen im Chor,
Indes sie die Quadern huben:

9 „Ihr, die uns erzogen, heimische Au'n,
Die mild des Ilissus Wellen betau'n,
Wo im säuselnden Hauch lind atmender Luft
Die Pinie rauscht an der Felsenkluft,
Und Bienen um Blüten summen!
Ihr Haine, wo stets lau fächelnd der West
Die Purpurgranate reifen läßt,
Und nie in dem grünenden dunklen Geäst
Die Nachtigallen verstummen!

10 Glückselige Flur des geliebten Athen,
So sollen wir nie dich wiederseh'n,
Nie seh'n, wie die hehre Akropolis
Und Tempel und Hallen am schönen Kephiß
Im Morgenglanze sich röten,
Indessen, die Stirnen grün umzweigt,
Der Zug der Opfernden aufwärts steigt,
Und Luft und Himmel und Erde schweigt
Beim Klange der heiligen Flöten?“

11 Schon war dem Klearch, der horchend stand,
Die Geißel mählich entglitten der Hand;
Da sangen sie weiter: „So sollen wir nie
Bei den Götterbildern der Akademie
Den Lehren der Weisen lauschen
Und nie, gestreckt auf die Marmorbank,
Mehr schlürfen der Dichtung göttlichen Trank,
Wo sprudelnde Quellen durch Epheugerank
Aus der Grotte der Nymphen rauschen?

12 Hier schmachten wir fern von Weib und Kind,
Ach, ferne von allen, die teuer uns sind!
Die Geißel tönt und die Kette klirrt,
Und wenn uns Jammer den Geist verwirrt,
Uns zu trösten haben wir keinen!
Verweh'n wird unsren Staub die Luft
Und keine geliebte Hand auf die Gruft
Uns Kränze legen von süßem Duft,
Kein Auge über ihr weinen."

13 Das Lied verhallte; sein Antlitz barg
Lang in des Gewandes Falten Klearch;
Dann trat er hin in der Sklaven Kreis,
Vom Auge quollen ihm Thränen heiß,
Haß war ihm und Grimm geschwunden.
Er rief: „Kehrt heim in eu'r schönes Athen
Und grüßt mir den Dichter beim Widerseh'n!
In seinem Liede hab ich ein Weh'n
Vom Hauche der Götter empfunden!"

Metella

von Schack.

1 Siehst du das Weib im Kleid der Trauer,
Das Tag für Tag seit Jahresdauer
Durch Rom dahinwankt hauptverhüllt
Und seine Hügel all, die sieben,
Rastlos vom Schmerz umhergetrieben,
Mit lauter Weheklage füllt?

2 Schon frühe mußte sie den Gatten
In seiner Väter Gruft bestatten,
Die Kunde ward ihr dann gebracht,
Daß er, den sie geliebt vor allen,
Ihr Sohn, ihr Lentulus, gefallen
In Cannäs mörderischer Schlacht.

3 Und als ihr kam der Trauerbote,
Da, selber bleich wie eine Tote,
Rief sie am Herd die Götter an:
„Laßt mich, ihr Lenker der Geschicke,
Allein auf Erden nicht zurücke!
Erlöst mich von des Lebens Bann!"

4 Zwölf Monde sind seitdem verschwunden;
Sie hat den Tod zu allen Stunden

Als einz'gen Retter sich er-
fleht,
Sie trat durch jede Tempel-
pforte
Und stammelte dieselben Worte,
Doch unerhört blieb ihr Gebet.

5 Und Asche auf das Haupt sich
streuend,
Irrt sie, den Wehruf stets
erneuend,
Vom Quirinal zum Palatin:
„Das einz'ge war er, was
ich hatte,
Mehr noch, als da mir starb
der Gatte,
Verwitwet bin ich nun durch
ihn.

6 Wen soll ich an die Brust nun
pressen?
Auf wessen Lippen, ach, auf
wessen
Drück' ich den warmen Mutter-
kuß?
Wer wird mich jetzt im Alter
stützen,
Wer plaudernd mir zur Seite
sitzen,
Seitdem dahin mein Lentulus?

7 Ach, hold und schön, mit acht-
zehn Jahren
Durch Schwerter blutiger Bar-
baren
Fiel er dem grimmen Mars
zum Raub,
Und fern dem Sitz der hohen
Ahnen
Umschweifen ruhlos nun die
Manen
Des Jünglins windverwehten
Staub.

8 Mich aber hält, daß von der
Erde
Ich nicht hinweggenommen
werde,
Der strengen Götter Macht-
gebot;
Nichts rettet mich vom Leid,
dem herben,
In Jammer muß ich ewig
sterben,
Und ewig flieht mich doch der
Tod!"

9 So klagt sie laut, da plötzlich
schreitet,
Vom Jubelruf des Volks be-
gleitet,
Im Erzgewand mit hurt'gem
Fuß
Ein junger Krieger durch's
Gedränge;
„Sieh da! — so ruft es aus
der Menge —
Metella, sieh! dein Lentulus!"

10 Und sprachlos, ohne sich zu
regen,
Starrt sie dem Kommenden
entgegen,
An ihren Busen sinkt der
Sohn:
„O Mutter, Mutter, lang im
Lager
Hielt mich gefangen der Kar-
thager;
Den Göttern Dank, ich bin
entfloh'n"!

11 Doch sie bleibt stumm, umklam-
mert hält sie
Den Teuern, dann zu Boden
fällt sie,

Und durch die Menge raunt es sacht:
Für immer hat sie ausgerungen!
Was nicht dem langen Gram gelungen,
Das hat die Freude schnell vollbracht.

Der Triumphator

von Schack.

1 Stolz im Triumph glorreicher Siege,
Wie keiner sie erkämpft zuvor,
Zieht auf der leuchtenden Quadrige
Ämilius Paulus durch das Thor;
Es wirbelt Duft aus goldnen Becken,
Roms Tempel sind mit Purpurdecken,
So schön sie Tyrus beut, behängt,
Und rauschend tönt's wie Meeresbranden,
Wo sich das Volk in Festgewanden,
Des Feierzuges harrend, drängt.

2 Auf Helmen, Schilden, Wurfgeschossen,
Auf Rüstungen von blankem Stahl,
Auf Marmorbildern, Erzkolossen
Spielt wie verirrt der Sonnenstrahl;
Jünglinge nerv'gen Armes führen
Von des Clitumnus weißen Stieren
Die schönsten hundert kranzgeschmückt;
In Reihen dann, ein Spott der Sieger,
Nah'n Mazedoniens blasse Krieger,
Von eh'rner Ketten Wucht bedrückt.

3 Drauf er, dem bis zu Asiens Landen
Sich gestern noch gedehnt das Reich,
Der König selbst in Eisenbanden,
Dem niedersten der Sklaven gleich;
An seiner Seite fleh'n zwei Söhne,
Fast Kinder noch, von holder Schöne,
Der stolzen Römer Mitleid an;
Dann siehe! durch die Ehrenbogen
Der Legionen trunknes Wogen,
Des Siegers weißes Roßgespann!

4 Beim Jauchzen der Triumphgesänge,
Das tausendstimmig rings erschallt,
Rollt die Quadriga durch die Menge
Und macht am Kapitole halt.

Ämilius steigt durch's Jubel-
rufen
Des Volkes die porphyrnen
Stufen
Zum Haus des Donnerers
hinauf;
Da, durch die Menschenwoge
dringend,
Stürzt, bleich von Antlitz,
händeringend,
Ein Sklav ihm nach in hast'-
gem Lauf.

5 „O Herr, vernimm die Trauer-
kunde!
Was dir des Lebens Liebstes
war,
Ward dir geraubt in einer
Stunde,
Der Zwillingsöhne blühend
Paar!
Ein Blitzstrahl hat die zwei
erschlagen,
Als mittags sie entschlummert
lagen
Im Ölwald der Akademie;
Her von Athen, damit die Laren
Der Heimat ihren Staub be-
wahren,
Im Sarkophage bring' ich sie."

6 Die rings die Botschaft hören,
schauen
Voll Mitleid auf Ämilius:
„Weh, daß in Gram und
Todesgrauen
Ihm der Triumphtag enden
muß!"
Doch er tritt, kaum entfärbt
die Wange,
Zum Tempel ein mit festem
Gange,
Vollzieht das Opfer am Altar
Und ruft, indes die Flammen
lohen:
„Nun bring' ich erst, ihr Ew'-
gen Hohen,
Euch Dank aus vollem Herzen
dar!

7 Als kühn wie nie mit Sieges-
prangen
Von Schlacht zu Schlacht
Roms Adler flog,
Als König Perseus selbst ge-
fangen
Einher vor meinem Wagen zog,
Da bebt' ich vor des Schicksals
Tücke,
Da dacht' ich: allzugroßem
Glücke
Stürmt rächend das Verder-
ben nach;
Mir bangte, daß des Schicksals
Bürde
Sich über Rom entladen würde
In ungeheurem Wetterschlag.

8 Doch nun, ihr Götter, darf ich
hoffen,
Gerettet sei das Vaterland,
Da mich allein der Blitz ge-
troffen,
Den das Geschick herabgesandt;
Gesättigt nun in einer vollen
Gewalt'gen Rache ward sein
Grollen,
Denn Unglück traf mein Haupt
so schwer,
Daß den Besiegten ich be-
neide;
Ihm blieben seine Söhne beide,
Ich aber habe keinen mehr."

Scipio

von Kinkel.

1 Schau dort den Mann! Er kommt gegangen,
Die Toga lässig umgehangen;
Das ist der große Scipio,
Dem sich Karthago gab verloren,
Vor dem von Roms geborstnen Thoren
Des Barkas grauser Enkel floh.

2 Es ist der Weg zum Kapitole,
Den er mit ruhmbeschwingter Sohle
Als Triumphator einst erstieg.
Er geht mit ernster Römersitte
Auch heut hinauf in festem Schritte,
Als führt' er eine Schar zum Sieg.

3 Und dennoch dürft' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,
Die Mißgunst haßt sein großes Thun.
Er ist verklagt als Landverräter,
Und vor dem Hof der greisen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

4 „Wir haben Gold dir reich gesendet;
Es ward auf diesen Krieg verschwendet
Des Volkes Fleiß und letzte Kraft.
Dir haben wir uns überlassen,
Du hast verstreut des Silbers Massen,
Wohlan, so gib uns Rechenschaft!

5 Stolz gibst du reiche Pracht zu schauen;
Rings an den Bergen, auf den Auen
Wird Öl und Korn und Wein dir reif.
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und drum im Namen der Quiriten
Verklag' ich dich auf Unterschleif!"

6 Da hebt sich Scipio vom Sitze;
Es bleiben seines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruh'n.
Aufschlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüßt' er nichts von Grolle,
Beginnt er seine Rede nun:

7 „Leicht wär's, ihr Väter, mir zu rechten!
Ich schrieb im Feld in heißen Nächten
Dies Rechnungsbuch mit eigner Hand.
Von meinem Quästor untersiegelt,
Des Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Ist's meiner Ehre giltig Pfand.

8 Und weil mich die Erinn'rung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute,
Nun aber, dünkt mich, ist's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,

Es wäre mir und euch zur Schande!
Dies meine Antwort, kommt zum Spruch!

9 Er schweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hofs Entsetzen
Aufs Kohlenbecken Stück für Stück.
Dann schürt bedachtsam er die Flammen,
Bis es zu Asche fiel zusammen,
Und geht zu seinem Sitz zurück.

10 Still wird's, — dann jauchzt es in der Runde:
Frei, frei von Schuld! aus jedem Munde;
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held und geht die Stufen
Hinab so ruhig, wie er kam.

Der Tod des Tiberius

von Geibel.

Bei Kap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.
Doch heut, wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften; Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.
Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug.
Niemand war bei ihm als der Arzt, der alte,
Und Makro, der des Hauses Schlüssel trug.
Und jetzt mit halb ersticktem Schreckensruf

Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten;
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanikus und Drusus und Sejan! — —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"
Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tötlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz' dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.
Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und, in's Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großthat sah'n
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größ're Feigheit und die wild're Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken

Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln.
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."
Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Makro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank." —
Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an?
Noch leb' ich, Mensch! Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk, ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu zieh'n;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben,
Für sie dies Scepter!" —
Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.
Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Weserthal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,

Blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihm spielt am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein and'res Bild in seinen Heimatstraum:
Vor seiner Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag;
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.
Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot;
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen. —

Veleda

von Dahn.

1 Dort auf Tiburs steilen Felsen, wo der Anio wirbelnd rinnt,
Stumm, mit schmerzgebleichten Wangen, steht Germaniens stolzes Kind;

2 Um die hohe Stirne windet sich der heil'gen Mistel Kranz,
Von den Schläfen zu den Knieen fließt des gelben Haares Glanz.

3 Und den weiten Opfermantel trägt sie wie im Heimatland,
Aber, ach, die goldne Fessel schlingt sich um die weiße Hand. —

4 „Bin ich's denn? bin ich Veleda, seufzt der schöne, bleiche Mund,
Die mit Göttern Zwiesprach tauschte auf des heil'gen Berges Rund,

5 Die in hoher Eichen Wipfel hohe Weissagung belauscht,
Welcher laut des Rheines Wirbel Siegverheißung zugerauscht?

6 Bin ich's, der mein Volk mit Jauchzen deinen Feldherrn, stolzes Rom,
Zugeführt als Ehrenbeute auf befreitem Lippestrom?

7 Denn ich hatte Sieg verheißen, Sieg in Land- und Wasserschlacht,
Und auf seiner Prunkgaleere ward der Prätor mir gebracht.

8 Doch ein Tag kam — seine Schrecken kündete kein Götterwort —
Weh', da scholl im heil'gen Walde Waffenlärm und wilder Mord —

9 Römerhelme, rote Fackeln, Priesterblut und Tempelbrand! —
Und sie schleppten mich gefangen aus dem grünen Brukterland.

10 Wer vom Vaterland genommen, dem ist Licht und Luft geraubt;
Wie die ausgerißne Blume neig' ich hoffnungslos das Haupt;

11 Ach, an dieser heißen Sonne welkt verdorrt mein Leben bald!
Wo bist du, mein dunkelkühler, ferner schöner Buchenwald?"

12 Sprach's und sah vom hohen Felsen sehnend in das Land hinaus. —
Sieh, da schritten zwei Liktoren auf sie her vom Marmorhaus.

13 Purpur brachten sie und Goldstab, und es folgt ein Kriegerschwarm,
Laut ihr winkend; doch die Jungfrau hebet streng den weißen Arm.

14 „Komm, Veleda, steige nieder, ruft ihr der Centurio,
Heut' erfüllt sich deine Weisheit, du Prophetin siegesfroh!

15 Zögre nicht, der Imperator harrt, es murrt die Menge schon,
Schon vom Palatinus nieder steigt Legion auf Legion;

16 Tuben schmettern, Opfer rauchen, nur Veleda fehlet noch."
„Sprecht, was wollt ihr?" rief's und ahnend trat sie an das Felsenjoch.

17 „Wie, du frägst noch? Im Triumphe ziehet heut' der Feldherr ein,
Du in seiner Siegeskrone bist der schönste Edelstein;

18 Du, vor Cerealis Wagen, bist Germaniens Symbol."
„Auf Veleda, rufen alle, fort, hinauf zum Kapitol!"

19 Und zum Felsen, sie zu greifen, schreitet schon der Römer vor —
Sieh, da richtet die Prophetin majestätisch sich empor;

20 Blaue Blitze sprüht ihr Auge, und im Sturm ihr Busen wallt,
Und die roten Locken fliegen um die dräuende Gestalt,

21 Und zum Himmel mit der Fessel hebt sie hoch die zorn'ge Hand,
Und zertrümmert an den Felsen schleudert sie den goldnen Tand.

22 Und die Römer sehn's mit Grauen, und sie ruft hinab ins Thal:
„Ha, ich fühl's, die Götter steigen zu mir nieder noch einmal!

23 Ja, sie nah'n in diesem Schauer, der mich zorneskalt durchrinnt,
Wie daheim durch Eichenwipfel weht mit Weissagung der Wind.

24 Nicht in meinen Ketten kehrten hohe Götter bei mir ein,
Aber jetzt, aus freier Seele, darf ich nochmals prophezeih'n.

25 Wahrheit schau' ich, Wahrheit künd' ich; vor mir tagt's wie Sonnenschein;
Nie Veleda, nie Germania führt ihr im Triumphzug ein!

26 Seht ihr's Römer? Von den Bergen dort herab in's Süden-Feld —
Seht ihr's nicht? — steigt hell in Waffen eine ganze deutsche Welt!

27 Immer neue, neue Scharen, Namen voller Siegesklang,
Adlerhelme, blanke Schilde, Hörnerjauchzen, Schlachtgesang!

28 Heil, du blonder Siegeskönig! Schwing die Streitaxt, schwing sie wohl!
Sieh, sie trifft, es fällt in Trümmer Thor und Turm am Kapitol.

29 Dann zerspringt die Völkerfessel, wie jetzt meine Fessel sprang,
Und es wird die Freiheit tagen, die Veleda sterbend sang!

30 Sprach's, die Römer hörten's schauernd, und noch eh' das Wort verhallt,
Schwang sich nieder von dem Felsen eine leuchtende Gestalt,

31 Rasch und hell, wie wenn vom Himmel hoch ein Stern gefallen wär'. —
Und der Flußgott trug die schöne Tote fort ins freie Meer.

Der Tod des Carus

von Platen.

1 Mutig stand an Persiens Grenzen Roms erprobtes Heer im Feld,
Carus saß in seinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.

2 Persiens Abgesandte beugten sich vor Roms erneuter Macht,
Fleh'n um Frieden an den Kaiser; doch der Kaiser wählt die Schlacht.

3 Kampfbegierig sind die Scharen, die er fern und nah beschied,
Durch das Heer aus tausend Kehlen ging das hohe Siegeslied:

4 „Weh den Persern! Römer kommen, Römer zieh'n im Flug heran,
Rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!

5 Durch Verrat und Mißgeschick nur trugst du ein barbarisch Joch;
Aber, starbst du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!

6 Wenn zu Pferd stieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
Setzte seinen Fuß der König auf Valerians Genick.

7 Ach, und Rom in seiner Schande, das vordem die Welt gewann,
Flehte zum Olymp um einen, flehte nur um einen Mann!

8 Aber Männer sind erstanden, Männer führen uns zur Schlacht;
Scipio, Marius und Pompejus sind aus ihrem Grab erwacht!

9 Unser Kaiser Aurelianus hat die Goten übermannt,
Welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt.

10 Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt.

11 Probus führte seine Mauer durch des Nordens halbe Welt,
Neun Germanenfürsten knieten vor dem röm'schen Kaiserzelt.

12 Carus, unser Imperator, sühnt nun auch die letzte Schmach,
Geht mit Heldenschritt voran uns, Heldenschritte folgen nach!"

13 So der Weihgesang. Und siehe, plötzlich steigt Gewölk empor,
Finsternis bedeckt den Himmel wie ein schwarzer Trauerflor.

14 Regen stürzt in wilden Güssen, grausenhafter Donner brüllt,
Keiner mehr erkennt den andern, alles ist in Nacht verhüllt.

15 Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel. Viele stürzen bang herbei,
Denn im Zelt des Imperators hört man einen lauten Schrei.

16 Carus ist erschlagen! Jeder thut auf Kampf und Wehr Verzicht,
Und es folgt des Heers Verzweiflung auf die schöne Zuversicht.

17 Alle flieh'n, das Lager feiert wie ein unbewohntes Haus,
Und der Schmerz der Legionen bricht in laute Klagen aus:

18 „Götter haben uns gerichtet, Untergang ist unser Teil,
Denn des Kapitols Gebieter sandte seinen Donnerkeil!

19 Untergang und Schande wälzen ihren uferlosen Strom:
Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!"

Das Grab im Busento

von Platen.

1 Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

2 Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

3 Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

4 Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5 In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

6 Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7 Abgelenkt zum zweiten Male ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8 Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

9 Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Der Pilgrim vor St. Just

von Platen.

1 Nacht ist's, und Stürme sausen für und für;
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür'!

2 Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3 Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4 Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5 Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

6 Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7 Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

Der Schwertfeger von Damaskus

von Freiligrath.

1 Ein hoher Gast trat heut' in meine niedre Schmiede,
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abbaside;
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif!
Sein glänzendes Gefolg' sah man mein Haus umringen,
Er aber wählte sich die schärfste meiner Klingen
Mit diamantbesetztem Griff.

2 Die Waffe ließ er sich an seinen Gürtel binden
Und sprengte sausend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenschirm des Markts, entlang mit seiner Schar.
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferse saß in den beschäumten Weichen,
Und Staunen faßte den Bazar.

3 Ich kreuzte demutvoll auf meiner Brust die Arme
Und sah vor meiner Thür' dem kriegerischen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt:
„O mächtiger Prophet, beschütze deinen Enkel
Und gib, daß lange noch die Stärke seiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

4 Und du, mein krummer Stahl, leb wohl! Aus meiner dunkeln
Werkstatt ziehst du hinaus, in Schlachten wirst du funkeln!
Bald klirrst du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da schwärmen durch den Sand spießwerfende Geschwader,
Den wilden Rossen schwillt vor Kampflust jede Ader,
Und alle Zügel sind verhängt.

5 Da siehst du, zahllos wie der Sand, auf den sie treten,
Des Feindes Heere nah'n den Kindern des Propheten;
Durch uns're Reihen fliegt anordnend der Wesir.
Noch wartet der Kalif, — da schmettern die Fanfaren,
Und seine Linke läßt den Zaum des Hengstes fahren,
Und seine Rechte fährt nach dir!

6 Dann schwelgst im Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfaust, und dampfst und züngelst aus den Falten
Des Ärmels, der die Hand des Mächtigen bedeckt,
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandstrecken Soristans aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

7 Dann zuckst du himmelan wie eine rote Flamme,
Bei deren Lodern nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am roten Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet, —
Aus meiner Esse stammt sie her!"

Harmosan

von Platen.

1 Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

2 Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan,
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

3 Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?"
Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

4 Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!"
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

5 „Was zagst du?" ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast;
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!"
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

6 Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

Lepanto

von Lingg.

1 Bang schon vor dem Schlachtengotte
Lag das weite Meer und schwieg,
Und die große Türkenflotte
Träumte sich schon Ruhm und Sieg.
Von des Nil und Euphrat Wogen
Waren Schiffe hergezogen
Und von Fez und Trebisond;
Weithin auf den blauen Wellen
Sah man ihre Flaggen schwellen,
Blutrot mit dem halben Mond.

2 Schwarz und finster wie der Böse,
Mit der Seele voll Verrat,
Stand am Mast der Kalabrese
Nyzalin, der Renegat.
„Heut im Blut der Nazarener
Trinkt euch satt, ihr Damascener!“
Sprachen die Wesire schon;
Doch im Himmel war's beschlossen,
Daß, zerschmettert und zerschossen,
Stürzen sollt' ihr Wellenthron.

3 Als der Tag war angebrochen,
Hat der Türk' in Donnerschall
„Kommt heran!“ zu uns gesprochen
Aus den Feuerschlünden all.
Antwort gab im Morgenstrahle
Hoch vom Mast der Admirale
Unser Kreuzpanier sogleich,
Und nun sprach: „Mit Gottes Wettern
Laßt uns jetzt den Feind zerschmettern!“
Don Juan von Österreich.

4 Da begann das große Feuern;
Die metall'nen Schlangen spie'n,
Rings von Masten, Tauwerk, Steuern
Flog es in die Luft dahin.
„Jetzt geentert!“ ward befohlen;
Drauf mit Säbeln und Pistolen
Donnernd wirft sich Bord an Bord,
Mann an Mann; durch Luk' und Decke,
Durch Kajüten und Verstecke
Über Leichen rast der Mord.

5 Wilder wirft das Meer die Fluten,
Zornig gärt sein Drachenschlund;
Wie ein Stern in Feuersgluten
Sinkt des Pascha Schiff zu Grund;
Feuer regnet's auf die Mohren,
Allem ist der Tod geschworen,
Was noch aus den Wellen taucht;
Aber „Sieg dem Christenvolke!“

Jubelt's durch die Pulverwolke;
Stille wird's, der Dampf verraucht. —

6 Spanier, Deutsche, Johanniter,
Wer bewies den höchsten Mut?
Jeder Kämpfer war ein Ritter,
Jeder Harnisch troff von Blut.
Don Colonna, Don Farnese,
Groß im Heldenbuche lese
Jede fernste Nachwelt euch!
Doch der höchste Stern der Ehren
Glänzt euch, spanische Galeeren:
Don Juan von Österreich!

7 Gold und Silber von den Beuten
Sei des Herrn Altar geweiht!
Alle Glocken sollen läuten
In der ganzen Christenheit!
Christensklaven, frei der Bande,
Ruft es aus durch alle Lande
Allem Volk am Ufer weit:
„Bei Lepanto mit den Schiffen
Hat den Erbfeind angegriffen
Und gestürzt die Christenheit!“

Der Handschuh

von Schiller.

1 Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

2 Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

3 Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

4 Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wirds still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

5 Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner
Hand
Zwischen den Tiger und den
Leu'n
Mitten hinein.

6 Und zu Ritter Delorges spot-
tenderweis
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so
heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder
Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh
auf!"

7 Und der Ritter in schnellem
Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn
Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit
keckem Finger.

8 Und mit Erstaunen und mit
Grauen
Sehen's die Ritter und Edel-
frauen;
Und gelassen bringt er den Hand-
schuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus
jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick—
Er verheißt ihm sein nahes
Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kuni-
gunde.
Und er wirft ihr den Handschuh
ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich
nicht!"
Und verläßt sie zur selben
Stunde.

Der Gang nach dem Eisenhammer

von Schiller.

1 Ein frommer Knecht war Fri-
dolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Übermut
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit um Gottes
Willen.

2 Früh von des Tages erstem
Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach'
dir's leicht!"
Da wurd' ihm gleich das Auge
feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu
fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste
quälen.

3 Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren
Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;

Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten
Zügen.

4 Darob entbrennt in Roberts
Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur
That
Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie
kamen,
Streut' ihm ins Herz des Arg-
wohns Samen.

5 „Wie seid Ihr glücklich, edler
Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen
Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn;
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen
Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher
glücken."

6 Da rollt der Graf die finstern
Brau'n:
„Was redst du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend
bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers
Mund;
Mein Glaube steht auf festerm
Grund:
Vom Weib des Grafen von
Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher
ferne."

7 Der and're spricht: „So denkt
Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner
Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm ge-
beut,
Erhebt der Wünsche Lüstern-
heit." —
„Was?" fällt ihm jener ein
und bebet,
„Redst du von einem, der
da lebet?"

8 „Ja doch, was aller Mund
erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch weil Ihr's denn mit
Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern."
„Du bist des Todes, Bube,
sprich!"
Ruft jener streng und fürch-
terlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kuni-
gonden?"
„Nun ja, ich spreche von dem
Blonden."

9 „Er ist nicht häßlich von Ge-
stalt,"
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und
kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr! Ihr sah't
es nie,
Wie er nur Augen hat für
sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht
achtet,
An ihren Stuhl gefesselt
schmachtet?"

10 „Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Glut gesteht,“
„Gesteht?“ — „und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube, fleht.
Die gnäd'ge Gräfin sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch.
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren;
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

11 Da ritt in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Öfen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

12 Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

13 Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
‚Habt ihr befolgt des Herren Wort?‘
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

14 Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust;
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

15 Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?“

16 Und jener spricht: „Es soll gescheh'n!“
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich steh'n:
„Ob *sie* mir nichts gebeut?“

Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt
man mich;
So sag', was kann ich dir ver-
richten?
Denn dir gehören meine
Pflichten."

17 Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und
sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner
Sünden,
So laß auch mich die Gnade
finden!"

18 Und froh der vielwillkommnen
Pflicht
Macht er im Flug sich auf;
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glocken-
strang
Hellschlagend des Geläutes
Klang,
Das alle Sünder hochbegnadet
Zum Sakramente festlich ladet.

19 „Dem lieben Gotte weich nicht
aus,
Findst du ihn auf dem Weg!"
Er spricht's und tritt ins Got-
teshaus.
Kein Laut ist hier noch reg';
Denn um die Ernte war's, und
heiß
Im Felde glüh't der Schnitter
Fleiß.
Kein Chorgehilfe war er-
schienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

20 Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan;
„Das", spricht er, „ist kein
Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend
um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der
Messe.

21 Und als er dies mit Fleiß
gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet
links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte
kamen,
Da schellt er dreimal bei dem
Namen.

22 Drauf als der Priester fromm
sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen,
zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend
an,
Und alles kniet und schlägt
die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem
Christe.

23 So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Got-
teshaus,
Er hat es alles inn'

Und wird nicht müde bis zum
Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich
wendet,
Die heil'ge Handlung segnend
endet.

24 Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich;
Erst reinigt er das Heiligtum,
Und dann entfernt er sich
Und eilt in des Gewissens Ruh'
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl
zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im
stillen.

25 Und als er rauchen sieht den
Schlot
Und sieht die Knechte steh'n,
Da ruft er: „Was der Graf
gebot,
Ihr Knechte, ist's gescheh'n?"
Und grinsend zerren sie den
Mund
Und deuten in des Ofens
Schlund:
„Der ist besorgt und aufge-
hoben!
Der Graf wird seine Diener
loben."

26 Die Antwort bringt er seinem
Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von
fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher, wo kommst du
her?"
„Vom Eisenhammer." „Nim-
mermehr!
So hast du dich im Lauf ver-
spätet?"
„Herr, nur so lang, bis ich
gebetet."

27 „Denn als von Eurem An-
gesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner
Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
Und sprach der Rosenkränze
viere
Für Euer Heil und für das
ihre."

28 In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde
dir
Am Eisenhammer? sprich!"
„Herr, dunkel war der Rede
Sinn;
Zum Ofen wies man lachend
hin:
‚Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener
loben.'"

29 „Und Robert?" fällt der Graf
ihm ein —
Es überläuft ihn kalt —
„Sollt' er dir nicht begegnet
sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald."
„Herr, nicht im Wald, nicht
in der Flur
Fand ich von Robert eine
Spur."
„Nun," ruft der Graf und
steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat
gerichtet!"

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin tief-
bewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so
rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen
sein!
Wie schlimm wir auch beraten
waren,
Mit dem ist Gott und seine
Scharen."

Der Graf von Habsburg

von Schiller.

1 Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

2 Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

3 Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4 Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre:
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?“

5 „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger“, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

6 Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

7 Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt;
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

8 „Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

9 Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

10 „Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

11 „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“

12 Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Der Ring des Polykrates

von Schiller.

1 Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Ägyptens König;
„Gestehe, daß ich glücklich bin!"

2 „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
Solang' des Feindes Auge wacht". —

3 Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

4 Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor."
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5 Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick;
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen! —
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

6 Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt;
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

7 Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand!
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

8 Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!“

9 Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen;
Doch, spricht er, „zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

10 Auch mir ist alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11 Drum willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,

Daß sie zum Glück den Schmerz verleih'n!
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

12 Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her!
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!"

13 Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen!" —
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14 Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

15 Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

16 Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Die Bürgschaft*)

von Schiller.

1 Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros**), den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

2 „Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

3 Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

4 Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande!"

5 Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

---

*) später „Damon und Phintias" betitelt. — **) später: „Damon."

6 Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab, —
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7 Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8 Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden; im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

9 Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10 Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte. —
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11 „Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“

Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

12 Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13 Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh! aus dem Felsen geschwätzig, schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14 Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

15 Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter;
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

16 „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

17 „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen!
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!'

18 Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor.
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker, ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

19 Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

20 Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!"

Der Taucher

von Schiller.

1 „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

2 Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

3 Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?

4 Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

5 Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab;
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

6 Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

7 Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

8 Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,

Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

9 Und stille wirds über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl;
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

10 „Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: ‚wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!‘
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

11 Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.“
Und heller und heller wie Sturmes Sausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

12 Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

13 Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

14 Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!

Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

15 Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar.
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar;
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

16 „Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich;
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

17 Es riß mich hinunter blitzesschnell;
Da stürzt' mir aus felsichtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

18 Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Not
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff;
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

19 Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

20 Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

21 Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

22 Und schaudernd dacht ich's; da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

23 Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

24 Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht;
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen!"

25 Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen!"

26 Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

27 Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;

Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder, —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Der Kampf mit dem Drachen

von Schiller.

1 Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen.
Und einen Ritter hoch zu Roß
Gewahr' ich aus dem Menschentroß;
Und hinter ihm — welch Abenteuer! —
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer.
Ein Drache scheint es von Gestalt
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

2 Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß;
Doch keinen sah man wiederkehren.
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

3 Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet!

Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde!“

4 Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Mut ist's, der den Ritter ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?“
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edlem Anstand spricht,
Indem er sich errötend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“

5 „Und diese Pflicht, mein Sohn,“ versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Mut gewaget!“
„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

6 Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier;
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

7 Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

8 Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter;
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!

9 Und trat zu dir und sprach dies Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.‘
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

10 Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,

Und aus dem schwarzen Schlunde dräu'n
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

11 Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

12 Und wo des Bauches weiches Vlies
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet;
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

13 Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut;
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.

Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruh'n,
Bis ich das große Werk bestanden.

14 Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

15 Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

16 Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache.
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

17 Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

18 Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäu'l geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

19 Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut;
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab;
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Atems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen. —

20 Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.

Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wutentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

21 Und, eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergeh'n.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich steh'n,
Und tot im Blute liegt der Drache." —

22 Des Beifalls lang' gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen;
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen

23 Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,

Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

24 Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

25 Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus;
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen."

Die Kraniche des Ibykus

von Schiller.

1 Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

2 Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,

Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her; nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader zieh'n.

3 „Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch.
Mein Los, es ist dem euren gleich;
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

4 Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

5 Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

6 Und schwer getroffen sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört — schon kann er nicht mehr seh'n —
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

7 Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

8 Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk; es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

9 Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

10 Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

11 Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da;
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

12 Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus'*) Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phozis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

13 Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

*) später: „Von Kekrops' Stadt".

14 Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.

15 Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder *) schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang;
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16 „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

17 Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

18 So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und, feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

19 Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im verborgnen wacht,

*) später: „um den „Frevler".

Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

20 Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

21 „Des Ibykus!“ Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

22 Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

23 Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! Der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter;
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen

von Goethe.

1 Herein, o du Guter, du Alter herein!
Hier unten im Saale, da sind wir allein;
Wir wollen die Pforte verschließen!
Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen die Wölfe zu schießen.

O sing' uns ein Märchen, o sing' es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft, —
Die Kinder, sie hören es gerne.

2 Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

3 Nun hellt sich der Morgen; die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

4 Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie; wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht sie den Vater, den teuren, so reich! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

5 Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nah'n;
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

6 Sie segnet der Priester am heiligen Ort;
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, der wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

7 Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen. —
Was lockst du die Kinder? du Bettler, du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verlies den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne;
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

8 Die Schergen, sie lassen den Würdigen steh'n,
Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wut, ihn entrüstet das Fleh'n,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet:
Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch recht! —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

9 Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen, sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüten:
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüten!
Man leugnete stets und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne;
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht! —
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

10 Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.

Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

11 Rechtmäßiger König, er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick;
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne;
Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut! —
Die Kinder, sie hören es gerne.*)

---

*) Die Ballade hat etwas Mysterioses, ohne mystisch zu sein; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnisvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen und, nach Belieben die Formen wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklanges, gibt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter. . . . .

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysterios, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich, ihr durch prosaische Darstellung zu Hilfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben in einem alten waldumgebenen Ritterschloß ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geschichtlichen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt unter der Form eines hilfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben

Der Schatzgräber

von Goethe.

1 Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

---

des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedurfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei; anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend, der Vater gesteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder, und wir argwöhnen, er sei nicht allein der Graf, dessen der Gesang erwähnte, sondern dies seien seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich ins Haus geschlichen, gebietet er, denselben ins Verlies zu werfen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht, den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut, die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg; das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte. legitimiert sich dadurch als Hausbesitzer, daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie sowohl im Reiche als im Hause, und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche, den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben, und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmutende altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. . . . . .

Goethe.

2 Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen;
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

3 Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten;
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

4 Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein!

5 Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort!

Der Sänger

von Goethe.

1 „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2 Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3 Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

4 „Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen!

5 Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

6 Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Der Zauberlehrling

von Goethe.

1 Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben!
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

2 Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

3 Seht, er läuft zum Ufer nieder!
Wahrlich, ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe, stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe, wehe,
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4 Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!

Nein nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene, welche Blicke!

5 O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten!

6 Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder; -
Krachend trifft die glatte Schärfe!
Wahrlich, brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen
Und ich atme frei!
Wehe, wehe!
Beide Teile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

7 Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen, Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Der König in Thule

von Goethe.

1 Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

2 Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

3 Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

4 Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

5 Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

6 Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Der Fischer

von Goethe.

1 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2 Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

3 Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

4 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn gescheh'n:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr geseh'n.

Erlkönig

von Goethe.

1 Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2 „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?"
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3 „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

4 „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?"
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind."

5 „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6 „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau."

7 „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!" —

8 Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Erlkönigs Tochter.

Aus den „Stimmen der Völker" von Herder.
(Dänisch).

1 Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut'.

2 Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3 „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!"

4 „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

5 „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk' ich dir;

6 Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

7 „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

8 „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

9 „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

10 „Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir!"

11 Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

12 Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein wert!"

13 Und als er kam vor Hauses Thür',
Seine Mutter zitternd stand dafür.

14 „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist deine Farbe blaß und bleich?"

15 „Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

16 „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

17 „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

18 Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

19 Sie schenkten Met, sie schenkten Wein:
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

20 „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

21 Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

Heimkehr der Vandalen von Rom.

Aus der „Völkerwanderung“ *) von Lingg.

1 Als nun mit ungeheuren Beutelasten
Die Flott' ins Meer ging durch den Tiberstrom,
Daß alle Schiffe kaum den Reichtum faßten,
Und wie verwaist schien und erstorben Rom,
Da standen Marmorgötter, an die Masten
Gebunden, Zierden sonst im Tempeldom;
Erzbilder, weggeführt aus heil'gen Nischen,
Seh'n unter sich den Schaum der Woge zischen.

2 Gelagert in der Segel langen Schatten
Bestaunten Krieger, was vom Kapitol,
Was in den Villen sie geplündert hatten;
Gefiel sein Römerschwert dem einen wohl,
So pries ein andrer schwere Silberplatten,
Kunstwerke von Rubin und Karneol;
Armspangen, Ringe, goldner Ketten Splitter
Entschüttelte aus seinem Helm ein dritter.

3 Und Vasen, Münzen, Leuchter, Gürtelbänder,
Trophä'n aus jedem Sieg, den Rom erfocht,
Purpurne Teppiche und Kriegsgewänder,
Dran wohl noch jüngst ein tapfres Herz gepocht,
Dies alles mit den Schätzen fernster Länder
Lag da in große Ballen aufgejocht;
Daneben saßen, stumm in Gram verloren,
Gefangne Ritter, Frauen, Senatoren.

4 Oft, wenn ein Schiff sich um das andre wandte,
Erhob sich an den Borden Haupt um Haupt:
Hier rief ein Freund dem Freunde; Küsse sandte
Der lieben Tochter, die man ihr geraubt,
Dort eine Mutter zu; ein Sohn erkannte
Den Vater wieder, den er tot geglaubt;
Ein kurzer Augenblick voll Lust und Leiden
Vereinte Wiederseh'n und neues Scheiden.

5 „Wo ist nun euer Gott, der Weltenlenker?“
Rief ein gefangner Römer, „sprich du dort,
Du Mann des Kreuzes, sag' mir, grauer Denker:
Bekämpfst du heute noch mein Zweifelwort?
Doch ja, dein Gott vergab ja seinem Henker;

*) 5. Ges.

Erlösend, sagst du, wirkt sein Leiden fort:
Nun — wenn vom Druck nicht, der uns jetzt betroffen,
Von welchem sollen wir Erlösung hoffen?"

6 „Der Herr erlöst uns aus der Haft der Sünden,
Aus keiner sonst," entgegnet ihm der Christ;
Doch statt den Grund des Bösen zu ergründen,
Und wie der Schmerz der Sünde Sold nur ist,
Laß mich von jenem Bischof dir verkünden,
Den du im bleichen Schwarm dort walten siehst,
Wie nimmer müd' er sich zu allen wendet,
Verlass'nen Trost, Arznei Erkrankten spendet.

7 Als einer Witwe einz'ger Sohn gefangen
An Bord geführt ward von der Sieger Hand,
Und Kind und Mutter weinend sich umschlangen,
Und thatlos klagend rings die Menge stand:
Da trat er vor, der Priester ohne Bangen,
Und sprach, zur beutegier'gen Schar gewandt:
‚Wollt ihr zur Arbeit einen Sklaven haben,
Nehmt mich, den Mann, statt dieses zarten Knaben!'

8 Und als der Führer ihm erstaunt die Bitte
Gewährt, da streift er ab den Kreuztalar
Und bietet, nicht als ob er Schmerz erlitte,
Nein, lächelnd seinen Arm der Fessel dar;
Und hoch die reine Stirn, mit festem Schritte
Das Schiff betritt er in der Sklaven Schar. —
Sprich, Zweifler, nun, wen so sein Gott begeistert,
Ob dessen Herz ein Übel noch bemeistert?"

9 Der Alte schwieg und sah vertieft vom Rande
Des Schiffs, wie Schaum an Schaum vorüberfloß;
Da trat zu ihm ein Sohn der Morgenlande
Und sprach: „Jehovah nur, der Herr, ist groß!
Was Titus einst geraubt im Tempelbrande —
Sieh jene goldnen Leuchter Salomos! —
Jetzt führt sie jener König aus dem Norden
Hinweg, vor welchem Rom ein Spott geworden.

10 Doch diesem auch, und mag er noch so prächtig
Am hohen Seestrand thronen, einmal naht
Auch ihm die Wolke schwarz und mitternächtig
Und tilgt vom fremden Boden fremde Saat.
Kein Reich wird durch erdrückte Völker mächtig,

Vergeltung zeugt sich jede Frevelthat!
Wie viele Völker waren Zions Hasser
Und sind dahin wie Schaum auf diesem Wasser?"

11 Am Steuer saß, umringt von erznen Streitern,
Karthagos Fürst. Jetzt winkt er und befahl
Mit Liedern, die ein banges Herz erweitern,
Mit Feuerwein und reichbesetztem Mahl
Die Seelen der Gefangnen zu erheitern.
„Auch mir," so rief er, „füllt den Festpokal!
Wer weiß von morgen! Weil wir's heute dürfen,
Laßt uns, des Sieges froh, Falerner schlürfen!"

12 Der König rief's. Und bald in freudevollster
Bewegung war das Schiff: manch brauner Schlauch
Ward hergeschleppt, man legte Purpurpolster
Um Marmortisch' und Bretter schwarz von Rauch,
Und Heil'ges und Profanes ward in tollster
Vermischung nun verwandt zum Trinkgebrauch:
Vom Weine troff beim wilden Bacchanale
Der Kelch des Nachtmahls wie die Opferschale.

13 Doch als allmählich sich in Abendferne
Die letzte Küste dämmernder verlor,
Da kamen nicht wie sonst die goldnen Sterne,
Da stieg vom Norden schwarz Gewölk empor.
Von jedem Maste nun, als flücht' es gerne,
Bog ängstlich sich das schwarze Segel vor,
An jedes Kiels umerzter Eichenwandung
Zischt höher schon und rauschender die Brandung.

14 Laut sausend kommt der Sturm; da bäumt mit Grollen
Die Woge sich, eisgrün emporgeschwellt,
Die schaumgekrönten Flutgebirge rollen,
Von blauen Flammen schrecklich nun erhellt,
Nun wieder zugedeckt von schauervollen
Verfinstrungen, die der Orkan durchgellt.
Bald irrt nach allen Winden die zerstreute
Vandalenflotte mit der Römerbeute.

15 Am Bord des Schiffs, aus welchem in Verbannung
Von Götterbildern ein Olymp entflog,
Trotzt heldenkühn im Sturme die Bemannung.
So oft ein Windstoß tief die Masten bog,
So oft das Segel in der höchsten Spannung

Das Schiff fast mit sich in die Wogen zog,
Erhoben sie, das Element zu höhnen,
Ein lachend Lied in lauten Jubeltönen.

16 Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen
Die Götterbilder flammend übergoß,
Erschienen wie belebt die kolossalen
Metallnen Glieder bleich und riesengroß;
Zu drohen schien ihr Antlitz den Vandalen,
Ein Zürnen wie erzürnter Geister schoß
Aus ihrem starren Blick und ließ hingegen
Erstarrung auf die Lebenden sich legen.

17 Ein Bild Neptuns stand zwischen Eichenkloben,
Aufrecht gebunden an dem Vordermast;
Wenn nun das Schiff, vom Sturm emporgehoben,
Hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
Erschien der Meergott wie in Wolken oben;
Den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
Und neben ihm, der finster niederdrohte,
Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

18 Ein Steuermann rief aus: „Gewiß beschwören
Den Sturm uns diese fremden Götzen nur;
Denn ihrer dunklen Höllenmacht gehören
Noch stets die blinden Kräfte der Natur.
Wohlauf denn, Brüder, laßt uns sie zerstören,
Eh' das Verderben auf uns niederfuhr!
Kein Zaudern mehr! Ergreift die Waffen schnelle,
Zerschlagt und werft sie stückweis in die Welle!"

19 Er ruft's, und jene folgen ihm. Durchs Heulen
Des Sturmes brüllt ihr Kampfruf in die Nacht;
Mit Äxten, Schwertern, ries'gen Eisenkeulen
Beginnen sie die unerhörte Schlacht.
Schon trümmern Glieder von den Göttersäulen, —
Da fährt der Blitz ins Schiff. Der Mast zerkracht,
Vorüber schlägt die Flut, entführt das Steuer,
Und durch die Taue prasselnd saust das Feuer.

20 So gegen Götter mit den halbverbrannten,
Halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Droh'n
Der alten Himmelsstürmer und Giganten,
Wie sie mit Zeus im Zwist von Pelion
Machtlose Schwerter gegen Blitze wandten.

Und so ihr Tod; die nächste Sturzflut schon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordischen Titanensöhne.

21 Mit Tagesanbruch lag der Sturm gebettet,
Die See ging hoch, die Sonne stieg empor.
Sonst hatten alle Schiffe sich gerettet
Bis auf dies eine, das die Welt verlor.
Die wurden nun im Hafen angekettet,
Karthago öffnete sein finstres Thor,
Um aufzunehmen Rosse, Mann und Wagen,
Des Siegers Jubel und den Schrei der Klagen.

22 Auf ihre Speer' gelehnt sah'n in die Schäume
Der Brandung die Vandalen. Helm und Schild
Und Armbrust hingen um die Mastenbäume.
Die Segel sanken, Rosse scheu und wild,
Das Deck zerstampfend, knirschten in die Zäume.
Die Sonne warf ins Meer ein Feuerbild;
Karthagos König, von dem Glanz bekrönet,
Rief laut: „Nun, Harfen, vor dem Sieger tönet!"

Fabeln, Parabeln, Paramythien, Rätsel.

Der Adler und die Eule

von Lessing.

Der Adler Jupiters und Pallas' Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!“ „Bescheidner! darf ich bitten.
Der Himmel heget mich und dich,
Was bist du also mehr als ich?“
Der Adler sprach: „Wahr ist's, im Himmel sind wir beide,
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

Zucht

von Fröhlich.

1 „Nicht laß ich mich zäumen“,
Schäumt wütend das Pferd;
„Ich werde mich bäumen,
Mich wälzen zur Erd'.
Und wenn sie mich schlagen,
Zerreiß' ich den Wagen
Und stürze feldein
Durch Klüft' und Gestein;
Denn besser zu sterben
Als knechtisch verderben.“

2 „Gern ließ ich mich zügeln“,
Entgegnet der Springer,
„Und Schläge und Stich
Verschoneten mich.
So ward ich ein Ringer
Und lernte beflügeln
Mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
Mir, Zucht zu erwerben
Denn zuchtlos verderben.“

Adler und Taube

von Goethe.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' herab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang.
Zuletzt heilt ihn

Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach,
Die Schwingkraft weggeschnitten! —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach.
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt mutwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Über goldnen Sand am Bach
Und ruft einander an;
Ihr rötlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerst", liebelt er;
„Sei guten Mutes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Tau,
Pflückst aus dem Überfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegene Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit;
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug!"
„O Weise!" sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst;
„O Weisheit, du red'st wie eine Taube!"

Die Nektartropfen

von Goethe.

Als Minerva, jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen,
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;

Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.
Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig,
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Tierchen;
Denn sie teilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Parabel

von Rückert.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben;
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch;
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand d'rauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das dritte:
Wo in die Mauerspalte ging

Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar;
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren.
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren;
Er sah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen. —
  Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu!
  Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die beiden, so die Wurzeln nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,

Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich der Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse, Tag und Nacht,
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Pagasus im Joche

von Schiller.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln —
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder steh'n und rief:
„Das edle, königliche Tier! Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar;
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?"
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
„Die Flügel zwar", spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein: „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.

„Schon gut“, denkt Hans. „Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertrau'n. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller gibt sich mit den Jahren.“

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken.
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann;
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken
Der Wagen, wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen,“
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht;
„So wird es nimmermehr gelingen.
Laß' seh'n, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen!“
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!“
Ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!“

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm?
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?"
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an *einem* Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n?
Gib acht, du sollst dein Wunder schau'n!"

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Die Teilung der Erde

von Schiller.

1 „Nehmt hin die Welt!" rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; „nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch teilt euch brüderlich darein!"

2 Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

3 Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach: „Der Zehente ist mein."

4 Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Poet; er kam aus weiter Fern'.
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

5 „Weh' mir! So soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreu'ster Sohn?"
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

6 „Wenn du im Land der Träume dich verweilet,"
Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir!
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?" —
„Ich war," sprach der Poet, „bei dir.

7 Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!" —

8 „Was thun?" spricht Zeus, „die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!"

Das Kind der Sorge

von Herder.

1 Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

2 „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott!"

3 „Wohlan denn, lebe! — Es lebet;
Und mein sei dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4 Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

5 „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

Saturn sprach: „Habet es alle! 6
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

7 Du, Tellus, seine Gebeine,
Denn mehr gehöret dir nicht;
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8 Du wirst, solang es nur atmet,
Es nie verlassen, dein Kind;
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

9 Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Flora und die Blumen

von Herder.

1 „Kinderchen des holden, süßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung:
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd bösen Mörder!

2 Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen!"

3 Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

4 Als sie kam, der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.

5 Ach, da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder;
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Äuglein

6 Und war bald erstarret, von des bösen,
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet;
Denn der Winterwest war Frost geworden,
Und erstarret stand das arme Blümchen.

7 Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach, und sie begrub es traurig. —
Seht, die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmermehr im Lenz der Flora!

Seefahrt.

von Goethe.

1 Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günst'ger Winde harrend saß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

2 Und sie waren doppelt ungeduldig:
„Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir."

3 Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose;
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

4 Und die Segel blähen*) in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Zieh'n die Segel, zieh'n die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

5 Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise, sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

6 Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder.
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streicht**) der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

7 Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
„Ach, warum ist er nicht hier geblieben!

*) a. L. „blühen". **) a. L. „streckt".

Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!" —

8 Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Das Mädchen aus der Fremde

von Schiller.

1 In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

2 Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

3 Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4 Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

5 Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

6 Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Rätsel

von Schiller.

1.

1 Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

2 Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

3 Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

4 Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

5 Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht. —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, ist es tot!

2.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

3.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größ'res Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

II. Lyrische Gedichte.

Lieder, Oden, Hymnen, Elegien, Gedanken-poesie.

An die Günstigen
von Goethe.

1 Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertrau'n wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

2 Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Frühlingslieder
von Uhland.

Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch,
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch.

Frühlingsglaube.

1 Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2 Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden,
Es blüht das fernste, tiefste Thal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Frühlingsfeier.

1 Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

2 Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest,
Laßt mich ruh'n und beten!

Lob des Frühlings.

1 Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

2 Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dorne Rosen tragen?

Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht;
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht.
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Hoffnung

von Geibel.

1 Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2 Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

3 Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4 Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5 Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6 Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7 Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

Hoffnung

von Schiller.

1 Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

2 Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert*) ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

*) später: „locket".

3 Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Hoffnung.

Volkslied.

1 Wenn die Hoffnung nicht wär',
So lebt' ich nicht mehr;
Denn die Hoffnung allein
Kann lindern die Pein.
Und wie ging' es denn hin,
Und wie ging' es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'?

2 Wenn Sturm auch den Kahn
Dem Schiffmann greift an,
Nun so denkt er dabei,
Daß die Hoffnung noch sei.

3 Ich will ja gern sterben,
Den Himmel ererben,
Und so denk' ich dabei,
Daß die Hoffnung noch sei.

4 Im Winter muß man
Große Kälte ausstah'n,
Und im Sommer da ist's
Eine grausige Hitz.
Und wie ging' es denn hin,
Und wie ging' es denn her,
Wenn die Hoffnung nicht wär'?

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen

von Paul Gerhardt.

1 Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreu'sten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

2 Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergeh'n;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll besteh'n.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

3 Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du denn erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rat gefällt.

4 Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;

Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruh'n,
Wann du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

5 Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widersteh'n,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke geh'n.
Was er ihm fürgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

6 Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

7 Auf, auf! Gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

8 Ihn, ihn laß thun und walten!
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wann er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rat
Das Werk hinausgeführet,
Das dich bekümmert hat.

9 Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verzieh'n
Und thun an seinem Teile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben;
Und solltst du für und für
In Angst und Nöten schweben,
So frag' er nichts nach dir.

10 Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am weng'sten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

11 Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

12 Mach' End', o Herr, mach Ende
An aller unser Not!
Stärk unser Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen sein:
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Schäfers Sonntagslied

von Uhland.

1 Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

2 Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir!

3 Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Bei dem Grabe meines Vaters

von Claudius.

1 Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

2 Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten;
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

3 Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein,

4 Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken. Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Mignon

von Goethe.

1 Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n.

2 Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,

Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, zieh'n.

3 Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin, dahin
Geht unser Weg. O Vater, laß uns zieh'n!

An den Mond

von Goethe.

1 Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2 Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

3 Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

4 Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

5 Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

6 Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

7 Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8 Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9 Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Trost in Thränen

von Goethe.

1 Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

2 „Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

3 Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust!

4 „Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

5 So raffe denn dich eilig auf!
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

6 „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön
Wie droben jener Stern."

7 Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

8 „Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
Solang ich weinen mag!"

Wanderers Nachtlied

von Goethe.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Meeresstille

von Goethe.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt

von Goethe.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde, geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Beherzigung

von Goethe.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben,
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Ein gleiches.

1 Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

2 Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Der deutsche Rhein

von Becker.

1 Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n,

2 Solang er, ruhig wallend,
Sein grünes Kleid noch trägt,
Solang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

3 Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Solang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein,

4 Solang in seinem Strome
Noch fest die Felsen steh'n,
Solang sich hohe Dome
In seinem Spiegel seh'n!

5 Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Solang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n,

6 Solang die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
Solang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

7 Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

Aufruf

von Körner.

1 Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
„Der Freiheit eine Gasse!" — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2 Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

3 Zerbrich die Pflugschar, lass' den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod! —

4 Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

5 So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dasteh'n, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6 Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Lützows wilde Jagd

von Körner.

1 Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

2 Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

3 Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

4 Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

5 Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

6 Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —

Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Bundeslied vor der Schlacht

von Körner.

(Am Morgen des Gefechts bei Dannenberg 12. Mai 1813.)

1 Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schoße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Lose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder, euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu so zum Tod als zum Leben gesellt!

2 Hinter uns, im Grau'n der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

3 Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.

Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück

4 Nun, mit Gott! Wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal steh'n,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod entgegengeh'n!
Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit!
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

5 Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der gift'ge Süden brach!
Wird euch auch das Auge trüber,
Keine Thräne bringt euch Spott;
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

6 Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Fass't euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen seh'n sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder, hinein in den blitzenden Regen!
Wiederseh'n in der besseren Welt!

Gebet während der Schlacht

von Körner.

1 Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

2 Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

3 Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Vater du, segne mich!

4 Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben;
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

5 Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

6 Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Landsturm

von Schenkendorf.

1 Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern;
Ha, Windsbraut, sei willkom-
men,
Willkommen, Sturm des Herrn!

2 O zeuch durch uns're Felder
Und reinige das Land,
Durch uns're Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

3 Ihr Türme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft,

4 Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtsvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

5 Die Wetter oft sich brachen
Vor eurem Glockenklang;
Nun führt ihr and're Spra-
chen,
Es klingt wie Brautgesang.

6 Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Osterfest! —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

7 Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

8 Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis;
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

9 Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut;
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

10 Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

11 Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes
Reiter,
Hie Schwert des Herrn und
Gideon.

An das Vaterland

von Uhland.

1 Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen,
freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

2 Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig gro-
ßen,
Was gälten diese Lieder dir?

Lied eines deutschen Sängers

von Uhland.

1 Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf „Fürs Vaterland!“

2 Man sagt wohl von den Katten,
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

3 Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg,
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Die Siegesbotschaft

von Uhland.

1 Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher;
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

2 Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand;
Sie zeigte Zwietracht und Verrat,
Vernichtung aller edeln Saat.

3 Des Bösen Freunde trotzen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn,
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

4 Da schwingt sich's überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor:
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

5 Es rauscht und singt im gold'nen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott.

Die Leipziger Schlacht

von Arndt.

1 „Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?“
„Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen;
Da ward ich so rot.“

2 „Sag' an, Gesell', und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?“
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.“

3 „Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?“
„Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzosen aus:
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Östreich heißen;
Die zogen all' aus.“

4 „Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?“
„Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele tausende decken den grünen Rasen,
Die Übriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.“

5 „Nimm Gottes Lohn, habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell!
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.“

6 O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:

Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Deutsche Siege

von Geibel.

1 Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?
Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg;
Drei Schlachten sind geschlagen,
Und jede Schlacht war Sieg.

2 Preis euch, ihr tapfern Bayern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die ihr den Wüstengeiern
Zuerst gestutzt die Klau'n!
Mit Preußens Aar zusammen
Wie trutztet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenrot!

3 Und ihr vom Gau der Katten
Und ihr vom Neckarstrand,
Und die aus Waldesschatten
Thüringens Höh'n gesandt,
Ihr bracht, zum Keil gegliedert,
Der Prachtgeschwader Stoß!
Traun, was sich so verbrüdert,
Das läßt sich nimmer los.

4 Und die ihr todverwegen,
Von Leichen rings umtürmt,
Im dichten Eisenregen
Den roten Fels erstürmt,
Wo blieb vor euch das Pochen
Auf Frankreichs Waffenruhm?
Sein Zauber ist gebrochen,
Nachbricht das Kaisertum.

5 So sitzt denn auf, ihr Reiter,
Den Rossen gebt den Sporn
Und tragt die Losung weiter:
„Hie Gott und deutscher Zorn!"
Schon ließ der Wolf im Garne
Ein blutig Stück vom Vlies;
Die Maas hindurch, die Marne,
Auf, hetzt ihn bis Paris!

6 Und ob die wunden Glieder
Mit der Verzweiflung Kraft
Er dort noch einmal wieder
Empor zum Sprunge rafft:
Dich schreckt nicht mehr sein Rasen,
O greiser Heldenfürst!
Laß die Posaunen blasen,
Und Babels Feste birst.

7 Der feigen Welt zum Neide
Dann sei dein Werk vollführt;
Und du, nur du entscheide
Den Preis, der uns gebührt!
Es stritt mit uns im Gliede
Kein Freund als Gott allein;
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein!

Am 3. September (1870)

von Geibel.

1 Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

2 Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus.
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

3 Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

4 Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5 Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güld'nen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

6 Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

7 Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Hektors Abschied

von Schiller.

Andromache.

1 Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

2 Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen;
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

3 Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Kocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

4 All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch, der Wilde tobt schon an den Mauern!
Gürte mir das Schwert um, lass' das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Kassandra

von Schiller.

1 Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

2 Und, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,

Zu des Thymbriers Altar.
Dumpferbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur e i n e traur'ge Brust.

3 Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

4 „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern;
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nah'n.

5 Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

6 Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz;
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott.
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

7 Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.

8 Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9 Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

10 Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,

Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11 Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

12 Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn;
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfah'n.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum;
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

13 Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung zieh'n,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

14 Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

15 Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glüh'n;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis flieh'n.
Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land." —

16 Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte: —
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Das Siegesfest

von Schiller.

1 Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder!

2 Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang:
„Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Toten!"

3 Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

4 Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

5 „Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freu'n;
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt,"
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

6 Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat.
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

7 „Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,"
Ruft Oïleus' tapfrer Sohn,
„Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!"
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!

8 „Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht!
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu teil."
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

9 Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
„Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

10 „Weil*) des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen",
Hub der Sohn des Tydeus an,
„Der, für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel;
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!"
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

11 Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,

*) später: „wenn."

Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
„Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerriß'ne Herz.“
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerriß'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

12 „Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!“
Denn solang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

13 Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin:
„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stet.“
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres

von Schiller.

1 Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

2 Ach, wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

3 Wer wird nach dem düstern Strande

Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und solang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

4 Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte!
Ach, sie sind der Mutter Qual.

5 Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

6 Eitler Wunsch, verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

7 Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen,
Nein, wir sind nicht ganz getrennt;
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

8 Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch:
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.

Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

9 Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Äthers Macht.

10 Halb berühren sie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Kocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig zieh'n,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glüh'n.

11 O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau!
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht!
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Das eleusische Fest

von Schiller.

1 Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären;
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

2 Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

3 Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

4 Keine Frucht der süßen Ähren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

5 „Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geleih'n,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blüh'n?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimatlos?

6 Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

7 Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang!"

8 Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt;
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

9 Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

10 Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

11 Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und soweit das Auge blicket,

Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum
Herde,
Und es spricht der Göttin
Mund:

12 „Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höh'n,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt gescheh'n!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht
nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

13 Und es hört der Schwester
Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen
Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

14 Und gerührt zu der Herrscherin
Füßen
Stürzt sich der Menge freu-
dig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem
Gefühl,
Werfen von sich die blutige
Wehre,
Öffnen den düstergebundenen
Sinn
Und empfangen die göttliche
Lehre
Aus dem Munde der Köni-
gin.

15 Und von ihren Thronen stei-
gen
Alle Himmlischen herab;
Themis selber führt den Rei-
gen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

16 Und es kommt der Gott der
Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der
Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

17 Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig
schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu
sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

18 Und sie lenkt die Herrscher-
schritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen
Raum.

19 Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Äxte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

20 Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leicht geschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

21 Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

22 Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

23 Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

24 Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar;
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

25 Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

26 „Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott;
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

27 Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!

Freude soll jedes Auge verklären;
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt;
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!“

Pompeji und Herkulanum

von Schiller.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen; o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater; es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein!
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn!
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzet die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der munt're Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz; dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch geseh'n.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.

Knaben, was säumt ihr? Herbei! Da steh'n noch die schönen Geschirre;
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier; sehet, es fehlt kein Gewicht!
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad! Hier steh'n noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da; o kommet, o zündet, —
Lang' schon entbehrte der Gott, — zündet die Opfer ihm an!

Der Spaziergang

von Schiller.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entfloh'n des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee.

Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste;
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gähling unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf;
Wie dein Tagewerk, gleich windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser;
Auch das krieg'rische Roß führet Poseidon heran.
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine, aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst;
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl!"
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe;
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade;

Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre zieh'n frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben;
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhen auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch Der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde;
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Wärnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,

Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle besteh'n,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Waldes plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde;
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,

Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Das Glück

von Schiller.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen;
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben;
Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.
Neigungen haben die Götter; sie lieben der grünenden Jugend
Lockichte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidene Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter

Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde;
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt!
Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten, beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein! Du schaust sie, du bist der Beglückte.
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab!
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen;
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Ägis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Nänie

von Schiller.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt;
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich;
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Das Lied von der Glocke

von Schiller.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

1 Festgemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

2 Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

3 Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

4 Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metall'ne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

5 Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen!
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

6 Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe;
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,

Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

7 Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Seh'n wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen!

8 Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach, des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

9 Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

10 Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.

Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
  Stoßt den Zapfen aus!
  Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

11

  Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern.
Alles rennet, rettet, flüchtet;

Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

12 Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

13 Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt.

14 In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

15 Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

16 Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

17 Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

18 Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n!
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

19 Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz;
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

20 Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

21 Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

22 Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

23 Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild!
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

24 Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wütend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

25 Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,

Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

26 Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

27 Freude hat mir Gott gegeben;
Sehet, wie ein goldner Stern
Aus der Hülse blank und eben
Schält sich der metallne Kern!
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

28 Herein, herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine!

29 Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr!
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit!
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel!
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt!

30 Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Mahomets Gesang

von Goethe.

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,

Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Gesang der Geister über den Wassern

von Goethe.

1 Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

2 Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

3 Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

4 Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal
hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

5 Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

6 Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Das Göttliche

von Goethe.

1 Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

2 Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;*)
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben!

3 Denn unfühlend
Ist die Natur;
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

4 Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

5 Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

6 Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

7 Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;

*) Dieser Vers ist in den späteren Ausgaben ausgefallen.

Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

8 Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

9 Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

10 Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Dithyrambe

von Schiller.

1 Nimmer, das glaubt mir,*)
Erscheinen die Götter
Nimmer allein.
Kaum, daß ich Bacchus, den lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

2 Sagt, wie bewirt' ich
Der Erdegeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

3 Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,

*) Später wurden bei den einzelnen Strophen V. 1 und 2 und ebenso V. 7 und 8 sowie 9 und 10 in je einen Vers zusammengezogen, so daß im ganzen 7 Verse entstanden.

Einer der Unsern sich dünke zu sein!
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Die Macht des Gesanges

von Schiller.

1 Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2 Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3 Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

4 So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,

Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an.
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang des Liedes Zauber walten.

5 Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Die deutsche Muse

von Schiller.

1 Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

2 Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

3 Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Die beiden Musen

von Klopstock.

1 Ich sah — o sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Erblickt' ich Zukunft? — mit der britannischen
Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

2 Zwei Ziele grenzten, wo sich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten
Des Hains das eine; nah dem andren
Weheten Palmen im Abendschimmer.

3 Gewohnt des Streitlaufs trat die von Albion
Stolz in die Schranken, so wie sie kam, da sie
Einst mit der Mäonid' und jener
Am Kapitol in den heißen Sand trat.

4 Sie sah die junge bebende Streiterin;
Doch diese bebte männlich, und glühende
Siegswerte Röten überströmten
Flammend die Wang', und ihr goldnes Haar flog.

5 Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
Den engen Atem, hing schon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunkner Blick schwamm.

6 Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich bemaß
Die hohe Britin, aber mit edelm Blick,
Dich, Thuiskone: „Ja, bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

7 Allein die Sage kam mir, du seist nicht mehr.
Verzeih, o Muse, wenn du unsterblich bist,
Verzeih, daß ich's erst jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

8 Dort steht es! Aber siehst du das weitere
Und seine Kron' auch? Diesen gehaltnen Mut,
Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich.

9 Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet! War es nicht ich, die schon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß
Und mit der hohen der sieben Hügel?"

10 Sie sprach's. Der ernste, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. „Ich liebe dich!"
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
„Britin, ich liebe dich mit Bewundrung;

11 Doch dich nicht heißer als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen! Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch fass' ich,
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

12 Und, o wie beb' ich! o ihr Unsterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel.
Dann mag, o dann an meine leichte
Fliegende Locke dein Atem hauchen!"

13 Der Herold klang. Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie.

Kaiser Heinrich

von Klopstock.

1 Laß unsre Fürsten schlummern in weichem Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt,
So jetzo und im Marmorsarge
Einst noch vergess'ner und unberühmter!

2 Frag' nicht des Tempels Halle; sie nennte dir
Mit goldnem Munde Namen, die keiner kennt:
Bei diesen unbekränzten Gräbern
Mag der Heralde, sich wundernd, weilen!

3 Laß dann und jetzt sie schlummern! Es schlummert ja
Mit ihnen der selbst, welcher die blutigen
Siegswerten Schlachten schlug, zufrieden,
Daß er um Galliens Pindus irrte.

4 Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
Der deutschen Dichter Haine, Begeisterer,
Weh'n nah am Himmel sie. Doch, ihr auch
Fremdling, erstieg er des Pindus Höh' nicht.

5 Schnell Fluß und Strom schnell, stürzen am Eichenstamm,
In deinem Schatten, Palme, zwo Quellen fort.
Ihr seht die reinen tiefen Quellen,
Sehet der Dichtenden Grundanlagen.

6 Weich', Ungeweihter! Deinem zu trüben Blick
Ist überschleiert Schönheit im Anbeginn;
Bald rieselt sie nicht mehr als Quelle,
Gießt in Gefilde sich, reißt das Herz fort.

7 Wer sind die Seelen, die in der Haine Nacht
Herschweben? Ließt ihr, Helden, der Toten Thal
Und kamt ihr, eurer späten Enkel
Rachegesang an uns selbst zu hören?

8 Denn, ach, wir säumten! Jetzo erschrecket uns
Der Adler keiner über der Wolkenbahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar;
Aber die Religion erhöhet

9 Uns über Hämus, über des Hufes Quell.
Posaun' und Harfe tönen, wenn sie beseelt,
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, dein Kothurn sich.

10 Und wer ist Pindar gegen dich, Bethlems Sohn,
Des Dagoniten Sieger und Hirtenknab',
O Isaide, Sänger Gottes,
Der den Unendlichen singen konnte!

11 Hört uns, o Schatten! Himmelan steigen wir
Mit Kühnheit. Urteil blickt sie und kennt den Flug.
Das Maß in sichrer Hand bestimmen
Wir den Gedanken und seine Bilder.

12 Bist du, der erste, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom und der Dichter Freund?
Ja, du bist Karl! Verschwind', o Schatten,
Welcher uns mordend zu Christen machte!

13 Tritt, Barbarossa, höher als er empor!
Dein ist der Vorzeit edler Gesang! Denn Karl
Ließ, ach, umsonst der Barden Kriegshorn
Tönen dem Auge. Sie liegt verkennet

14 In Nachtgewölben unter der Erde wo
Der Klosteröden, klaget nach uns herauf,
Die farbenhelle Schrift, geschrieben,
Wie es erfand, der zuerst dem Schall gab

15 In Hermanns Vaterlande Gestalt und gab
Altdeutschen Thaten Rettung vom Untergang.
Bei Trümmern liegt die Schrift, des stolzen
Franken Erfindung, und bald in Trümmern

16 Und ruft und schüttelt (hörst du es, Zellner, nicht?)
Die goldnen Buckeln, schlägt an des Bandes Schild
Mit Zorn. Den, der sie höret, nenn' ich
Dankend dem froheren Widerhalle.

17 Du sangest selbst, o Heinrich: „Mir sind das Reich
Und unterthan die Lande; doch mißt' ich eh'
Die Kron' als sie! erwählte beides,
Acht mir und Bann, eh' ich sie verlöre!"

18 Wenn jetzt du lebtest, Edelster deines Volks
Und Kaiser, würdest du bei der Deutschen Streit
Mit Hämus' Dichtern und mit jenen
Am Kapitol unerwecklich schlummern?

19 Du sängest selber, Heinrich: „Mir dient, wer blinkt
Mit Pflugschar oder Lanze; doch mißt' ich eh'
Die Kron' als, Muse, dich und euch, ihr
Ehren, die länger als Kronen schmücken!"

Mein Vaterland

von Klopstock.

1 So schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der dem silberhaarigen, thatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will.

2 Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele.
Die Flügel der Morgenröte wehen, er eilt
Zu dem Greis und — saget es nicht.

3 So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit.
Die Flügel wehten, die Laute schimmerte
Und begann von selber zu tönen; allein mir bebte die Hand.

4 Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug,
Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht!

5 O schone mein! Dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm; du hebst den Tritt der Unsterblichen

Und gehest hoch vor vielen Landen her.
O schone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!

6 Ach, sie sinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es bebt mir die Hand die Saiten herunter;
Schone, schone! Wie wehet dein heiliger Kranz,
Wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher!

7 Ich seh' ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich sing' es mit dankendem Freuderuf dem Widerhall,
Daß dieses Lächeln mir ward.

8 Früh hab' ich dir mich geweiht. Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

9 Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

10 Noch geh' ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege,
So wend' ich mich seitwärts und nehme des Barden Telyn
Und sing', o Vaterland, dich dir.

11 Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der handelt.
Weit schattet und kühl dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um sich her.

12 Wen scharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, kein Märchen sie,
Die Zauberrute, die nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

13 Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Thems' in die dünneren Wälder.
Warum sollten sie nicht? Es schießen ja bald
Andere Stämme dir auf!

14 Und dann, so gehörten sie ja dir an. Du sandtest
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen; da ertönte
Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heißen Franken,
Engelländer die Briten!

15 Lauter noch ließest du die Waffen klingen. Die hohe Rom
Ward zum kriegerischen Stolz schon von der Wölfin gesäugt;
Lange war sie Welttyrannin. Du stürztest,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!

16 Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genung,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

17 Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernstes, tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du gern es in die Sichel und triefst,
Wohl dir! von dem Blute nicht der anderen Welten.

18 Mir winket ihr eiserner Arm! Ich schweige,
Bis etwa sie wieder schlummert,
Und sinne dem edlen, schreckenden Gedanken nach,
Deiner wert zu sein, mein Vaterland!

Der Lehrling der Griechen

von Klopstock.

Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
Mit einweihendem Lächeln sah,
Wen als Knaben ihr einst, Smintheus Anakreons
Fabelhafte Gespielinnen,
Dichtrische Tauben, umflogt und sein mäonisch Ohr
Vor dem Lärme der Scholien
Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Altertum
Ihrer faltigen Stirn nicht säh',
Eure Fittiche lieht und ihn umschattetet,
Den ruft, stolz auf den Lorbeerkranz,
Welcher vom Fluche des Volks welkt, der Eroberer
In das eiserne Feld umsonst,
Wo kein mütterlich Ach, bang bei dem Scheidekuß
Und aus blutender Brust geseufzt,
Ihren sterbenden Sohn dir, unerbittlicher,
Hundertarmiger Tod, entreißt!
Wenn das Schicksal ihn ja Königen zugesellt,
Umgewöhnt zu dem Waffenklang,
Sieht er, von richtendem Ernst schauernd, die Leichname
Stumm und seelenlos ausgestreckt,
Segnet dem fliehenden Geist in die Gefilde nach,

Wo kein tötender Held mehr siegt.
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
Des, der Ehre vergeudet, kalt;
Kalt der wartende Thor, der, des Bewunderns voll,
Ihn großäugichten Freunden zeigt,
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau,
Der zu dunkel die Singer ist.
Thränen nach besserem Ruhm werden Unsterblichen,
Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Wert, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn gesellen und ihn jenen Belohnungen,
Die der Stolze nur träumte, weih'n!
Ihm ist, wenn ihm das Glück, was es so selten that,
Eine denkende Freundin gibt,
Jede Zähre von ihr, die ihr sein Lied entlockt,
Künftiger Zähren Verkünderin!

Der Zürchersee

von Klopstock.

1 Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

2 Von des schimmernden Sees Traubengestaden her
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

3 Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du, gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

4 Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigefloh'n.

5 Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,

Schon verriet es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

6 Hallers „Doris“, die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

7 Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

8 Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

9 Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

10 Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

11 Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſſ're sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der tauenden Ros' umkränzt;

12 Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

13 Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

14 Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton

Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

15 Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

16 Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein;
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

17 Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:

18 Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

19 O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Der Eislauf

von Klopstock.

1 Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

2 Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

3 Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reih'n selber nicht hat?

4 Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu seh'n.

5 Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik; drum gib dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut!

6 O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

7 Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

8 Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9 Wir haben doch zum Schmause genung
Von des Halmes Frucht und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr.

10 Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich dreh'n.
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst!
Also! Nun fleug schnell mir vorbei!

11 So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung wie die lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

12 Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

13 Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!

O wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

14 Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu geh'n!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

15 Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Die frühen Gräber

von Klopstock

1 Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

2 Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

3 Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!

Die Sommernacht

von Klopstock.

1 Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen weh'n:

2 So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

3 Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Die Auferstehung

von Klopstock.

1 Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblichs Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

2 Wieder aufzublüh'n, werd' ich gesä't,
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Halleluja!

3 Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich.

4 Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

5 Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme.
Halleluja!

Die Frühlingsfeier

von Klopstock.

1 Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergeh'n,

2 Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

3 Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4 Da ein Strom des Lichts rauscht', nud unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5 Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten, und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6 Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

7 Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8 Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

9 Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10 Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11 Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.

Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht und Wunder alles.

12 Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

13 Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14 Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15 Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16 Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17 Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

18 Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm,
Über die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

19 Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

20 Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21 Seht ihr den Segen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22 Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23 Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24 Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: „Jehovah! Jehovah!“
Und der geschmetterte Wald dampft!

25 Aber nicht unsere Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugeh'n.

26 Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie! — die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

27 Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

Die Gräber zu Ottensen

von Rückert.

Drittes Grab.*)

1 Zu Ottensen, von Linden
Beschattet auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nah'n.

2 Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

---

*) Nachdem Rückert in dem „ersten Grab“ die zu Ottensen, einem Dorfe bei Hamburg, begrabenen Hamburger gefeiert, die Davoust aus ihrer Stadt vertrieben, und im „zweiten Grab“ den ebenfalls dort ruhenden Ferdinand von Braunschweig, besingt er im dritten Gedicht Klopstocks Ruhestätte zu Ottensen.

3 Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

4 Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

5 Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

6 Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indes in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

7 Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweih'n.

8 Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen d'ran vorbei.

9 Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch weh'n,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu seh'n.

10 Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

11 Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

12 Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschau'n an dies zuletzt.

13 Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hieher gestellt.

14 Die Thränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vorm beschrieb'nen
Stein unterm Lindenduft,

15 Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat, von Gott gesä't,
Dem Tag der Garben zu reifen."

An König Ludwig

von Platen.

1825.

1 Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu dir sich auf mit Trauer und Stolz zugleich;
Vertrau'n im Blick, im Munde Wahrheit
Schwört es dem Sohne der Wittelsbacher.

2 Des Thrones glatte Schwelle, wie selbstbewußt,
Wie fest betrittst du sie, wie gereift im Geist!

Ja, leichter hebt dein freies Haupt sich,
Seit die metallene Last ihm zufiel.

3 Dir schwellt erhabne Güte das Herz, mit ihr,
Was mehr noch frommt als Güte, — der tiefe Sinn:
Wo dieser Schöpfer mangelt, seh'n wir
Alles zerstückelt und schnell verunglückt.

4 Dein Auge spähte durch die Vergangenheit,
Es lag das Buch der Zeiten auf deinem Knie,
Gedanken pflücktest du, wie Blumen,
Über dem Grabe der deutschen Vorwelt.

5 Dein Volk, du kennst es. Jeglichem Zeitgeschick,
Das ihm zu teil ward, fühltest und sannst du nach,
Und still, in eigner Brust verheimlicht,
Trugst du den lachenden Lenz der Zukunft.

6 Du hast mit uns erlitten den Fluch des Kriegs,
Gezählt die Todesnarben der Jünglinge,
Die deiner Ahnherrn Strom, der Rhein, sah
Seelen verhauchen für deutsche Freiheit.

7 Und nicht umsonst verhauchen, du fühlst es wohl!
Nach jenes Cäsars tragischem Untergang,
Was könnten kleinere Scheindespoten
Anders erregen als frostig Lachen?

8 Du aber teilst die heilige Glut mit uns,
Vor der in Staub sank jener geprüfte Held,
Und fallen ließest du mit uns ihr
Eine begeisterte, warme Thräne.

9 Dem Stein des Rechts, den edelgesinnt und treu
Dein Vater legte, bläsest du Atem ein,
Du siehst im Marmor keinen Marmor,
Aber ein künftiges Jovisantlitz.

10 Allein wie sehr du Wünsche des Tags verstehst,
Nicht horchst du blindlings jedem Geräusch; du nimmst
Das Scepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neu'rung.

11 Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit;
Ins Wappenschild uralter Sitte
Fügst du die Rosen der jüngsten Freiheit.

12 Heil dir und Heil der Lieblichen neben dir,
Heil jedem Sprößling, welchen sie dir gebar!
Wenn Kinder dich und Volk umjubeln,
Leerst du, als Becher, des Segens Füllhorn!

13 Wie eine Rebe, schattig und traubenschwer,
Die schon den Keim des werdenden Rausches nährt,
Umschlängelt deinen angeerbten
Blühenden Scepter der goldne Friede.

14 Rückwärts erblickst du Flammen und Krieg und Mord,
Doch mild am Gürtel trägst du das reine Schwert;
Du stehst wie jener fromme Dietrich
Über den Leichen der Nibelungen.

15 So sei (du warst es immer, erlauchter Fürst!)
Des Friedens Schirm und jeglicher Kunst mit ihm,
Die nur an seiner sanften Wärme
Seelenerquickende Knospen öffnet.

16 Des Bildners Werkstatt wimmelt von Emsigkeit,
Es hascht der Maler seltengebotnen Stoff,
Die Bretter, Schauplatz jeder Größe,
Biegen sich unter dem Gang der Dichtkunst.

17 Und jenen Festsaal, Gütiger, öffnest du,
Voll edler Formen, wie sie ein Meißel schuf,
An dessen Würde, dessen Kraft wir
Gerne verschwenden das Ach der Sehnsucht.

18 Früh war die Schönheit deines Gemüts Bedarf,
Und Schönes ist ja Göttliches, leicht verhüllt
Durch einen Flor, den uns des Denkers
Wesenerforschendes Auge lüftet.

19 Und nicht vergeblich sogst du mit Emsigkeit
Das tiefste Mark altgriechischer Bildung ein:
Wofür als fürs Vollkommne schlüge
Solch ein erhabenes Herz wie deines?

20 Es geht die Sage, daß du als Jüngling einst
An deiner Salzach buschigem Felsenstrand,
Abschüttelnd Weltgeräusch und Hofzwang,
Nur mit Homerischen Helden umgingst.

21 Und zürnst du noch, wenn trunken ein Dichter dir
Ausgießt des Lobes Weihungen? Zwar es sind

Nur Tropfen Tau's, doch deine Sonne
Macht sie zu farbigen Regenbögen.

22 Vergib, o Herr, dem Dichter, der ohne dich
Verlassen stünde, fremd in der Zeit und stumm:
Dein fürstlich Dasein löst den Knoten
Seiner verworrenen Lebensrätsel.

Los des Lyrikers

von Platen.

1 Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung
Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

2 Gerne zeigt jedwedem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;
Leicht das Volk hinreißend erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz:

3 Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer ins Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimnis.

4 Jenen ward bloß geistiger Reiz, des Liedchens
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch
Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

5 Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüt und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Abschied vom Leser *)

von Schiller.

1 Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,

*) später: „Sängers Abschied."

Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

2 Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3 Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor;
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht, die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

III. Epigramme und Gnomen.

Der Hexameter

von August Wilhelm Schlegel.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne
Bei hell atmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüt der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schoß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weit hinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieseln oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruh'n, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homers, ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern Gesanges.

Der epische Hexameter

von Schiller.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen;
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Das Distichon

von Schiller.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Das Epigramm

von Klopstock.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Zwei Gattungen des Epigramms

von Herder.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht;
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Dornengebüsch Nektarerfrischungen haucht.
Laß uns beide sie denn in einem Garten versammeln:
Hier sind Blumen, o Freund; sende die Bienen dazu!

Das Epigramm.

Aus den „Blumen aus der griechischen Anthologie“ von Herder.

Viele Verse verschmäht die epigrammatische Muse;
Läufern im Stadium ziemt nie der gekrümmete Lauf.

Die Epigramme

von Platen.

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme, die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

Blumen aus der griechischen Anthologie

von Herder.

1. Hellas.

Wie die Blumen die Erd', und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zieret Athen Hellas, und Hellas die Welt.

2. Achilles' Grab.

Dies ist Achilles' Grab; dem künftigen Troja zum Schrecken
Setzten die Griechen es hier an den trojanischen Strand.
Sohn der Meeresgöttin, du liegst am Ufer begraben,
Daß dir die Welle des Meers rausche dein ewiges Lob.

3. Auf Jupiters Bildsäule von Phidias.

Dir entweder ist Zeus vom Himmel herniedergestiegen,
Oder du stiegest hinauf, Künstler, und sahest den Gott.

4. Homers Geburtsort.

Warum streitet ihr Städte, wer von euch Homerus geboren,
Den kein sterbliches Volk, den der Olympus erzeugt?
Kalliope gebar ihn und sandt' ihn nieder, den Menschen
Sänger des hohen Olymps, Bote der Götter zu sein.

5. Herodot.

Als Herodotus einst die Musen freundlich bewirtet,
Schenkten zum Danke sie ihm jede derselben ein Buch.

6. Äsopus im Bilde.

Löblich hast du gethan, o Lysippus, daß du vor alle
Sieben Weisen das Bild unsres Äsopus gesetzt.
Jene lehren die Pflicht in schwer aufzwingenden Sprüchen;
Dieser, fabelnd mit uns, spielet uns Weisheit ins Herz.

Epigrammatische Gedichte

von Schiller.

1. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

2. Kolumbus.

Steu're, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

3. Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,

Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

4. Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los; sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu zieh'n.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er aufs neu' willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich, so ist's! es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben,"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

5. Das Mädchen von Orleans.

1 Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

2 Doch wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

3 Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,

Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

6. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

7. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

8. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesä't, still für die Ewigkeit blüh'n?

Dem Ackermann

von Goethe.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Die Venetianer

von Platen.

Kaufmannsvölker erblickte die Welt oftmals und erblickt sie
Heute noch; aber es sind leidige Sammler des Gelds;
Ihr war't Helden und trugt im Gemüt die unsterbliche Großheit,
Welche das Leben verklärt durch die Gebilde der Kunst.

Epigramm aus Venedig

von Goethe.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

Xenien.*)

1. Sokrates.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen.
Freund, wie viel weiser bist du! Was er bloß rühmte, du bist's.

*) Die hier mitgeteilten Xenien sind teils sicher Schillers Eigentum, teils werden sie mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit ihm zugeschrieben.

2. Der Wolfische Homer.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück!

3. Luise von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.

4. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

5. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch zieh'n.

6. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

7. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

8. Donau in O**

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Phaiaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß.

9. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar; doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

10. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Votivtafeln

von Schiller und Goethe*).

1. Einleitung.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligtum auf.

2. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

---

*) Nr. 1–5 haben Schiller zum Verfasser.

3. Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht! Vielen gefallen, ist schlimm.

4. Mitteilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

5. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

6. Tote Sprachen.

Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!

7. Deutsche Kunst.

Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen;
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

Sprüche

von Goethe.

1.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein' und leite! Beff'rer Hort.

2.

Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;
Aber Reichtum ist eine leichtere Last.

3.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

4.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen;
Aber das treibt immer wieder von vornen.

5.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen.

6.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

7.

Was gibt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden?

8.

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

9.

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

10.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

11.

Viel Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit!

12.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut niemand was zu lieb!
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gib!

13.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

14.

Epheu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

15.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu', als hättest du's nicht gezählt!
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

16.

Das Alter ist ein höflich Mann:
Einmal übers andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

17.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

18.

Denn bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu versteh'n,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht geh'n.

19.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule!
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt."
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand."

20.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders sein?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit;
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Aus den „Vier Jahreszeiten"

von Goethe.

1.

Ob du der Klügste sei'st, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rate, zu Haus!

2.

Alle Blüten müssen vergeh'n, daß Früchte beglücken;
Blüten und Frucht zugleich gebet ihr, Musen, allein.

3

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Rot und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

4.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

5.*)

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Zahme Xenien

von Goethe.

1.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

2.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

3.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert.

*) Auch Schiller wird als Verfasser dieses Distichons bezeichnet.

4.

„Da reiten sie hin! Wer hemmt den Lauf?"
Wer reitet denn? „Stolz und Unwissenheit."
Laß sie reiten: da ist gute Zeit,
Schimpf und Schande sitzen hinten auf!

5.

Das Unvernünftige zu verbreiten,
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

6.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

7.

Halte dich im stillen rein
Und laß es um dich wettern!
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

8.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

9.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wär' es besser, nicht geboren.

10.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern.
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren.
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;

Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das übrige Gott überlassen.

Sprüche des Konfucius

von Schiller.

1.

1 Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

2 Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

3 Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That,
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind!

2.

1 Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

2 Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

3 Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Unsere Sprache

von Klopstock.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannichfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Drei Schwestern

von Herder.

Hoffnung und Liebe sind des Lebens fröhliche Schwestern;
Jene flieget voran, diese regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden Seele
Kühlenden Atem zu, hebt und erquicket sie sanft.
Untrennbare, verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schwestern!
Ohne die Hoffnung sind Leben und Liebe dahin.

Wissenschaft und Tugend.

Aus den „Gedanken einiger Bramanen" von Herder.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier sein,
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar!

Sprüche

von Geibel.

1.

Thu' du redlich nur das Deine,
Thu's in Schweigen und Vertrau'n;
Rüste Balken, haue Steine!
Gott, der Herr, wird bau'n.

2.

Willst du Großes, laß das Zagen,
Thu' nach kühner Schwimmer Brauch!

Rüstig gilt's, die Flut zu schlagen,
Doch es trägt die Flut dich auch!

3.

Wenn du des Daseins Kranz zu erwerben,
Wenn du dich selbst zu vollenden begehrst,
Leb', als müßtest du morgen sterben,
Streb', als ob du unsterblich wärst!

4.

Das Schwerste klar und allen faßlich sagen,
Heißt aus gediegnem Golde Münzen schlagen.

5.

Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.

IV. Ausländische Reimstrophen.

Das Sonett

von August Wilhelm Schlegel.

1 Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie geteilt in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

2 Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

3 Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

4 Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Sonett

von Platen.

1 Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette;
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Tode teuer.

2 Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm als seinem Steuer.

3 Der Deutsche hat sich beigesellt, ein dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen
Und sang geharnischte für kühne Ritter.

4 Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Ährenleser folgt dem Schnitter;
Denn nicht als vierter wag' ich mich zu diesen.

Natur und Kunst

von Goethe.

(Sonett.)

1 Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

2 Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

3 So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

4 Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Venedig

von Platen.

(Sonette.)

1.

1 Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugeh'n mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

2 Ersteigend erst des Markusturms Terrassen
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

3 Ich grüße dort den Ozean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

4 Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

2.

1 Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu seh'n, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

2 Ins Inn're wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

3 Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

4 Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger
Und den Erzähler auf der Riva hören.

3.

1 Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

2 Die eh'rnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Überwinders Zäume.

3 Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

4 Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Sonett

von Rückert.

1 Drei Kiele kenn' ich, die gewaltig sind:
Der erste Kiel ist, den die Vögel spannen,
Womit sie über Berg und Thal von dannen
Zieh'n, hingeschaukelt auf des Himmels Wind.

2 Der zweite Kiel, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wunderbau von Tannen
Gerüstet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das kühne Menschenkind.

3 Der dritte Kiel ist aber, der gewaltig
Vor allen ist; wohin kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelspaltig.

4 Er ist's, der den Gedanken selbst besiegt,
Den unsichtbaren Riesen vielgestaltig,
Daß er gebannt auf zarten Blättern liegt.

Geharnischte Sonette

von Rückert.

1.

1 Wir schlingen uns're Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und, wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten!

2 Wir schwören: steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken als vom Feind zerschroten.

3 Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4 Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte!

2.

1 Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen, —

Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

2 Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehen, —
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

3 Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben, —

4 Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben.

Ottave

von Rückert.

Ich hätte Herzzerreißendes zu singen,
Wollt' ich enthüllen, was tief in mir lodert;
Ich müßte mich zu falschen Tönen zwingen,
Wollt' ich der Menge geben, was sie fodert.
Wie helle Blumen aus der Erde dringen,
Und dunkler Tod still unter ihnen modert:
So soll mein Sinn sich sanft in Schmuck verhüllen
Und meine Trauer euch mit Lust erfüllen.

Sicilianen

von Rückert.

1.

Hier ist's an dieser Statt, wo jedes Jahr
Der Lenz vom Himmel steigt auf lichter Spur,
Zuerst sein goldnes Füllhorn immerdar
Ausleerend über diesem Eiland nur.
Dann führt er nordwärts seine Blumenschar,
Und immer dürft'ger schmückt er Flur um Flur,
Bis man zuletzt kaum ahnt, wie reich er war,
Als er dahier zuerst vom Himmel fuhr.

2.

Scyll' und Charybdis, wo, vom Sturm getrieben,
Der Schiffer zwischenschwebt, der schreckenblasse,
Dem bange nur Erwartung ist geblieben,

Von welcher Seit' ihn das Verderben fasse!
5 So schwebt verloren zwischen Haß und Lieben
Dies Herz, das ich dem Schicksal überlasse,
Von welcher Seit' es sein soll aufgerieben,
Von seiner Liebe oder deinem Hasse.

Die Kreuzschau

von Chamisso.

(Terzinen.)

1 Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

2 Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3 Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4 Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5 „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

6 Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7 Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8 Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9 Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

10 Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

11 Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

12 Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes and're nicht,
Doch scharf von Kanten drückt es desto mehr.

13 Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14 Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl;
Es wollte keines, keines für ihn passen.

15 Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andernmal.

16 Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

17 Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß;
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

18 Und wie er's prüfend mit den Augen maß, —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Ritornelle von den griechischen Inseln

von Geibel.

Ithaka.

Als schroffe Klippe
Im Meer ragt Ithaka, doch gab ein Echo,
Ein ew'ges, ihr Homers geweihte Lippe.

Paros.

Voll Ehrfurcht liegen
In Abendglorie seh' ich Paros' Berge,
Draus, Hellas, deine schönen Götter stiegen.

Salamis.

Nur Fischer wohnen
An deinem Strand, doch harfet Heldenlieder
Der Wind um deines Felsens Zackenkronen.

Hydra.

Auf dürft'gen Riffen
Streng zogst du dein Geschlecht, da fällt es Tannen
Und ward ein Heldenvolk auf flücht'gen Schiffen.

Ritornelle

von Rückert.

1.

Bescheidnes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein Weilchen!

2.

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.

3.

Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

4.

O Myrtenkrone!
Dein Los ist schön; du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

Aus den „Totenkränzen"

von Zedlitz.

(Canzone.)

Führ' mich zum grünen, blum'gen Isarstrande!
Ein Fürst starb dort aus Wittelsbachs Geschlechten!
Sahst du die Thränen, die dem Toten flossen,
Dem Güt'gen, Milden, Weisen, dem Gerechten?
Es starb der Herrscher nicht dem werten Lande,
Denn sieh, es lebt ein Sohn, von ihm entsprossen,
Groß, edel und entschlossen,
Des Volks mit Kraft und hohem Sinn zu walten!
Nicht um die Zukunft flossen dort die Thränen,

Gesichert durften sie die Völker wähnen,
Das heil'ge Recht in starker Hand gehalten,
Doch weil ein Vater wegschied von den Seinen,
Der's gut gemeint, sah man die Kinder weinen!

Angereihte Perlen

von Rückert.

(Alexandriner.)

1.

Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.
Weil sie so Süßes wirkt, muß sie so bitter stechen;
Die Erd' hat keine Lust, die nicht ein Weh' wird rächen.
Aus einem Blumenkelch saugt sie so Gift als Seim;
Denn heimlich ist der Tod in jedem Lebenskeim.

2.

Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blätter trug, vor seinem Hauch muß zagen.

3.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank!

4.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Vierzeilen

von Rückert.

1.

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.

2.

Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden,
Und bei Toten wohnt im Grabe Frieden.
Zage nicht, wie auch das Los dir falle!
Immer ist dir, was du brauchst, beschieden.

3.

Solang des Lebens Hoffnungsfunke glimmt, ist's gut;
Wenn Tod hinweg des Lebens Ängste nimmt, ist's gut.
O Preis dem Herrn, der alles gut und wohl gemacht!
Ob Leben er, ob er dir Tod bestimmt, ist's gut.

Die Form des Ghasels

von Rückert.

(Vierzeile).

Die neue Form, die ich zuerst in deinen Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel steh'n in deinem reichen Kranze.
Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen mancher
So gut im persischen Ghasel wie sonst in welscher Stanze!

Das Ghasel

von Platen.

(Vierzeile.)

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Ghaselen

von Platen.

1.

Farbenstäubchen auf der Schwinge
Sommerlicher Schmetterlinge,
Flüchtig sind sie, sind vergänglich
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe.
Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
Wie ein Hauch auf blanker Klinge.
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Los der Dinge;
Meine Töne sind zerbrechlich
Wie das Glas, an das ich klinge.

2.

Wer zog den Nerv im Weltgehirne? Du!
Wer hält das All an diesem Zwirne? Du!
Wer gab dem Neger das geflachte Haupt
Und wölbte Platons hohe Stirne? Du!
Wer schuf die Tulpe wie das Heidekraut,
Die Pomeranze wie die Birne? Du!
Wer hat das Thal mit Rosen rot bedeckt,
Und wer mit Eis die blaue Firne? Du!
Du bist es, der, wie eine Perlenschnur,
Zusammenreihte die Gestirne, du!

Gebet

von Geibel.

(Ghasel.)

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei;
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Verzeichnis der Gedichte nach den Namen ihrer Verfasser geordnet.

Literaturnachweise zum poetischen Teil.

Gedichte von E. M. Arndt; Berlin 1860. — Gedichte von Nikolaus Becker; Köln 1841. — Chamissos Werke, Hempel-Ausgabe. — Matthias Claudius' Werke herausg. v. Redlich; Gotha 1871. — Gedichte von Felix Dahn; zweite Samml. 1. Abt. Stuttgart 1873. — Ferdinand Freiligraths ges. Dichtungen; Stuttgart 1877. — A. E. Fröhlichs ges. Schriften; Frauenfeld 1853. — Emanuel Geibels ges. Werke in 8 Bdn.; Stuttgart 1883. — Paul Gerhardt, Ausgabe von Gödeke; Leipzig 1877. — Goethes Werke herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 1. B.; Weimar 1887 [für die Nummern 1. 2. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 59. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73a. 127. 131.]; Goethes sämmtl. Werke in 10 Bdn.; Stuttgart 1875 [für die Nummern: 38. 49. 50. 56. 73b. 96. 97. 98. 125. 129. 130. 132. 140.]. — Heinrich Heines gesammelte Werke herausg. v. Karpeles; Berlin 1887. — Herders Werke herausg. v. H. Düntzer (Hempel). — Gedichte von Gottfried Kinkel; Stuttgart u. Tübingen 1843. — Klopstocks Werke herausg. v. Hamel; Berlin u. Stuttgart [Kürschners Nationalliteratur]. — Theodor Körners sämmtl. Werke; Leipzig, Reclam. — Dichtungen von Ludw. Gotth. Kosegarten; 5. Ausg.; Greifswald 1824. — Lessings gesammelte Werke; Leipzig 1853. — Gedichte von Hermann Lingg; Stuttgart 1864. — Die Völkerwanderung. Epische Dichtung v. Hermann Lingg; Stuttgart 1868 — Gesammelte Werke des Grafen August von Platen; Stuttgart u. Tübingen 1853. — Fr. Rückerts ges. poetische Werke; Frankfurt a/M. 1868. — Gedichte von Adolf Friedrich von Schack; Berlin 1867. — Max von Schenkendorfs Gedichte herausg. v. Hagen; Stuttgart 1862. — Schillers sämtliche Gedichte; Berlin (Hempel). *) — August Wilhelm von Schlegels sämtl. Werke herausg. v. Eduard Böcking; Leipzig 1846. — Uhlands Gedichte u. Dramen, Volksausgabe; Stuttgart 1863. — Sämtliche poetische Werke von Joh. Heinr. Voß; Leipzig 1853. **) — Gedichte von Frhr. v. Zedlitz; Stuttgart 1859. — Der Text des Volksliedes „Hoffnung" (Nr. 63) wurde den „Deutschen Volksliedern, ges. von Karl Simrock" (Frankfurt a/M. 1851) entnommen.

---

*) Der Zusatz „später" unter dem Text verzeichnet die von Schiller für die geplante Prachtausgabe vorgenommenen Änderungen. — **) Die neueste Ausgabe von Sauer [Kürschners Nationalliteratur] bietet den ursprünglichen kurzen Text, nicht den erweiterten, der später von Voß selbst herausgegeben wurde und in alle Ausgaben überging.

Wahrgenommene Druckfehler.

Die ersten drei Bogen (S. 1—48) wurden infolge eines Versehens vor der letzten Durchsicht abgezogen, weshalb in denselben leider mehrere Druckfehler stehen blieben Folgende Verbesserungen sind in diesen und den folgenden Bogen des poetischen Teiles unterlassen worden:

S. 3 Z. 10 v. u. l. schlürft
S. 4 Z. 19 v. o l. trautem
S. 5 Z. 12 v. o. l. Rednergebärden
S. 6 Spalte 2 Z. 12 v. u. l. wollt'
S. 11 Vers 66 l. Gips,
S. 11 V. 69 l. binsenbeflochtenen
S 13 V. 143 Beutel!
S. 13 V. 145 bedeut' ihn!
S. 15 V. 211 l. geschmiegt (ohne Komma)
S. 16 V. 20 l. Gestad'
S. 17 V. 49 l. Briten.
S. 18 Z. 13 v. u. l. bringt's
S. 19 Z. 12 v. o. l. Mund
S. 24 Z. 4 v. u. l Wohl
S. 26 Z. 19 v. u. l. weh'n;
S. 26 Z. 17 v. u. l. Übermüt'gen,
S. 26 Z. 1 v. u. l. Hei,
S. 28 Z. 5 v. u. l. Gott,
S. 31 Z. 1 v. o. l. Höflingsschar,
S. 31 Z. 15 v o. l. Preis.
S. 39 Z 3 v. o. l. gefallen,
S. 42 Z. 15 v. o. l. Thrasyll
S. 44 Z. 6 v. o. l. Luft,
S. 44 Z. 16 v. o. l. Wiederseh'n!
S. 45 Spalte 1 Z. 8 v o. l. streuend (ohne Komma)
S. 45 Spalte 1 Z. 1 v. u. l. Jünglings
S. 48 Spalte 2 Z. 9 v. u. l. gültig
S. 64 Spalte 1 Z. 5 v. u. l. glüht'
S. 76 Z. 11 v. o. l. zum drittenmal
S. 76 Z. 12 v. o. l. waget?".
S. 78 Z. 17 v. u. l. Not,
S. 111 Z. 14 v. o. l. Pegasus
S. 145 Spalte 1 Z. 5 v. o. l. Aug'

Prosaischer Teil.

I. Abteilung.

Geschichte, Biographie, Kultur- und Kunstgeschichte.

Sage und Geschichte

von W. Wackernagel.

Sage heißt eigentlich und ursprünglich so viel als Erzählung überhaupt, die altnordische Sprache versteht darunter auch eine streng historische Geschichtserzählung. Hier jedoch nehmen wir das Wort in dem Sinne, welchen die neuere Zeit ihm gegeben hat. Bei der Sage in diesem Sinne ist vor allen übrigen Seelenkräften das Gedächtnis thätig; aber auch die Phantasie tritt wirkend hinzu, und nicht minder leisten Gemüt und Verstand angemessene Hilfe. Die geschichtliche Wirklichkeit, aus der sie schöpft, ist jedesmal die Geschichte desjenigen Volkes, bei welchem sie sich bildet; sie geht auf seine Thaten und Erlebnisse, seine Helden und Weisen. Aus der Masse aber dieses historischen Stoffes erscheint in der Sage immer nur soviel herausgehoben und beibehalten, als erforderlich oder hinlänglich ist, um die angeschaute göttliche Idee in sich aufzunehmen; was aber von geringerer Bedeutung ist, was die Anschauung stören und verdunkeln kann, läßt sie getrost fallen; ja es wird nicht bloß verschwiegen, es werden sogar historische Thatsachen umgestaltet; noch mehr, es werden von der Phantasie unhistorische Züge unter die historischen gemischt: alles das nur, um die Idee noch besser zu ergreifen, noch angemessener einzukleiden. So liebt die Sage namentlich das Wunderbare, das Wunderbare als das unleugbarste Merkmal der waltenden Hand Gottes. Sage ist also auch Geschichte, aber erhoben zur Höhe der Idee, Geschichte, berichtigt vom religiös-sittlichen Standpunkte aus, Geschichte von einer mehr als bloß gemeinen Wahrheit. Sie ist gleichsam die vox populi vox dei über die Geschichte, oder, wie Görres treffend sagt, „der feurige Wein, in den die Geschichte, durch-

wärmt vom Lebensgeiste des Volkes, aufgegoren" (Heldenbuch von Iran 2, 356). Aber wohl zu beachten, Bewußtsein und Absicht haben an all dem nicht den geringsten Anteil: nicht wissentlich und geflissentlich wird dieses verschwiegen und jenes hinzugedichtet; und Wunder werden erzählt, nicht damit man Gott darin erkenne, sondern weil man ihn darin erkennt. Jede Sage ist eigentlich als Geschichte, als historisch wahr gemeint: aber da man die gegebenen Thatsachen von dem Kern und Mittelpunkt der göttlichen Idee heraus betrachtet, so kann es bei der menschlichen Gebrechlichkeit und Fehlbarkeit nicht ausbleiben, daß man sich in den Außendingen vielfach irrt, daß man verwechselt und verstellt, daß man auch sieht, was gar nicht vorhanden ist. Diese sagenhafte Art ist es, in der alle Völker ihre Geschichte auffassen, solange sie noch ein natürlicheres, durch Zivilisation und Gelehrsamkeit ungetrübtes oder minder getrübtes Leben führen: darum beginnt alle Geschichte zuerst mit Sage, nicht bloß die griechische und die römische; darum treffen auch die Sagen der verschiedensten Völker, wenn schon sie jede an ihrem Orte daheim und überall eben Nationalsagen sind, dennoch so oft in ihrem eigensten Wesen wie auch in der Art der Gestaltung überein, und der Schuß des Tell findet sich schon Jahrhunderte früher als nordische Sage vor; denn alle sprechen die überall einigen göttlichen Ideen aus, die in der Geschichte wahrgenommen werden, und überall ist es die menschliche Phantasie, die dem Gedächtnis bei der Gestaltung der Anschauung wesentliche Dienste leistet. —

Jede Sagendichtung drückt irgend eine in der Geschichte offenbarte Idee aus; aber sie rückt dieselbe in das Gebiet der Einbildungskraft und läßt die gemeine Wahrheit der Thatsachen aufgehen in die Schönheit: da muß denn fortfallen, was zu viel ist und die einheitliche Anschauung der Idee behindert; auf der andern Seite fügt die Phantasie wieder hinzu, um der lebendigen Mannigfaltigkeit willen; selbst die verbliebenen und nicht erfundenen Thatsachen werden oft mit kühnster Freiheit umgebildet. Anders die Geschichtsschreibung. Allerdings wird sich auch der rechte Historiker niemals der idealen Richtung entschlagen: auch er wird in dem geschichtlichen Verlaufe, der ihm vorliegt, die leitende und belebende göttliche Idee zu erkennen suchen; sie wird auch ihm Anfang und Ende sowohl seiner eignen Produktion sein als der Reproduktion, die er auf Seiten des Lesers bezweckt: aber, und darin beruht nun der große Unterschied, er sucht und sieht ihre Offenbarung nicht im Schönen, sondern im Wahren; er betrachtet die historischen Thatsachen, über denen sie schwebt, vom Gebiete des Verstandes her, nicht von dem der Einbildung; er verschmäht alles Zuthun der Phantasie und duldet nur die Dienste der Erinnerung, die so vereinzelt der verständigen Erkenntnis unschädlich ist; er verwirft keine Thatsache, selbst wenn sie

die Idee verdunkeln sollte, deshalb, weil sie dies thut; er erfindet keine, damit sie die Idee in ein helleres Licht setze: da braucht er auch nichts umzugestalten, sondern er gestaltet und bildet nur nach, was er vorfindet, und ehe er es nachbildet, prüft er, ob er auch das Wahre vorgefunden habe. Aber wie gesagt, bei all dieser resignierenden Treue, all diesem rein verständigen Forschen wird er niemals die Idee aus dem Auge verlieren: er wird sich fort und fort wenigstens bemühen, sie mit der unverkürzten Wahrheit zu vereinbaren, sie als den Keim jeder Thatsache, jede Thatsache als ihre Frucht zu erkennen und so die Reihe der Ereignisse, die er vorführt, zu einem Organismus zu verketten, der durch die Einheit einer inneren Notwendigkeit zusammengehalten und beseelt sei und erst mit Vollendung der Idee selber ende. Ein solches Verfahren ist es allein, das den vielfach mißbrauchten Namen pragmatischer Geschichtsschreibung in Anspruch nehmen darf, insofern πρᾶγμα nicht jedwedes bezeichnet, das geschieht, sondern etwas, das geschieht, weil es geschehen muß, und das wirksam ist, weil es geschieht, die volle Wirksamkeit aber und die wahre Notwendigkeit sich immer nur vom Standpunkte der Idee aus ergeben können. Der Historiker bemüht sich also, die wirkende Idee durch unverkürzte Wahrhaftigkeit der berichteten Thatsachen zur Erscheinung zu bringen: aber nur zu oft ist diese Bemühung eine fruchtlose; nur zu oft erweist sich ihm, sobald er mit den Erfahrungen und Urteilen des Verstandes sich begnügen will, statt jenes organischen, bloß ein mechanischer Zusammenhang; nur zu oft nicht einmal dieser. Und dennoch darf er, wenn er gewissenhaft ist, die Grenzen nicht überschreiten, innerhalb welcher ihm die Dinge so abgerissen, so ohne Leben und Bedeutung erscheinen. Da zeigt sich denn am herbsten und schärfsten der Kontrast zwischen Geschichte und Sage, das Unkünstlerische, das, verglichen mit den Anschauungen der erzählenden Dichtkunst, denen der historisch erzählenden Prosa beiwohnt: denn die Sage würde mit der Kühnheit der schöpferischen Phantasie jene der Idee widerstreitenden Einzelheiten entweder ganz beseitigen oder unter ihnen den Zusammenhang herzustellen wissen, den der Verstand nicht zu erkennen vermag.

Über das Studium der vaterländischen Geschichte

von Heinr. Luden.

Das Wichtigste, womit sich der Mensch beschäftigen kann, ist das menschliche Leben. Den Geist zu erforschen, der sich in den mannigfaltigen Erscheinungen dieses Lebens offenbart; die Gottheit zu erkennen, die in diesen Erscheinungen wirkt und waltet, das ist darum der höchste Genuß des Lebens, weil der allwaltende Geist nirgends

größer erscheint als in den Werken menschlicher Freiheit. Aber nur in der Geschichte, welche ein Abbild des menschlichen Lebens ist, mag dieser Geist erkannt werden. Die Gegenwart eilt schnell vorüber, die Zukunft ist uns unbekannt; nur die Vergangenheit steht fest in der Geschichte und antwortet auf unsere Frage. Gleichgültigkeit gegen die Geschichte zeugt daher von Gleichgültigkeit gegen Leben und Bildung und Gleichgültigkeit gegen diese ist nur möglich dem Tode d. h. der Geistlosigkeit und Bestialität. Wer wahrhaftig Mensch ist und in sich die Regung eines lebendigen Geistes gewahrt, der muß sich angezogen und gereizt fühlen von den Erscheinungen der Menschlichkeit, von den Offenbarungen des Geistes; wer fähig ist zur Tugend und That, dem kann Tugend und That anderer nicht uninteressant sein; wer leben und wirken mag für die Gegenwart, den muß ergötzen, früherer Menschen Leben und Wirken zu sehen, zu erforschen ihre Zwecke, zu beachten ihre Weise, zu bemerken das Resultat: wie und warum alles so war und kam; was Reiche und Völker erzeugt, gehoben, gefährdet, gerettet, gestürzt, und wie bei allem Wechsel und allen Unfällen immer eins gerettet ward, welches das Glück folgender Zeiten und die Würde des Menschen ist. Er muß an der Geschichte jedes Volkes das reine Interesse finden, welches der Mensch am Menschen findet, der Geist am Geiste, die Vernunft an der Vernunft und, wenn so zu sagen erlaubt ist, an der Gottheit. Denn in der Geschichte jedes Volkes zeigt sich Vernunft und Gottheit!

Außer diesem rein menschlichen Interesse aller Geschichte aber gewährt die Geschichte des Vaterlandes noch ein anderes und, wenngleich kein höheres, doch zarteres und näheres Interesse.

Soweit nämlich das Andenken der Menschen reicht, ist zu aller Zeit, bei allen Völkern, sobald sie zu einiger Kultur und Menschlichkeit gekommen waren, der Name Vaterland ein heiliger Name gewesen; selbst tief entartete Nationen haben ihn nicht verleugnet. Der Baum wurzelt in dem Boden, der ihn emportreibt; das Tier bleibt der Gegend getreu, wo es Futter findet; der rohe Mensch, noch Sklave seines Leibes und darum dem Tiere nicht ungleich, hängt an der Scholle, die ihn nährt; dem Gebildeten aber, dem Menschen von Verstand und Gemüt, ist das Vaterland etwas ganz anderes, etwas viel Höheres, und darum kann er es lieben. Die Natur will unleugbar mehrere Völker neben einander auf der gemeinsamen Erde; die unendliche Fülle des Geistes, die sich im Leben entfalten soll, kann sich nur entfalten in vielen und verschiedenen Weisen und Eigentümlichkeiten. Darum sondern Höhen und Tiefen, Meere und Gebirge Menschen von Menschen und geben eben damit Veranlassung zur Vereinigung von Menschen mit Menschen. Denn der Mensch, obgleich ein Ganzes für sich, ist ein Teil der Menschheit, aus dieser heraus, und dadurch innerlich verwandt und eins mit den Menschen.

Daher sucht er auch äußerlich diese Einheit; er ist gesellig und erstrebt die Gemeinschaft derer, denen er begegnet. So bilden sich verschiedene Gesellschaften von Menschen. Durch die besondere Umgebung der Sinnenwelt, durch gegenseitige Bedürfnisse und Befriedigungen, durch gemeinschaftliche Arbeiten und Genüsse, durch Teilnahme an gleichen Leiden und Freuden wird jede derselben für sich ein Ganzes, fremd den andern; es bilden sich Völker.

Nun ist freilich in allen Völkern ein und dasselbe Leben: alle bestehen aus Menschen, und alle Menschen sind Glieder der Menschheit; nun ist es freilich derselbe Geist, der sich zu offenbaren ringt, hier wie dort; es ist das Streben nach Kultur und Menschlichkeit, nach voller Entwicklung aller inwohnenden Kraft, welches zieht und treibt. Aber dieser Geist, dieses allgemeine Leben zeigt sich in jedem Volke und kann sich nur zeigen auf eine eigentümliche Weise; das Leben bekommt einen bestimmten individuellen Charakter, den es nur in diesem Volke hat und haben muß, und in der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dieser Charaktere enthüllt sich eben der Reichtum des Lebens. Alle Offenbarungen des Geistes, die wahrhaftig in diesem einen Volke sich entwickeln, haben durchaus einen eigentümlichen Stempel, den sie sonst nirgends haben und nirgends, bei keinem anderen Volke, haben können. So wie die allgemeine Sprache, als die unmittelbarste Erscheinung der Vernunft (als der allgemeine Verstand), bei jedem Volke zur Nationalsprache wird, weil die allgemeine Vernunft zur Nationalvernunft geworden ist, d. h. eine bestimmte Eigentümlichkeit erhalten hat, so trägt auch, wiewohl nicht jedem eben so vernehmbar, die Staatsverfassung und das Recht, die Sittlichkeit und die Religion, die Wissenschaft und die Kunst einen eigentümlichen Stempel, der diesem Volke angehört. Was nicht diesen Stempel trägt, was dem Volke von außen zugebracht wird, das kann nur Leben und Kraft gewinnen, wenn es dem Volke als Nahrung dient, wenn es umgesetzt wird und sich auflöset in die Eigentümlichkeit; ohne diese Auflösung kann es nur bestehen durch den Untergang des Volkes. Darum ist das erste Streben eines jeden Volkes, und muß das erste Streben sein: seine Selbständigkeit zu erhalten, frei und unabhängig zu bleiben von der Herrschaft jedes anderen Volkes, um sich die freie Entwicklung in seinem eigentümlichen Charakter möglich zu erhalten, um zu verhüten, daß ein fremdes Volk ihm eines fremden Lebens fremden Sinn aufzwinge. Denn alles Leben liebt sich selbst und will sich erhalten und erweitern: es will alles unterwerfen, um vollkommen frei zu sein. Daher entsteht ein Streben jedes Volkes gegen alle anderen, unter ihnen hervorzuragen, zu gelten, zu gebieten, wie der einzelne strebt gegen den einzelnen.

Die Völker haben wie die einzelnen Ehre und Schande. Die größte Ehre aber wie das größte Glück ist: frei dazustehen in eigen-

tümlicher Kraft, jedem anderen Volke, wenn nicht überlegen, doch gleich, allem Angriff trotzend; die größte Schande aber wie das größte Unglück: einem anderen Volke unterworfen zu sein, zu dienen und fremde Eigentümlichkeit zu erhalten, nähren, fördern mit der eigenen. Die freie Selbständigkeit ist nicht das höchste Ziel, welches erstrebt wird, aber das notwendige Mittel, ohne welches ein Volk kein Ziel erreichen kann, es sei, welches es wolle. Denn das Volk ist vernichtet, wenn seine Eigentümlichkeit vernichtet ist; die Eigentümlichkeit aber muß, oder wenigstens sie kann vernichtet werden, wenn dasselbe fremder Herrschaft unterworfen wird. Die alten Deutschen, unsere Urväter, fürchteten sich wenig vor dem Schwerte der Römer; sie glaubten unter römischen Legionen Deutsche bleiben zu können, weil sie den Sinn einer Eroberung nicht kannten. Als sie aber nach römischen Gesetzen gerichtet werden sollten, da fühlten sie, daß dieses der Anfang war zur Vernichtung ihrer Eigentümlichkeit; dagegen empörte sich die deutsche Natur, und das römische Joch wurde zerbrochen. Ein Volk daher, welches seine Selbständigkeit aufgibt, gibt sich selbst auf und weiht sich dem Untergange, das Verdammungswürdigste, was geschehen mag!

Der einzelne Mensch nun gehört notwendig zu irgend einem Volke und geht aus dem Volke hervor. Er hat für die Menschheit die Bestimmung, alles, was von Geist und Kraft in ihm ist, frei und vollkommen auszuleben. Was aber von Geist und Kraft, von Kultur und Menschlichkeit sein ist oder sein wird, das offenbart sich in ihm und gelangt zu ihm in der Eigentümlichkeit seines Volkes und kann sich darum nur entwickeln in dieser Eigentümlichkeit; darum muß sein Streben zusammenfallen mit der Bestrebung des Volkes, dessen Teil er ist; darum muß des Volkes Ehre seine Ehre, sowie die Schande des Volkes seine Schande sein. Er muß die Selbständigkeit seines Volkes wollen, weil er die Eigentümlichkeit desselben wollen muß, und er muß die Eigentümlichkeit desselben wollen, weil er die Sehnsucht seines Gemütes nur dadurch stillen oder dem Sinne und der Bestimmung seines Lebens — sich frei und vollkommen auszubilden — nur so gemäß leben kann. Darum liebt der Verständige oder der, den ein menschliches Gemüt beseelt, sein Volk, wie er sich selbst liebt, weil das Volk in ihm ist, wie er im Volke; darum wird ihm der Boden, auf welchem sich die von den Vätern angestammte Eigentümlichkeit bewegt, zum Vaterlande, dem sein Leben gehört; und darum gibt der, welcher sein Vaterland aufgibt, sich selbst auf, das Verdammungswürdigste, was geschehen mag!

Der Wunsch aber, das Eigentümliche des Volkes, wie es von den Vätern empfangen ist, so zu erhalten, zu fördern und es den Kindern zu hinterlassen, damit es vollendet werde, das Streben, das Einzige und Heilige, welches allen Völkern und Zeiten gemein, auf die

individuelle Weise, auf welche es uns allein zugänglich ist, zu erkennen, zu bewahren und auszubilden und es so auf die Nachkommen zu bringen — Freude über das Gelingen, Schmerz über das Mißlingen, Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung für diesen Zweck bis zur frohen Hingabe des Lebens: — das allein ist Vaterlandsliebe; keineswegs aber ist Vaterlandsliebe jener tote Gewohnheitssinn, der sich nicht von hergebrachten Formen trennen mag, weil sie bequem sind, noch tierische Anhänglichkeit an Grund und Boden, auf welchem man sich zuerst gefunden hat, ohne Wollen und That. „Wo ich frei leben kann, da ist Rom", sagte Brutus; was heißt das anders als: nicht die sieben Hügel, nicht die Tiber oder diese Mauern machen mein Vaterland, sondern der ernste eigentümliche Freisinn alter Römerseelen; wo Römer sind, da ist Rom, wo das Eigentümliche meines Volkes ist, da ist mein Vaterland!

Dieses Eigentümliche eines Volkes aber, wie es sich im Leben desselben, im Ablaufe der Zeit, geoffenbart hat im Thun und Leiden, in Religion und Sitten, in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Gesetz, das berichtet die Geschichte dieses Volkes. Je lebendiger daher jemand durchdrungen ist von den Wahrheiten, die bisher angeführt sind; je kräftiger der Geist seines Volkes in ihm selbst lebt und arbeitet; je tiefer wahrhaftige Vaterlandsliebe ihn beseelt, desto inniger wird er der Geschichte seines Volkes nachforschen, weil er den Geist seines Volkes erkennen und sehen will, auf welcher Stufe der Kultur er steht, wie alle seine Verhältnisse geordnet sind, und wie das geworden, was ist; unter welchen Umständen, durch welche Thaten; was gehindert, was gefördert. Und er will dieses wissen und muß es wissen, um für sein Volk nach festen Grundsätzen leben und wirken zu können; denn ein jeder muß ja wohl die Natur des Stoffes kennen, der ihm zur Bearbeitung vorliegt; im menschlichen Leben aber gibt es nur einen Weg zur Erkenntnis der Gegenwart — den Weg durch die Vergangenheit. Das ist das besondere eigene Interesse, welches die Geschichte des Vaterlandes neben dem rein menschlichen Interesse hat, das alle Geschichte gewährt.

Der ältere Scipio

von Th. Mommsen.

Der Senat, der die Bedeutung und die Eigentümlichkeit des spanischen Krieges richtig beurteilte und durch die von der römischen Flotte gefangen eingebrachten Uticenser von den großen Anstrengungen erfahren hatte, die man in Karthago machte, um Hasdrubal und

Massinissa mit einem starken Heer über die Pyrenäen zu senden, beschloß nach Spanien neue Verstärkungen und einen außerordentlichen Feldherrn höheren Ranges hinzuschicken, dessen Ernennung man dem Volke anheim zu geben für gut fand. Lange Zeit — so lautet der Bericht — meldete sich niemand zur Bewerbung um das gefährliche und verwickelte Amt, bis endlich ein junger siebenundzwanzigjähriger Offizier, Publius Scipio, der Sohn des in Spanien gefallenen gleichnamigen Generals, gewesener Kriegstribun und Ädil, als Bewerber auftrat. Es ist ebenso unglaublich, daß der römische Senat in diesen von ihm veranlaßten Komitien eine Wahl von solchem Belang dem Zufall anheimgestellt haben sollte, als daß Ehrgeiz und Vaterlandsliebe in Rom so ausgestorben gewesen, daß für den wichtigen Posten kein versuchter Offizier sich angeboten hätte. Wenn dagegen die Blicke des Senats sich wandten auf den jungen talentvollen und erprobten Offizier, der in den heißen Tagen an der Trebia und bei Kannä sich glänzend ausgezeichnet hatte, dem aber noch der erforderliche Rang abging, um als Nachfolger von gewesenen Prätoren und Konsuln aufzutreten, so war es sehr natürlich, diesen Weg einzuschlagen, der das Volk auf gute Art nötigte, den einzigen Bewerber trotz seiner mangelnden Qualifikation zuzulassen und zugleich ihn und die ohne Zweifel sehr unpopuläre spanische Expedition bei der Menge beliebt machen mußte. War der Effekt dieser angeblich improvisierten Kandidatur berechnet, so gelang er vollständig. Der Sohn, der den Tod des Vaters zu rächen ging, dem er neun Jahre zuvor an der Trebia das Leben gerettet hatte, der männlich schöne junge Mann mit den langen Locken, der bescheiden errötend in Ermangelung eines Besseren sich darbot für den Posten der Gefahr; der einfache Kriegstribun, den nun auf einmal die Stimmen der Zenturien zu der höchsten Amtstaffel erhoben — das alles machte auf die römischen Bürger und Bauern einen wunderbaren und unauslöschlichen Eindruck. Und in der That, Publius Scipio war eine begeisterte und begeisternde Natur. Er ist keiner jener wenigen, die mit ihrem eisernen Willen die Welt in neue Gleise zwingen, um sie auf Jahrhunderte hinaus durch Menschenkraft zu bestimmen, oder die doch auf Jahre dem Schicksal in die Zügel fallen, bis die Räder über sie hinrollen. Publius Scipio hat im Auftrag des Senats Schlachten gewonnen und Länder erobert; er hat mit Hilfe seiner militärischen Lorbeeren auch als Staatsmann in Rom eine hervorragende Stellung eingenommen; aber es ist weit von da bis zu Alexander und Cäsar. Als Offizier ist er seinem Vaterlande wenigstens nicht mehr gewesen als Markus Marcellus, und politisch hat er, wenn auch vielleicht ohne seiner unpatriotischen und persönlichen Politik sich deutlich bewußt zu sein, seinem Lande mindestens ebensoviel geschadet als er ihm durch seine Feldherrngaben genutzt hat. Dennoch ruht ein besonderer Zauber auf dieser an-

mutigen Heldengestalt; sie ist von der heiteren und sicheren Begeisterung, die Scipio halb gläubig, halb geschickt vor sich hertrug, durchaus wie von einer blendenden Aureole umflossen. Mit gerade genug Schwärmerei, um die Herzen zu erwärmen und genug Berechnung, um das Verständige überall entscheiden und das Gemeine nicht aus dem Ansatz wegzulassen; nicht naiv genug, um den Glauben der Menge an seine göttlichen Inspirationen zu teilen, noch schlicht genug, ihn zu beseitigen, und doch im stillen innig überzeugt, ein Mann von Gottes besonderen Gnaden zu sein — mit einem Wort, eine echte Prophetennatur; über dem Volke stehend und nicht minder außer dem Volke; ein Mann felsenfesten Worts und königlichen Sinns, der durch Annahme des gemeinen Königstitels sich zu erniedrigen meinte, aber ebenso wenig begreifen konnte, daß die Verfassung der Republik auch ihn band; seiner Größe so sicher, daß er nichts wußte von Neid und Haß und fremdes Verdienst leutselig anerkannte, fremde Fehler mitleidig verzieh; ein vorzüglicher Offizier und feingebildeter Diplomat ohne das abstoßende Sondergepräge dieses oder jenes Berufs, hellenische Bildung einigend mit dem vollsten römischen Nationalgefühl, redegewandt und anmutiger Sitte, gewann Publius Scipio die Herzen der Soldaten und der Frauen, seiner Landsleute und der Spanier, seiner Nebenbuhler im Senat und seines größeren karthagischen Gegners. Bald war sein Name auf allen Lippen und er der Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien.

Nach der Schlacht bei Kannä

von Roth-Westermayer.

Keiner der auf uns gekommenen Geschichtschreiber, der diese Zeiten beschrieben hat, macht einen Versuch, das Gefühl der Vernichtung zu schildern, mit dem man in Rom die Nachricht von der Schlacht bei Kannä vernahm. Das Grausen und Entsetzen nach der Niederlage am trasimenischen See war in keiner Art mit demjenigen zu vergleichen, welches jetzt über das ganze Volk kam. Nur die Furcht vor einem Angriffe Hannibals auf die Hauptstadt, den man jetzt stündlich erwarten zu müssen glaubte, weckte den Senat aus der dumpfen Betäubung, in die er versunken war; und während man draußen vor dem Saale das Heulen und Wehklagen der Weiber hörte, suchte man innen Rat bei dem alten Fabius, dessen Weisheit jetzt allen fast göttlicher Art erschien. Rom hatte jetzt noch zwei Männer von gereiften Jahren, von denen man allein Rettung erwarten konnte, diesen Fabius und den damaligen Prätor M. Klaudius Marcellus, den Überwinder der Gallier. Fabius wachte jetzt allein für Senat und Volk,

sorgte für die Ruhe in der Stadt und ihre Sicherheit vor dem äußeren Feinde, suchte die Ursachen des göttlichen Zornes zu erforschen und diesen durch Opfer zu sühnen: unter einer Bevölkerung, die sich ganz und ohne Maß dem Jammer und der Angst hingab, sah man jetzt ihn allein ruhigen Schrittes und Blickes umherwandeln, die Begegnenden freundlich anreden, überallhin Rat und Beruhigung bringen. Marcellus war nicht in Rom: er befehligte die nach Sizilien bestimmte Flotte in Ostia. Der ritterlichste Römer seiner Zeit, ein guter Heerführer, doch mehr noch bewundernswert im persönlichen Kampfe, in dem er jeden Gegner niederwarf, stellte er in seinem Wesen das vollendete Bild römischen Heldenmutes dar, zeigte aber doch zugleich schon wenigstens Neigung und Achtung für Geistesbildung, welche bei dem damals nachwachsenden Geschlechte römischer Großen allmählich zu Ehren gelangte: er erkannte in griechischer Bildung ein wünschenswertes Gut, das er selbst in einem kampfbewegten Leben nicht zu gewinnen vermochte. An ihn erließ man den Befehl, von Ostia nach Kanusium zu gehen und dort von dem Konsul Varro die Reste des Heeres zu übernehmen, diesen selbst aber zur Rückkehr nach Rom zu veranlassen. Als nun Varro nach der Hauptstadt kam, gedemütigt im Bewußtsein des entsetzlichen von ihm verschuldeten Unglücks, zog ihm Senat und Volk, auch sein Gegner Fabius vor das Thor entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm im Namen des Staates dafür zu danken, daß er komme, seine Geschäfte wiederaufzunehmen, und an der Rettung des Landes nicht verzweifelt habe. Was ein späterer Dichter den Hannibal von dem Römer sagen läßt:

> Stürz'st du ins Meer ihn, schöner nur steigt er auf;
> Ringst du ihn nieder, mitten im Siege doch
> Fällt er dich ruhmvoll, daß vom Helden
> Singen und sagen daheim die Frauen,

das zeigte sich zuerst damals, als das Entsetzen über das Unglück von Kannä gewichen war. Der Konsul ernannte nach dem Wunsch des Senats den M. Junius zum Diktator, damit sofort alle verfügbaren Mittel zur Rettung des Staates in Bewegung gesetzt würden. Wer immer nur die Waffen tragen konnte, selbst siebzehnjährige Jünglinge, sogar Knaben wurden zum Kriegsdienste berufen, auch achttausend Sklaven zu demselben ausgehoben, Waffen und andere Kriegsbedürfnisse beigeschafft, teilweise aus den Tempeln entnommen. So wenig zahlreich aber die Mannschaft war, die auf solche Weise zusammengebracht wurde, so entschloß sich der Senat doch nicht, die Gefangenen loszukaufen oder durch ihre Familien loskaufen zu lassen; und da einer der zehn Gefangenen, die im Namen der übrigen mit Erlaubnis Hannibals ihre Bitte um Auslösung dem Senat vorgetragen hatten, seinen dem punischen Feldherrn geleisteten Eid brach und heimlich in Rom zurückblieb, sorgte der Senat dafür, daß er gefesselt ins feindliche

Lager zurückgebracht wurde. Auch bei den Versprengten in Kanusium sprach derselbe hohe Mut aus einem noch ganz jungen Kriegstribunen P. Cornelius Scipio. Als diesem berichtet worden war, daß unter dem kleinen dort versammelten Heerhaufen eine Verbindung angesehener junger Männer bestehe, welche den unseligen Boden Italiens zu verlassen gedächten, suchte er alsbald die Versammlung der Verschworenen auf, schwang das bloße Schwert über ihren Häuptern und forderte ihren Führer, L Cäcilius Metellus, auf, dem Vaterlande treu und gewärtig zu bleiben. Alle schwuren voll Bestürzung. Es war derselbe Scipio, der zwei Jahre zuvor seinem Vater in Oberitalien das Leben gerettet hatte und vierzehn Jahre später den Hannibal überwand.

So stand es mit den Römern nach der Schlacht bei Kannä. Hannibal aber zog von dem Schlachtfelde nicht stehenden Fußes gegen Rom, genehmigte auch nicht die Bitte seines Reiteranführers Maharbal, die wehrlose Stadt für ihn mit seinen Reitern erobern zu dürfen, sondern er führte sein Heer nach Samnium, dann herab nach Kampanien und gegen Neapel, das ihm seine Thore verschloß. Aber viele Völkerschaften des mittleren und mehr noch des unteren Italiens, die vorher noch nicht gewagt hatten von Rom abzufallen, traten jetzt auf seine Seite: unter ihnen fast alle Samniter und die vornehmsten griechischen Städte. Scheinbar der größte Gewinn aber war für ihn, daß Kapua durch einen ehrgeizigen Feind der römischen Macht, Pakuvius Kalavius, bewogen wurde, ihn als Freund und Befreier herbeizurufen; und Hannibal legte auf den Besitz dieser Stadt solchen Wert, daß er den Decius Magius, der daselbst diese Maßregel bis auf den letzten Augenblick mit aller Macht bekämpft hatte, gefesselt auf ein Schiff bringen ließ, damit er in Karthago gestraft würde. Aber von einem Seesturm nach Cyrene verschlagen, wurde der Mann gerettet und fand später bei dem ägyptischen Könige Ptolemäus Aufnahme. Indessen gelangte Hannibals Bruder Mago, als Bote des glänzenden Sieges abgefertigt, nach Karthago, erzählte vor dem versammelten Senate die Erfolge des punischen Heeres und schüttete endlich zum Zeichen, wie viele Leichen nur von Rittern die Schlachtfelder Italiens bedeckten, einen ganzen Scheffel Ringe vor den Augen der Ratsversammlung aus. Fast der ganze Senat, vorzüglich aber die Parteigenossen Hannibals, nahmen die Botschaft mit dem lautesten Jubel auf, und es erschien auch natürlich, daß Mago im Namen seines Bruders um Zusendung von Mannschaft, Geld und Lebensmitteln zur schleunigen Beendigung des Krieges bat; das Haupt der Gegenpartei aber, Hanno, der schon Hannibals Sendung nach Spanien auf das lebhafteste angefochten hatte, suchte vergebens darzuthun, daß das Verlangen nach Mitteln zur Fortsetzung des Krieges unstatthaft wäre, wenn Hannibal alle diese berichteten Erfolge wirklich errungen hätte, und daß man vielmehr Frieden mit Rom suchen solle. Man beschloß, viertausend

Numidier, vierzig Elefanten und tausend und fünfzig Talente an Hannibal zu schicken und für weitere Ergänzung seiner Macht durch spanische Söldner Sorge zu tragen.

Hannibal

von Th. Mommsen.

Als Hasdrubal im Anfang des Jahres 534 von Mörderhand gefallen war, beriefen die karthagischen Offiziere des spanischen Heers an seine Stelle Hamilkars ältesten Sohn, den Hannibal. Er war noch ein junger Mann, geboren 505, also damals im neunundzwanzigsten Lebensjahre; aber er hatte schon viel gelebt. Seine ersten Erinnerungen zeigten ihm den Vater im entlegenen Lande fechtend und siegend auf der Eirkte; er hatte den Frieden des Katulus, die bittere Heimkehr des unbesiegten Vaters, die Greuel des libyschen Krieges mit durchempfunden. Noch ein Knabe war er dem Vater ins Lager gefolgt; bald zeichnete er sich aus. Sein leichter und festgebauter Körper machte aus ihm einen vortrefflichen Läufer und Fechter und einen verwegenen Galoppreiter; Schlaflosigkeit griff ihn nicht an und Speise wußte er nach Soldatenart zu genießen und zu entbehren. Trotz seiner im Lager verflossenen Jugend besaß er die Bildung der vornehmen Phönikier jener Zeit; im Griechischen brachte er, wie es scheint erst als Feldherr, unter der Leitung seines Vertrauten Sosilos von Sparta es weit genug, um Staatsschriften in dieser Sprache selber abfassen zu können. Wie er heranwuchs, trat er in das Heer seines Vaters ein, um unter dessen Augen seinen ersten Waffendienst zu thun, um ihn in der Schlacht neben sich fallen zu sehen. Nachher hatte er unter seiner Schwester Gemahl Hasdrubal die Reiterei befehligt und durch glänzende persönliche Tapferkeit wie durch sein Führertalent sich ausgezeichnet. Jetzt rief ihn, den erprobten jugendlichen General, die Stimme seiner Kameraden an ihre Spitze, und er konnte nun ausführen, wofür sein Vater und sein Schwager gelebt und gestorben. Er trat die Erbschaft an und durfte es. Seine Zeitgenossen haben auf seinen Charakter Makel mancherlei Art zu werfen versucht: den Römern hieß er grausam, den Karthagern habsüchtig; freilich haßte er, wie nur orientalische Naturen zu hassen verstehen, und ein Feldherr, dem niemals Geld und Vorräte ausgegangen sind, mußte wohl suchen zu h a b e n. Indes, wenn auch Zorn, Neid und Gemeinheit seine Geschichte geschrieben haben, sie haben das reine und große Bild nicht zu trüben vermocht. Von schlechten Erfindungen, die sich selber richten, und von dem abgesehen, was durch Schuld seiner Unterfeldherren, namentlich des Hannibal Monomachos und Mago des Samniten, in seinem Namen geschehen ist, liegt in den Berichten über ihn nichts vor, was nicht

unter den damaligen Verhältnissen und nach dem damaligen Völkerrecht zu verantworten wäre; und darin stimmen sie alle zusammen, daß er wie kaum ein anderer Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Thatkraft mit einander zu vereinigen verstanden hat. Eigentümlich ist ihm die erfinderische Verschmitztheit, die einen der Grundzüge des phönikischen Charakters bildet; er ging gern eigentümliche und ungeahnte Wege, Hinterhalte und Kriegslisten aller Art waren ihm geläufig, und den Charakter der Gegner studierte er mit beispielloser Sorgfalt. Durch eine Spionage ohne gleichen — er hatte stehende Kundschafter sogar in Rom — hielt er von den Vornahmen des Feindes sich unterrichtet; ihn selbst sah man häufig in Verkleidungen und mit falschem Haar dies oder jenes auskundschaftend. Von seinem strategischen Genie zeugt jedes Blatt der Geschichte dieser Zeit und nicht minder von seiner staatsmännischen Begabung, die er noch nach dem Frieden mit Rom durch seine Reform der karthagischen Verfassung und durch den beispiellosen Einfluß bekundete, den er als landflüchtiger Fremdling in den Kabinetten der östlichen Mächte ausübte. Welche Macht über die Menschen er besaß, beweist seine unvergleichliche Gewalt über ein buntgemischtes und vielsprachiges Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat. Er war ein großer Mann; wohin er kam, ruhten auf ihm die Blicke aller.

Charakteristik des Pompejus und seiner hervorragendsten Zeitgenossen

von Roth-Westermayer.

Von Pompejus hatte man in Rom selbst geglaubt, er werde mit seinem siegreichen Heere aus Asien nur zurückkommen, um die durch seinen ausgedehnten mehrjährigen Oberbefehl angebahnte Alleinherrschaft nun wirklich für immer zu begründen und zu behaupten. Er hatte aber nicht ein bestimmtes und klar gedachtes Ziel vor sich, dem er mit Anwendung aller Mittel und Kräfte zustrebte; auch war es ihm weniger um die Ausübung der großen Gewalt zu thun, um deren Besitz er von jeher geworben hatte, sondern er folgte einem unwiderstehlichen Triebe, als der Erste und Gewaltigste dazustehen und sich als solcher anerkannt zu wissen. Die Habsucht, das allgemeinste Laster römischer Optimaten, hatte weniger Gewalt über ihn als über viele andere; zu Schwelgerei und den Ausschweifungen der Sinnlichkeit hatte er keine Neigung; statt der Darlegung des Reichtums in kostbarer Haushaltung gefiel er sich in absichtlicher Einfachheit gerade da, wo er am meisten gefeiert war, und eine gewisse Anhänglichkeit an das ehrbare Herkommen, das Kato pflegte, fehlte auch ihm nicht. Den

Feinden wollte er nicht wehe thun, aber eine Durchkreuzung seiner Absichten und die Angst, daß der Ruhm eines Nebenbuhlers dem seinigen schaden könnte, machte ihn bösartig; er hatte seine Lust daran, Städte und Könige vor sich als dem Stellvertreter Roms im Staube zu sehen, — darin den Scipionen ähnlich, nur daß seine Absicht persönlicher und er nicht ein Mann von Geist war.

Vergleichen wir zur richtigen Würdigung seines Charakters mit seinem Wesen die Haltung anderer hervorragender Zeitgenossen. Wurde Pompejus durch den Ehrgeiz von einem Kampfe zum andern geführt, so wandten Lukullus und Hortensius, auch wenn sie beide noch fortwährend Anteil an den Geschäften der obersten Verwaltung nahmen, sich doch vornehmlich dem Lebensgenusse zu — nur mit dem Unterschiede, daß es bei Hortensius mehr ein üppiges Spielen war, dem er sich ergeben hatte, während Lukullus eine edlere Pracht zu entfalten liebte. Sein Park vor den Mauern Roms, seine Landsitze, vornehmlich der bei Tuskulum, wie sein Haus in Rom selbst war mit allem ausgestattet, was selten, glänzend, großartig und zum Genusse einladend war, so daß die nachfolgende Zeit mit seinem Namen den Hang zum Luxus bezeichnete, wie auch die Pracht seiner Mahle sprichwörtlich geworden ist; seine Obstgärten boten die seltensten Früchte — unter ihnen die Kirschen, die er zuerst aus Pontus nach Europa brachte —; seine Kunstsammlungen enthielten die kostbarsten Gemälde; in seinen Säulengängen sah man zuerst den nach ihm benannten herrlichen ägyptischen schwarzen Marmor; seine große Bibliothek, einladend durch ihren Inhalt und ihre Einrichtung, stand den Gelehrten zu freier Benützung offen. Er selbst war ein philosophisch gebildeter Mann, ein Anhänger Platos und Freund des Antiochus von Askalon, welcher damals für das Haupt der akademischen Schule galt, und persönlich den Gelehrten, die seine Bibliothek besuchten, zugethan und, wo er konnte, hilfreich. —

Als erklärter Widersacher aller selbstsüchtigen Bestrebungen steht dagegen sowohl diesen beiden als allen anderen in dieser Zeit M. Porcius Kato, der Urenkel des Zensors, gegenüber. Er hatte vom Urgroßvater die unbeugsame Willenskraft und den kühnen Mut, war aber ein um vieles gebildeterer Geist und ein im Sinne des Altertums wirklich tadelloser Mann. Seine Tugend war nicht die altrömische, obwohl er sich um dieselbe bemühte, sondern sie war die unmittelbare praktische Anwendung der Sokratischen Philosophie, wie dieselbe von der stoischen Schule aufgefaßt wurde: das griechische Reis, auf den kraftvollen latinischen Baum gepfropft, trug in ihm seine schönsten Blüten und Früchte. Er suchte wirklich in seinem Leben den stoischen Grundsatz auszuführen, daß nur die Tugend ein wahres Gut, alles andere aber gleichgültig oder verwerflich sei, und bestrebte sich nach allen Seiten durchaus gerecht zu sein, ohne irgend einem Affekte Ein-

fluß auf seine Denkweise zu gestatten. Mit diesen Grundsätzen erhob er natürlicherweise den stärksten Widerspruch gegen den Geist seiner Zeit, doch ohne in seinem Wesen das Abstoßende mancher Stoiker zu haben, die sich eine rauhe Außenseite angewöhnten. Seine Sprache als Redner war trotz seiner starken Stimme und der Strenge seiner Ansichten angenehm und Beifall erweckend; er war mild im Umgange, auch gegen Untergebene, die er mit Darlegung der Vernunftgründe zum Gehorsam anhielt, gegen Verwandte zärtlich liebevoll und als Freund anhänglich auch bei großer Verschiedenheit der Grundsätze. Die stoische Strenge, zu welcher er sich bekannte, übte er zunächst nur gegen sich selbst aus, indem er sich auferlegte, was ihm als pflichtmäßig erschien; und wenn in seinem äußeren Auftreten manches der herrschenden Sitte widersprach, so geschah es nicht in dem eitlen Bestreben, Aufsehen zu machen, sondern er wollte sich gewöhnen, nur das wirklich Schamwürdige zu meiden und über die Meinung der Menge sich hinwegzusetzen. Sein Geist fühlte sich lebhaft zu der Wissenschaft und besonders zur Philosophie hingezogen; gleichwohl glaubte er seine Kraft zuallererst dem Staate schuldig zu sein und ergötzte sich erst an wissenschaftlichen Gesprächen, wenn er den Tag über in Rechtssachen und Staatsangelegenheiten thätig gewesen war. Er diente mit Auszeichnung im Kriege gegen Spartakus; die von ihm später in Mazedonien befehligten Soldaten waren durch sein Beispiel und seine Belehrung die menschlichsten und ehrenhaftesten und zugleich die tapfersten Leute vom ganzen Heere, und während er allen eitlen Schein gründlich verachtete, folgte ihm von selbst Ehre und Ruhm. Ebenso widmete er sich später mit einem nie gesehenen Eifer den Geschäften des Quästorenamtes, in das er durch persönliches geschäftskundiges Eingreifen — wenn auch freilich nur für die kurze Zeit seiner Verwaltung — Ordnung brachte.

War Kato das Bild der Selbstlosigkeit, so ging das Streben des Krassus nur dahin, durch seine Macht seinen übermäßigen, allmählich bis auf 30 Mill. Mark gestiegenen Reichtum immer noch zu mehren und den Pompejus und Cäsar, die er beide haßte, niederzuhalten; seine persönlichen Eigenschaften und Leistungen standen in Widerspruch zu seinen großen Ansprüchen. Dagegen war C. Julius Cäsar die mächtigste Natur, welche jemals auf römischem Boden erwuchs. Er war geboren im J. 100 als der Sprößling eines alten patrizischen Geschlechtes, doch hatte die Vermählung seiner Tante mit Marius und seine eigene Ehe mit einer Tochter des Cinna ihn bald der Aristokratie entfremdet und zu der Partei des Marius geführt. Sulla, der die Bedeutung des jungen Mannes wohl erkannte, schonte sein Leben bei den allgemeinen Proskriptionen nur aus Gefälligkeit gegen Verwandte, die für ihn baten, und Cäsar verbrachte die Zeit der Herrschaft des Diktators in Asien. Auch in der nächsten Zeit nach dem Tode Sullas machte er sich, nach Rom zurückgekehrt, noch wenig als Politiker bemerk-

lich, verließ vielmehr die Stadt bald wieder, um sich teils in Rhodus unter der Leitung des Molo rhetorischen Studien zu widmen, teils seine schon früher begonnene Beschäftigung mit den Kriegswissenschaften fortzusetzen. An Geisteskraft und Willensstärke seinen Zeitgenossen überlegen, bildete er so seine Anlagen nach allen Seiten aus, so daß er in der Folgezeit sich als vollendeter Meister in der Kriegskunst erwies und zugleich als unvergleichlicher Redner und gelehrter Schriftsteller glänzte. Aber auch nach seiner Rückkehr von Rhodus schien er als Politiker keine andere Absicht zu haben, als den Pompejus, mit dessen Hause er sich auch nach dem Tode seiner Gattin durch eine Heirat verband (67), zu verherrlichen; in diesem Sinne war er für die Gesetze des Gabinius (67) und Manilius (68) thätig. In Wirklichkeit aber hielt er sich zum Volke mit dem Bestreben, zu dem ihn seine Verwandtschaft mit Marius selbst aufzufordern schien, das Plebejertum emporzuheben, wie es durch Marius groß geworden war. Sein Werk war es, daß bei dem Leichenbegängnis der Witwe des Marius, welcher er als Neffe die Leichenrede hielt (68), die Bilder des Marius unter dem Jubel des Volkes an der Spitze des Zuges getragen wurden, ungeachtet das Gesetz Sullas noch in Kraft war, das seinen Gegner als Staatsverräter erklärt hatte. Und als man später (65) eines Morgens auf dem Kapitol die Bildsäule des Marius mit den sie umgebenden Bildern der Siegesgöttin, glänzend vergoldet und mit Inschriften von seinen Thaten gegen die Cimbern geziert, aufgestellt fand, erkannte jedermann voll Staunen in dieser Überraschung ein Wagestück Cäsars. Die Adeligen schrieen über die unerhörte Keckheit, eigenmächtig bestehende Gesetze umzustoßen, und sahen die Absicht Cäsars auf die Alleinherrschaft gerichtet; die Anhänger der Volkspartei dagegen blickten mit Freudenthränen auf das Bild, durch welches dem alten Vorkämpfer des Volkes das Leben wiedergegeben schien: jubelnd strömten unzählige Menschen auf das Kapitol; — man erkannte, wie stark diese Partei sei, die jetzt an Cäsar wieder einen Mittelpunkt und Führer gefunden hatte. Die Würde des pontifex maximus, die er im J. 63 erhielt, war der Lohn seines Auftretens.

Die letzte Römerschlacht

von Gustav Freytag.

Die letzte Schlacht, in welcher die römischen Legionen einen großen Sieg über die Germanen davontrugen, war die Schlacht bei Straßburg, welche Julianus als Cäsar im J. 357 n. Chr. gegen die Alemannen gewann.

„Durch wogendes Getreide zogen die Römer einen Hügel hinan; von der Höhe sahen sie nahe vor sich die Germanen, welche sich in

Schlachthaufen zusammenzogen, im Rücken der Deutschen den Rheinstrom; drei Tage und Nächte waren die Feinde übergesetzt. — Die Römer halten an und ordnen zur Schlacht. Die Vortruppen, Speerträger und Rottenführer stehen wie festgerammt, auch die Alemannen machen vorsichtig halt und harren. Der römische Feldherr sendet die Reiter auf den rechten Flügel. Gegen die Reiter der Römer sammeln auch die Germanen die Kraft ihrer Reiterei auf dem linken Flügel, zwischen ihren Reitern stehen eingestreut die Ausschwärmer und das leichte Fußvolk; den rechten Flügel aber bergen sie dicht gedrängt in Gräben und Hohlweg. Vor dem Alemannenheer ziehen die Könige, der gewaltige Chnodomar an dem linken Flügel, wo er den größten Schlachtendrang hofft, den Scheitel mit feuerfarbenem Bande umhüllt, im Glanz der Waffen strahlend, ein hünenhafter Mann; der Riesenstärke seiner Arme vertrauend reitet er seinem Volke auf schäumendem Rosse vor, seine Hand ist gestemmt an einen Wurfspieß von ungeheurer Länge. Vor dem rechten Flügel zieht sein Brudersohn Agenarich daher, der Serapio von seinem Vater genannt wurde, weil dieser einst als Geisel in Gallien in die fremden Mysterien eingeweiht war, ein Jüngling im Flaumbart, aber wacker über sein Alter. Außer diesen fünf Könige, zehn Königskinder, eine große Schar Edler vor einem Heervolk von 35,000 Männern verschiedener Stämme, die um Sold, Beute und als Verbündete fochten.

Wild klangen die Tuben, langsam rückte das Fußvolk des linken Römertreffens vor, aber der Führer hielt unweit der Gräben an, in denen die Germanen sich verdeckt bargen, und stand fest, besorgt um den Hinterhalt. Noch einmal reiten die Ordner der Schlacht in beiden Heeren die Scharen entlang und mahnen zu tapferer That. Aber die Germanen erheben Geschrei und fordern, daß ihre Fürsten von den Rossen absteigen und das Schlachtenlos des Volkes teilen. Sogleich schwingt sich Chnodomar von seinem Roß; wie er thun die andern, zu Fuß ziehen sie ihren Scharen voran.

Von beiden Seiten schreiten die Scharen in den Kampf. Die Wurfgeschosse fliegen. Aber die Germanen, nur auf den Ansturm denkend, springen, das Schwert in der Rechten, mit wildem Schlachtgesang gegen die Reihen der Römer; grimmig ist ihr Mut, ihre flatternden Haare starren, die Augen glühen im Schlachtenzorn. Die Reiter der Römer halten stand, sie schließen sich fest an einander, decken sich mit dem Schild, werfen die Speere und ziehen die Schwerter. Auf der andern Seite stürmt Fußvolk der Vortruppen gegen Fußvolk, die Römer drängen die Schilde zu dichtem Walle zusammen. Dicke Staubwolken erheben sich zwischen den Heeren, die Schlacht wogt hin und her, die Haufen wühlen sich in einander, sie stoßen und weichen. Erprobte Schlachtgänger der Germanen im Römerheer lassen sich auf das Knie nieder und stemmen sich fest, die Alemannen zurückzutreiben.

Aber der Grimm wird zu groß, Hand gerät an Hand und Schildrand stößt an Schildrand, die Himmelswölbung klingt wieder von lautem Geschrei der Jauchzenden und Fallenden.

Der linke Flügel der Römer dringt vor. Aber gegen die gepanzerten Reiter des rechten stürzen die Fußgänger der Alemannen, die leichten Begleiter der Rosse; sie tauchen nieder auf den Boden, sie erstechen von unten das Roß und bohren dem fallenden Reiter das Messer in die Fugen der Rüstung. Gesprengt suchen die Reiter Schutz hinter den Kohorten. Da reitet der Cäsar ihnen entgegen, ihn verkündet das Drachenbild von Purpurseide, welches am Langspeer hängt. Er hemmt ihre Flucht und ruft gegen die andrängenden Alemannen das Fußvolk.

Es sind die Kornuten und Brachiaten, Germanen in römischem Sold, kriegsharte Männer. Sie erheben einen starken Barritus, der in der Glut des Kampfes mit leisem Gemurmel beginnt, allmählich anschwillt und endlich rauscht wie die Brandung der Wellen an den Strandklippen. Gewaltig wird der Gedrang; in der Luft schwirren die Pfeile, wieder wirbelt dichter Staub empor und verhüllt den Männermord; Waffe dröhnt an Waffe und Leib an Leib. Aber die Alemannen fahren wie Feuerflammen auf dem Grunde den Feinden entgegen; die Söldner zwar heben ihre Schilde zum Schutzdach, aber die Schwerthiebe schmettern auf Schilde und Leiber und brechen Schilddach und Leib. — Neue Kohorten eilen im Schnelllaufe zu Hilfe, deutsche Bataver gegen ihre Stammgenossen, daneben die Reges, die in der Notstunde der Schlacht Rettung zu bringen wußten. Wieder schmettern wild die Trompeten; von neuem entbrennt der Kampf. Höher wächst der Streitgrimm der Alemannen, gleich Wütenden stürmen sie vorwärts, die Wurfspeere und das gestählte Rohr der Pfeile fliegen unaufhörlich, im Gewühl schlägt Messer an Messer, die Panzer springen von den heißen Schwerthieben; wer verwundet strauchelt, hebt sich noch einmal vom Boden, bis das Leben mit dem Blute dahin fließt. Es war ein Kampf mit gleicher Kraft. Höher und breitbrustig ragten die Alemannen; die Römer standen geübter in der Ordnung der Schlacht; wild, wie heulender Sturmwind, schlugen die Germanen, spähend und vorsichtig die Römer. Oft erhob sich der Römer, den die Wucht der feindlichen Waffen geworfen, wieder vom Boden, und der germanische Söldner stemmte sich noch auf das ermattete Knie; die linke Hüfte zurückbiegend kauerte er und drückte gegen den Feind.

Da im stärksten Gewühl der Schlacht drang plötzlich ein heißer Keil der Alemannen, Könige und Edle mit ihrer Gefolgschar, unwiderstehlich in die römischen Reihen. Sie schmetterten nieder, was ihnen entgegen stand, und stürmten bis in die Mitte der römischen Schlachtordnung. Hier stand die Legion der Primanen, die den Ehrennamen

führt: Schanze des Feldherrn. Dicht und zahlreich waren ihre Rotten; sie hielt fest, wie Mauer und Turm. Kaltblütig lauernd deckten sich ihre Krieger gegen den Angriff, geschickt wie Gladiatoren des Cirkus bohrten sie dem Feind das Schwert in die Seite, sobald er in achtlosem Grimm eine Blöße gab. Die Alemannen kämpften, gleich Wettrennern ihr Leben aufopfernd, wenig dachten sie daran, sich zu schützen, nur die Menschenmauer vor sich zu brechen.

Greulich wurde das Schlachten. Vor den Germanen türmten sich die Haufen ihrer Toten, sie sprangen immer wieder auf die Leiber ihrer Gefallenen; aber als das Ächzen der Liegenden häufig wurde, erregte es ihnen zuletzt Grauen. Matter wurde der Angriff. Die Überlebenden suchten den Rückweg durch die Straßen des Heeres, jetzt nur auf Rettung bedacht, sie fuhren dahin wie Schiffe auf wogender See, gejagt vom Sturmwind. Die Rücken der Weichenden zerschnitt der Römer, bis sein Schwert sich bog, und er selbst die Waffen des Germanen packte und ihm in das Leben stieß; nicht gesättigt wurde der Mordgrimm und keine Schonung wurde dem Flehenden. Durchstochen rang die Mehrzahl der Feinde mit dem Tod, Halbtote suchten mit den brechenden Augen noch das Sonnenlicht, Häupter, durch das schwere Wurfgeschoß abgerissen, hingen noch an der Gurgel, unter den Haufen der Toten verendeten auch Lebende, die das Eisen nicht berührt hatte. Schneller drängten die Sieger, ihr Eisen ward stumpf unter dichten Schlägen, Schilde und glänzende Helme rollten vor ihren Füßen, sogar die Flucht wurde den Germanen durch die Leichenhaufen gehemmt.

Da stürzten die Feinde rückwärts zu dem schlüpfrigen Ufer des Rheinstroms, die Rettung in den Fluten zu suchen. Am Ufer standen die Römer; sie schauten wie das Volk des Amphitheaters auf den Kampf der Männer und des Wassers, wie den einen die Rüstung zum Grunde zog, wie der Schwache den starken Schwimmer mit sich zur Tiefe zerrte, und sie warfen jauchzend ihre Geschosse nach den Ringenden; nur der Stärkste rang sich auf dem Schilde schwimmend durch die Strömung zum andern Ufer. Auch König Chnodomar wurde in einem Gehölz umstellt, er trat heraus und ergab sich; nach ihm boten zweihundert von seinem Gefolge, denen es Schmach war, ihren König zu überleben, die Hände den Fesseln dar. — Die Schatten des Abends legten sich auf die Erde, da erst rief Hörnerklang die Verfolger zurück; am Ufer des Rheins lagerten die Sieger, umschlossen von einem Ring ihrer Schildwächter."

Der Eintritt des Christentums in die römische Welt

von L. Ranke.

Überblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie, mannigfaltig gesondert, ursprünglich alle enge begrenzt, in lauter freien und eigentümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisiert; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen, diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Anteil an der Bildung des Altertums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen, aber innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlich sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle die Autonomien, welche die Welt erfüllen, sehen wir eine nach der andern sich beugen und verschwinden; wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern!

Zu andern Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte an die Religion zu glauben; damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Notwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt strömten sie nach Rom zusammen; welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Ägypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologien einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfnis der Welt schon nicht mehr genügt. Bei aller Teilnahme, die wir dem Untergange so vieler freier Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert

worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Moment der Weltentwickelung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; und in jedem seiner Sprüche wohnt der lautere Gottes-Odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr; in dem Menschensohn, Gottessohn erschien ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältnis Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen anderen am entschiedensten absonderte, die sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Monotheismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst, nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbats; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von einem Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den atlantischen Ozean, längs des Rheines und der Donau, über die gesamten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie

doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomien, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesamtinhalt war einem einzigen zu teil geworden, es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte ihm Feste, seine Bildnisse gewährten ein Asyl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequemten sich ihr; sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältnis zu den lokalen Religionen eine gewisse Ähnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichsten Bezuge, — an die Erde und ihre Güter gebunden: ihm seien dieselben übergeben, sagt Celsus; was man habe, komme von ihm. Das Christentum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christentum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Akt der Befreiung, daß das Christentum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises, beschränkt; das Christentum war bestimmt, den wirklichen zu umfassen, das gesamte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche, älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzendienst vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine notwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken, und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, indem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Prinzipien zu beschreiben. Alle Lebenselemente des römischen Reiches wurden in Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrtum des Götzendienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidentum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Verteidiger umgekommen seien; nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohnegleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erheben sich Heiligtümer zum Gedächtnis derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Kultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn; die lokalen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirgs, in den Pässen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg. Wie man auf Münzen Konstantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidentum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion in seinem Schoße hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, das Bewußtsein der Gemeinschaft in dem einen wahren Gott. Dürfen wir

sagen, daß das Reich durch diese Entwickelung seine eigene Notwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst innegeworden; es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

Perikles

von E. Curtius.

Des Perikles Vater Xanthippos, welcher an den Küsten Joniens den ersten Sieg mit attischen Kriegsschiffen erfochten hatte, gehörte zu dem Geschlechte der Buzygen oder Stierspanner, welche ein heiliges Bild der Athena, das Palladion, zu hüten und uralte auf die Einführung des Ackerbaus bezügliche Zeremonien zu vollziehen hatten. Er war ein Mann von hoher Bildung und Kunstliebe, wie wir aus seinem Verhältnisse zu Anakreon schließen dürfen, der ihn in seinen Liedern feierte. Das Standbild des Dichters wurde darum später neben dem des Xanthippos auf der Burg von Athen aufgestellt. Xanthippos' Gattin war Agariste, des Megakles Schwester, die Tochter des Hippokrates, die Nichte des großen Kleisthenes. Es verband sich in dieser Ehe also das ehrwürdige Eupatridenthum Athens mit dem jüngeren Adel und insbesondere mit dem durch ihren Reichtum und ihren ruhmvollen Anteil an den Verfassungskämpfen ausgezeichneten Geschlechte der Alkmäoniden. Zu den Schätzen des Hauses gehörten auch Gedichte des Pindar, in welchen er den Glanz desselben gefeiert hatte, ein Gedicht auf den Bruder der Agariste und ein anderes auf den Tod ihres Vaters. So war ihrem Sohne schon durch seine Geburt die reichste Mitgift zu teil geworden, eine sieggekrönte, von geistigem Leben erfüllte, zukunftreiche Vaterstadt und ein Elternhaus, welches durch seine Geschichte und seine Verbindungen vor allen geeignet war, hohe Gedanken in dem Knaben zu wecken und ihn zu gewöhnen, das Wohl der Vaterstadt wie eine persönliche Angelegenheit zu betrachten.

Aber nicht bloß für die städtischen Interessen war sein Haus ein Mittelpunkt. Die Familie des Vaters stand auch mit den Königen von Sparta in Gastfreundschaft, und die Verbindungen der Alkmäoniden reichten durch die gebildete Welt, so daß in diesem Hause besser als an irgend einem andern Orte über die Verhältnisse des Orients, über die Beziehungen der griechischen Staaten zu einander sowie über alle Fortschritte in Kunst und Wissenschaft ein Überblick gewonnen werden konnte. Zu diesen vielfachen Anregungen kamen die außerordentlichen Begebenheiten, welche Perikles' Jugendzeit ausfüllten. Als Knabe erlebte er den Brand Athens, die Niederlage der Barbaren, die Wiedergeburt der Vaterstadt; mit der wachsenden Größe Athens wuchs er zum Jünglinge auf, und sein erster Waffendienst ließ ihn an den herrlichsten Siegen Anteil nehmen. Er sah unter der Hoheit Athens

ein weites Insel- und Küstenreich sich bilden und erkannte die Aufgabe seiner Vaterstadt, einer solchen Stellung sich würdig zu zeigen.

Zu diesem Ziele mitzuarbeiten war er nicht bloß durch seine Geburt berufen, sondern auch durch die glücklichsten Anlagen. Denn er war von Natur reich begabt, zur Ausdauer in geistigen und körperlichen Anstrengungen vorzüglich geeignet; lebhaft, strebsam und ideenreich wie Themistokles, aber in seinem ganzen Wesen von Jugend an ungleich gesammelter und geordneter. Denn was ihn vor allen andern auszeichnete, war ein unermüdlicher Bildungstrieb, und niemand empfand das Bedürfnis der Zeit nach neuer Erkenntnis lebhafter als der junge Perikles. So kam es, daß er sich nirgends mit dem Herkömmlichen begnügte, sondern den neuen Forschungen mit allem Eifer nachfragte und, während das Volk sich ängstlich und mißtrauisch von der jonischen Bildung fernhielt, dem neuen Lichte mit freudiger Bewunderung entgegenging.

Er trieb die Musik bei Pythokleides, einem Pythagoreer aus Keos, und dann bei Damon, dem Flötenspieler, einem Manne von einflußreichster Persönlichkeit und erfinderischem Geiste, welcher noch mehr als Pythokleides den musikalischen Unterricht benutzte, um von den Versfüßen und Tonweisen auf die Charaktere der Menschen und ihre Behandlung, auf Sitten- und Staatslehre überzugehen, ein Sophist vom ersten Range. So machte Perikles um die Zeit, wo die übrige Jugend ihre Studien abzuschließen pflegte, erst recht den Anfang damit; er suchte begierig den Umgang der hervorragendsten Künstler und Philosophen, er wurde der eifrigste Zuhörer des Zenon und Anaxagoras, im späteren Lebensalter auch des Protagoras. Aber er lernte nicht bloß, um zu lernen; er dachte nicht daran, wie Anaxagoras, über seine Studien Welt und Menschen zu vergessen; seine Lebensaufgabe war es nicht, auf dem Gebiete des reinen Gedankens die erwachten Zweifel und die Widersprüche zu lösen. Perikles behielt immer den Staat im Auge, und im öffentlichen Handeln suchte er die Versöhnung der Gegensätze, die ihm zum Bewußtsein gekommen waren. Denn wie er sich selbst durch die gewonnene Bildung gehoben und gestärkt fühlte, so erkannte er in ihr eine Macht, welche zum Heile des Staats verwendet werden müßte. Er blieb auch als Philosoph Staatsmann, und der ganze Ehrgeiz seiner feurigen Natur ging dahin, durch die Mittel geistiger Überlegenheit, welche die Philosophie gewährte, seine Mitbürger zu beherrschen und den Staat zu leiten.

Daß Perikles auf einem ganz anderen Boden stehe als auf dem der gewöhnlichen Zeitbildung, merkte man schon in seiner Haltung. Man sah seinen Gesichtszügen an, daß er mit hohen Gedanken beschäftigt zu sein pflegte; man empfand eine unwillkürliche Ehrfurcht vor dem feierlichsten Ernste, der sein ganzes Wesen durchdrang, vor der unerschütterlichen Festigkeit und Bestimmtheit seiner Persönlichkeit.

Er hatte bei seinen Philosophen eine Menge von kleinen Interessen, welche die Alltagswelt am meisten in Bewegung setzen, verachten, eine Reihe von Vorurteilen ablegen gelernt und dadurch an Freiheit der Seele gewonnen sowie an Macht über andere Menschen. Als beim Eintritt einer Sonnenfinsternis das Schiffsvolk verzagte, hielt er dem Steuermanne einen Mantel vor die Augen und fragte ihn, warum er mehr erschrecke, wenn ein fernerer und größerer Gegenstand ihm das Sonnenlicht verberge. Innerlich der lebendigste Mensch war er äußerlich ruhig, kalt und immer sich gleich, ohne durch Strenge und rauhes Wesen zu verletzen. Seine volle Überlegenheit offenbarte sich in der Rede. Denn er hatte sich in Zenons Schule gewöhnt, die Dinge von verschiedenen Standpunkten anzusehen und seine Gegner durch unerwartete Einwendungen zu überraschen. Dialektischen Übungen verdankte er die Gewandtheit seines Verstandes und die Macht des Worts, welcher niemand gleiche Waffen entgegenzusetzen hatte. Seine Beredsamkeit war die Frucht philosophischer Durchbildung, wie auch Plato anerkannt hat, sie war der unmittelbare Ausdruck eines der Menge überlegenen Geistes; darum wußte er wie kein anderer zu erschrecken, zu ermutigen, zu überreden; schlagende Gleichnisse, deren zwingender Kraft sich niemand entziehen konnte, standen ihm zu Gebote, und die ruhige Zuversicht, mit welcher er redete, machte ihn vollends unwiderstehlich.

Demosthenes und Perikles

von E. Curtius.

(Eine Vergleichung.)

Am meisten entspricht die Thätigkeit des Demosthenes der des Perikles. Beide Männer sind aus Rednern der Opposition nach langem Kampfe Leiter der Gemeinde und Gesetzgeber geworden, und zwar nur durch die Macht einer geistigen Überlegenheit, welche allmählich allen Widerspruch besiegte. Sie waren beide keine populären Persönlichkeiten; sie haben auch nicht durch volksschmeichelnde oder blendende Wohlredenheit ihren Einfluß erlangt, sondern streng gegen sich und andere, herbe und ernst traten sie den Bürgern mit unbequemen Forderungen gegenüber, ihre Verkehrtheiten ohne Schonung meisternd, ihren Dünkel beugend. Der eine wie der andere war ein Feind von vielen Worten und redete nur nach sorgsamster Vorbereitung; es war die volle Beherrschung des Gegenstandes, die Festigkeit des Willens, die innere Wahrheit der Gedanken, was ihren Worten die Macht der Überzeugung gab. Bei beiden finden wir dieselbe Verbindung einer genialen Kraft, welche die Masse der Bürger für die höchsten Aufgaben zu begeistern vermochte, mit einer nüchternen Verständigkeit, welche stets das Sachliche im Auge hatte und praktische

Gesichtspunkte verfolgte, die jedem Unbefangenen einleuchten mußten. Beide hatten, der eine als Edelmann, der andere als Mitglied des höheren Bürgerstandes, eine aristokratische Richtung, waren aber doch treue Anhänger der Demokratie und vertrauten dem gesunden Urteile der Bürger; beide hatten die geringen Leute für sich und die Reichen zu ihren Gegnern.

In betreff der auswärtigen Angelegenheiten wollte Demosthenes wie Perikles, daß man keinen Krieg leichtsinnig beginne, dem notwendigen und gerechten nicht furchtsam ausweiche, sondern sich während des Friedens mit aller Umsicht darauf vorbereite. Sie waren von dem vorörtlichen Berufe Athens beide gleich lebendig durchdrungen, und wie Perikles ein Recht des Stärkeren anerkannte, der im Interesse der Nation auch die widerwilligen Bundesgenossen zusammenhalten müsse, damit nicht die mühsam gewonnenen Erfolge unter der Hand wieder zerrännen, so glaubte auch Demosthenes, daß man, wenn man etwas Großes und Gerechtes erziele, feindlicher Arglist gegenüber nicht müssig bleiben und sich nicht durch ängstliche Gewissenhaftigkeit in Schaden setzen dürfe. Denn eine solche Gewissenhaftigkeit unter gewissenlosen Gegnern sei nicht Gerechtigkeit, sondern Feigheit. Endlich erreichten beide das höchste Ziel eines republikanischen Staatsmanns, indem sie als Vertrauensmänner der Gemeinde die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nehmen konnten.

Staatsmänner, denen die persönliche Größe fehlt, vermögen eine solche Stellung nur durch Verbindung mit untergeordneten Menschen, welche sich ihnen aus selbstsüchtigen Interessen anschließen, zu behaupten; so entstand die Parteiherrschaft des Aristophon und das noch schlimmere Cliquenwesen unter Eubulos. Demosthenes aber hat es wie Perikles dahin gebracht, daß eine Zeit lang sein Wille allein maßgebend war. Dadurch war das Wesen demokratischer Gleichheit scheinbar aufgehoben, in der That aber nicht, weil die Vollmachten freiwillig und verfassungsmäßig übertragen wurden. Wir können es vielmehr als den größten Vorzug der Demokratie bezeichnen, daß sie die Möglichkeit gewährte, zu jeder Zeit den tüchtigsten Bürger an das Ruder des Staats zu berufen, und die Erfahrung lehrt, daß griechische Republiken niemals kräftiger und ruhmreicher gewesen sind, als wenn sich die Bürger mit voller Überzeugung einem Manne hingaben, in welchem sie den Vertreter ihrer höchsten Interessen erkannten, wie die Thebaner in Epameinondas und die Tarentiner in Archytas.

Solche Zustände, in denen die Bürgerschaft auf die Ausübung ihrer Macht zeitweilig verzichtet, können ihrer Natur nach nicht dauerhaft sein. Wenn aber Perikles das persönliche Regiment mit mehr Glück und viel größerem Erfolge geführt hat, so liegt der Grund in den ungleich günstigeren Zeitverhältnissen. Er hatte noch eine trefflich gerüstete Stadt, eine in ihrem Kerne gesunde, kriegstüchtige und

patriotische Bürgergemeinde, während die Bürgerschaft des Demosthenes eine waffenscheue und mattherzige war. ‚Die Heldenjungfrau von Marathon war‘, wie der Spötter Demades sagte, ‚zu einem alten Mütterchen geworden, welches sein Gerstensüppchen schlürft und in Pantoffeln herumläuft‘. Athen hatte damals das Ansehen einer Kolonie wie Tarent, einer verweichlichten Gewerbe- und Handelsstadt, wo sich die Bürger den Forderungen des Gemeinwesens möglichst zu entziehen suchten und Söldner für sich fechten ließen. Obgleich viel schlimmere Kriegsnot drohte als zur Zeit des Perikles, ließ man die Mauern verfallen und die Flotte zu Grunde gehen, um die Feste und Opferschmäuse immer zahlreicher zu machen. Auch die Geldherrschaft und die selbstsüchtige Parteimacht der Kapitalisten erinnert ganz an die Zustände überseeischer Handelsstädte. In dieser Beziehung war Demosthenes' Aufgabe ungleich schwieriger, sein Verdienst ungleich größer. Auch war er, der bürgerliche Mann, anspruchsloser als Perikles, freier von persönlichem Ehrgeiz, strenger und reiner in der Wahl der Mittel. Er hat keine demagogischen Parteimittel angewendet; denn man ist nicht berechtigt, die Schenkungen und freiwilligen Leistungen, durch welche er seinen Patriotismus bezeugte, in diesem Sinne auszulegen; und wenn er sich auch einmal mit unwürdigen Leuten, wie mit einem Timarchos, verband, so that er es vor aller Augen und nur zu bestimmten Zwecken. Er hat auch solche Einrichtungen des perikleischen Athens, in denen wir verderbliche Mißbräuche erkennen müssen, mit kräftiger Hand zu bessern und namentlich das Unwesen der Geldspenden in der Weise zu veredeln gesucht, daß er sie als eine Entschädigung für die dem Staate geleisteten Dienste angesehen wissen wollte und eine Gegenleistung des Empfängers forderte.

Andererseits war Demosthenes nicht so vielseitig begabt und auch infolge der kleineren Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, nicht so glücklich entwickelt wie Perikles. Er hatte nicht die angeborene Würde, nicht die Ruhe und maßvolle Sicherheit des ‚Olympiers‘; vor allem aber fehlte ihm die kriegerische Ausbildung und die Feldherrngabe, welche in ihrer Verbindung mit den Eigenschaften des Staatsmanns Perikles so groß und unersetzlich machte. Demosthenes war bei aller Zähigkeit und männlichen Ausdauer doch eine ungemein aufgeregte und reizbare Natur, heftig und leidenschaftlich, und je ausschließlicher er in seiner Thätigkeit auf die Rednerbühne angewiesen war, um so mehr hat sich auch der Einfluß derselben auf seinen Charakter geltend gemacht. Er erwidert Schmähung mit Schmähung, er benutzt alle Mittel, seine Gegner verächtlich zu machen; er hat sich vom Geiste der Rhetorik nicht freihalten können und läßt sich von seinem Scharfsinne auch zu Spitzfindigkeiten verleiten. Demosthenes hatte nicht die Welt- und Menschenkenntnis des Perikles; er war Idealist und überschätzte in gefahrvollen Zeiten die Wirkung sittlicher

Kräfte. Und doch zeigte er sich gerade hierin als einen Hellenen der edelsten Art. Denn diese sittliche Auffassung der bürgerlichen Aufgabe ist es gerade, was der griechischen Politik ihre eigentümliche Wärme und den Staatsmännern ihre Weihe gibt. Jede Forderung, welche Demosthenes an die Gemeinde stellt, ist ethischer Art, jede Bürgerpflicht, die er einschärft, eine Gewissenssache, und die höchste Aufgabe des Staatsmanns erkennt er darin, ein Vorbild bürgerlicher Tugend zu sein. Er ist durch alle Versuchungen unbescholten hindurchgegangen und hat sich weder von Feindes- noch von Freundesseite zu unwürdigen Schritten drängen lassen. Als die Bürger von ihm verlangten, daß er einen mißliebigen Mann in Anklagezustand versetzen sollte, erklärte er ihnen, einen Rathgeber würden sie an ihm haben, auch wenn sie es nicht wollten, einen Angeber aber niemals, auch wenn sie es wollten. So sollte auch die Bürgerschaft im ganzen etwas auf sich halten; ihr Ehrgefühl regte er an und suchte in ihnen die Überzeugung zu erwecken, daß ein guter Name mehr wert sei als Geld und Gut. Seine ganze Ansicht von der Demokratie ging dahin, daß sie nur auf reiner Vaterlandsliebe und hochherziger Gesinnung beruhen könne. Er verlangt Dankbarkeit gegen die großen Männer der Stadt und Ehrerbietung vor den überlieferten Gesetzen; ‚wer leichtsinnig daran ändert, ist schlimmer als ein Mörder‘. Auch dem auswärtigen Feinde gegenüber, der Unrecht thut, traut er dem redlichen Bewußtsein eine Macht zu, welche die Waffen siegreich macht, und andererseits ist es eine religiös-sittliche Scheu, welche ihn hindert, die Verbindung mit den Phokeern nachdrücklich zu betreiben. Alle wichtigsten Fragen werden nicht durch staatsmännische Erwägungen, sondern durch die Stimme des Gewissens entschieden. Die Verteidigung der Selbständigkeit ist ein unbedingtes Soll, eine sittliche Notwendigkeit, welche nicht von der Rücksicht auf den Erfolg darf abhängig gemacht werden.

Alexanders des Großen Jugend

von J. G. Droysen.

Wenn die Überlieferung sagt, daß außer vielen anderen Zeichen in der Nacht, da Alexander geboren wurde, der Artemistempel zu Ephesos niedergebrannt sei, daß ferner der König Philipp die Nachricht von der Geburt des Sohnes zu gleicher Zeit mit dreien Siegesbotschaften erhielt, so spricht sie sagenhaft den Sinn des reichsten Heldenlebens und den großen Gedanken eines Zusammenhanges aus, wie ihn die Forschung nachzuweisen sich oft umsonst bemüht und öfter überhoben hat.

Von König Philipp sprechend sagt Theopompos: „Nie hat, alles

in allem gerechnet, Europa einen solchen Mann getragen wie den Sohn des Amyntas". Aber das Werk, in dem er das Ziel seines Lebens sah, zu vollbringen, fehlte ihm, dem rechnenden, nüchternen, mit unverdrossener Arbeit sich mühenden, ein letztes Etwas, das auf seinem Wege nicht lag. Er mag jenen Gedanken als Mittel ergriffen haben, die Griechenwelt zu einigen, den Blick seiner Makedonen hoch und höher zu heben; es war der Gedanke, den die Bildung, die Geschichte des Griechentums ihm gab; die Notwendigkeit der Verhältnisse, an denen er so lange, so schwer zu ringen hatte, trieb ihn zu diesem Gedanken, nicht die Notwendigkeit und die unwiderstehliche Macht dieses Gedankens zu dessen Ausführung; man möchte zweifeln, ob er an ihn glaubte, wenn man ihn in immer neuen Vorbereitungen zögern und zur Seite lenken sieht. Gewiß waren diese erforderlich; aber den Ossa auf den Pelion türmend erreicht man den Olymp der Götter doch nicht. Wohl sah er jenseits des Meeres das Land der Siege und der Zukunft Makedoniens; dann aber trübte sich sein Blick, und seine Pläne umwölkten sich mit den unbestimmten Gestaltungen seiner Wünsche. Dasselbe Verlangen nach dem großen Werke teilte von ihm sich seinen Umgebungen, dem Adel, dem gesamten Volke mit, es wurde der stets durchklingende Grundton des makedonischen Lebens, das lockende Geheimnis der Zukunft: man kämpfte gegen die Thraker und siegte über die Griechen; aber der Orient war das Ziel, für das man kämpfte und siegte.

Unter solchen Umgebungen verlebte Alexander seine Kinderjahre, und früh genug mögen die Sagen vom Morgenlande, vom stillen Goldstrom und dem Sonnenquell, dem goldnen Weinstock mit smaragdenen Trauben und der Nysawiese des Dionysos des Knaben Seele beschäftigt haben. Dann wuchs er heran und hörte von den Siegen bei Marathon und Salamis und von den heiligen Tempeln und Gräbern, die der Perserkönig mit seinen Sklavenheeren zerstört und geschändet habe, und wie damals auch sein Ahnherr, der erste Alexandros, den Persern Erde und Wasser habe darbringen, ihnen Heeresfolge gegen die Hellenen leisten müssen, wie nun Makedonien nach Asien ziehen und die Ahnen rächen werde. Als einst Gesandte aus der persischen Königsburg nach Pella kamen, fragte er sie sorgsam nach den Heeren und Völkern des Reichs, nach Gesetz und Brauch, nach Verfassung und Leben der Völker; die Perser erstaunten über den Knaben.

Von nicht minderer Wichtigkeit war, daß Aristoteles, der größte Denker des Altertums, des Heranwachsenden Lehrer wurde. Philipp soll bei der Geburt seines Sohnes ihn darum ersucht, er soll ihm geschrieben haben: „Nicht daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet wird er unserer würdig und der Bestimmung, die einst sein Erbe ist, ge-

wachsen sein". Der die Welt dem Gedanken erobert hat, erzog den, der sie mit dem Schwerte erobern sollte; ihm gebührt der Ruhm, dem leidenschaftlichen Knaben die Weihe und Größe der Gedanken, den Gedanken der Größe gegeben zu haben, der ihn den Genuß verachten und die Wollust fliehen lehrte, der seine Leidenschaft adelte und seiner Kraft Maß und Tiefe gab. Alexander bewahrte für seinen Lehrer allezeit die innigste Verehrung: seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer, daß er würdig lebe.

Unter solchen Einflüssen bildete sich sein Genius und sein Charakter; voll Thatenlust und Ruhmbegier trauerte er wohl um die Siege seines Vaters, die ihm nichts mehr zu thun übrig lassen würden. Sein Vorbild war Achilles, aus dessen Geschlecht er sich gern entstammt zu sein rühmte, und dem er durch Ruhm und Leid ähnlich werden sollte. Wie jener seinen Patroklos, so liebte er den Freund seiner Jugend, Hephaistion; und wenn er seinen großen Ahnherrn glücklich pries, daß Homer der Nachwelt das Gedächtnis seiner Thaten überliefert habe, so ist die Heldensage der morgen- und abendländischen Völker nicht müde geworden, den Namen Alexanders mit allem Wunderglanz menschlicher und übermenschlicher Größe zu schmücken. Er liebte mehr seine Mutter als seinen Vater; von jener hatte er den Enthusiasmus und die tiefe Innigkeit des Empfindens, die ihn in der Reihe der Helden alter und neuer Zeit unterscheidet. Dem entsprach sein Aeußeres: sein scharfer Gang, sein funkelnder Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundete den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Rot, das auf seiner Wange spielte, sein feuchtaufblickendes Auge, das ein wenig zur Linken geneigte Haupt. In ritterlichen Übungen war er vor allen ausgezeichnet; schon als Knabe bändigte er das wilde thessalische Roß Bukephalos, an welches sich kein anderer wagen wollte, und das ihm späterhin in allen seinen Kriegen als Schlachtroß diente. Die erste Waffenprobe legte er unter seines Vaters Regierung ab; er bezwang, da Philipp Byzanz belagerte, die Maider und gründete dort eine Stadt mit seinem Namen; noch höheren Ruhm gewann er in der Schlacht von Chaironeia, die durch seine persönliche Tapferkeit gewonnen wurde. Im Jahre darauf schlug er den illyrischen Fürsten Pleurias in einer sehr hartnäckigen Schlacht. Der Vater sah, so scheint es, neidlos in dem Sohn den einstigen Vollender seiner Pläne; er wird nach so vielen Erschütterungen, die die Succession des Königshauses über das Land gebracht, über die Zukunft desselben beruhigt gewesen sein, wenn ihm zur Seite der Nachfolger stand, der den höchsten Aufgaben des Königtums gewachsen schien, dem, so soll sein Ausspruch gewesen sein, „Makedonien zu klein sein werde", der „nicht, wie er selbst, vieles, was nicht mehr zu ändern, zu bereuen haben werde."

Das Ziel der Jugenderziehung der Griechen

von E. Lasaulx.

Das Ziel der liberalen Jugenderziehung der Griechen war, Männer zu bilden, Bildung von Charakteren. Damit der Leib gesund bleibe und ein gerechtes Organ der Seele, wurde er fortwährend gymnastisch geübt; damit die Seele frei sich entwickele, übte man sie in freien Musenkünsten. Die Musik im engeren Sinne sollte harmonisches Ebenmaß in die Seele bringen, sie reinigen von den Leidenschaften und ihre Thatkraft erhöhen; die Mathematik, „die an der Lüge keinen Teil hat," sollte sie abziehen von dem Sinnlichen und mit reiner Freude an der Wahrheit erfüllen; die Poesie, aus göttlicher Begeisterung geboren, sollte dem wirklichen Leben den Spiegel des Idealen vorhalten und die Seelen der Jugend entzünden zu nacheifernder Bewunderung gegen die großen Männer der Vorwelt; die Philosophie, die größte aller Gaben der Götter, sollte den einzelnen frei machen von sich selbst, damit er das Seiende erkenne, d. h. sich selbst sowohl als die allgemeine göttliche Vernunft, welche das Weltall durchdringt, und hoch auf das Irdische herabschaue und nichts für unerträglich halte, was einem Menschen begegnen könne; die Kunst endlich, die Muttersprache zu handhaben, sollte den reifen Jüngling fähig machen, das Erkannte und Gewollte nicht nur mit den Waffen der Faust, sondern auch mit dem Schwerte der Rede mannhaft zu verteidigen.

Die Summe ihrer Tugendlehre war: die Götter zu verehren und die Heroen und in ihrer Nachfolge stets zu wandeln; zunächst den Göttern die Eltern zu lieben und die Freunde treu das Leben hindurch; und zum dritten: das Vaterland glühend zu lieben und seinen Gesetzen gehorsam zu sein bis zum alles aufopfernden Tode. Praktisch in allem suchten sie überall die Energie des Willens zu erregen, alle in ihm vereinigten Kräfte des Lebens zu reinigen und zu erheben und auf ein Ziel, das Vaterland, zu konzentrieren. So waren sie, was sie waren, ganz, ihre Bildung aus einem Guß, an Leib und Seele, im Kennen und Können, Verstande und Willen gelungene Menschen. Und aus diesem Grunde, da ein großer und nicht der schlechteste Teil der modernen Bildung auf griechisch-römischer Grundlage ruht, ist es gerecht, daß die wissenschaftliche Bildung des edleren Teils der Jugend fortwährend auf das Studium des klassischen Altertums gegründet wird.

Höhe und Bedeutung der hellenischen Bildung

von Fr. Jakobs.

Daß sich die Geschichte der hellenischen Nation so ganz anders als die Geschichte anderer berühmter Nationen vor unsern Augen ausbreitet, ist nicht bloß eine Wirkung des Zufalls, sondern ihrer Überlegenheit.

Diese bestand zunächst darin, daß die Griechen alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen haben. Schon von Natur ein regsames Volk waren sie in ein Land gesetzt, welches in dem Schoße seiner Gebirge fruchtbare Thäler hegte, die aber dem Fleiße seiner Bewohner noch hinreichende Beschäftigung gaben, um die Trägheit zu verbannen; in ein Land, das von zahlreichen Flüssen durchschnitten, die sich zum Teil in tiefe Meerbusen ergossen, zu einem regen Verkehr mit den Menschen einlud; in ein Land, in welchem die verschiedenen Völker und Stämme durch natürliche Grenzen getrennt und doch nicht von einander abgeschlossen waren; in ein Land endlich, wo ein reiner und heiterer Himmel, eine warme, aber elastische und nicht erschlaffende Luft die Erde umfing, und in welchem die Einwohner jene Spannung und Lebendigkeit erhielten, die ein charakteristisches Abzeichen der Hellenen war.

Es zeigt sich aber die höhere Kultur der Griechen, die ihnen jene Überlegenheit gab, fast in allen Gegenständen ihrer Wirksamkeit; so zunächst in ihrer politischen Verfassung und Gesetzgebung. Die Verfassung der meisten Völker ist ein Werk des Zufalls oder der Willkür und der Gewalt. Selten gestaltet sie sich frei nach dem Charakter des Landes und seiner Bewohner; meistenteils wird sie durch fremde Einmischung aufgedrungen oder doch modifiziert. Die Verfassung der hellenischen Staaten aber scheint sich frei gebildet zu haben, und ihre Fortschritte und Veränderungen waren dem Maße ihrer Einsichten und ihrer Bildung angemessen. Verschiedene Stämme liebten verschiedene Arten der Verfassung; Griechenlands Grenzen hegten die Monarchie, den Aristokratismus und die Demokratie; und in verschiedenen Epochen der Bildung gingen die Hellenen von der patriarchalisch-hausväterlichen zu der monarchischen und von dieser zur republikanischen über. Die letztere war bei vielen unverkennbaren Nachteilen den kleinen, abgesonderten, unendlich regsamen Völkerschaften der Hellenen die heilsamste und angemessenste und ganz gewiß eine der Hauptquellen, aus denen ihre Kultur geflossen ist. Denn hier bildete fast jede Stadt einen eigenen Staat mit eigentümlichen Einrichtungen; und die größern Verbindungen, — in welche sich einige Eidgenossenschaften vereinigten, — waren meist ohne Zwang und Einfluß auf die innere Verfassung. Der regste Wetteifer entstand in

dieser Inselwelt republikanischer Städte; wer Kraft in sich fühlte und Einsicht und starken Willen, der trat in die Laufbahn; und wenn auch nicht immer die Besten obsiegten, so stärkte doch schon der Kampf die Kraft eines jeden. Daher ist auch in dieser Republikenwelt die Kunst der Gesetzgebung auf den höchsten Gipfel gebracht worden. Hier fand Lykurgos das Geheimnis, die höchste Weisheit mit dem schmerzlichsten Gehorsam zu vereinen; hier gab Solon seinem Volke in den mildesten Gesetzen ein treffliches Mittel, sich weiter zu bilden, nicht ohne Gefahr, aber mit Liberalität; hier bildete Pythagoras in seiner Schule weise Lenker der Staaten; hier stellte Plato die Idee des vollkommensten Staates zur Bewunderung der Welt und Nachwelt auf.

Nicht minder aber zeigte sich jene hohe Überlegenheit griechischen Geistes in der Denkungsart und in den Sitten der Hellenen. In den Freistaaten Griechenlands galt nur der Bürger, aber er behauptete als Herr des Landes, als Gesetzgeber, als Richter, als freier Verteidiger seines Eigentums den Rang eines Souveräns. Ihn beschäftigten die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und sein Anteil daran war um so lebendiger, je näher sie ihm bei der engen Umgrenzung seines Gebietes lagen. Auch die Übel des alten Lebens trugen zur Erhebung der Staatsbürger bei. Alle drückenden Geschäfte des Broderwerbs lagen auf dem Rücken des Sklaven; der Bürger selbst genoß der vollkommensten Muße, um nur den liberalen Beschäftigungen, die Körper und Geist bilden, obzuliegen; und da seine Bedürfnisse gering waren, so war auch der größte Teil seines Lebens frei von irdischen Bestrebungen. Nun war es aber unmöglich, daß ein Leben, welches der Lenkung des Staates, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Verteidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes und, wenn diese Geschäfte rasteten, der väterlichen Verwaltung des Hauswesens gewidmet war, gänzlich unedel sei; und die größere Anzahl erhob sich gewiß in würdiger Denkungsart weit über die Masse der Völker neuerer Zeit, die zu gleicher Entwickelung ihrer edelsten Kräfte weder Muße noch Gelegenheit haben. Nun ging aber mit der Würde die Mäßigung und bei einigen Stämmen, wie bei den Athenern, mit beiden die Anmut Hand in Hand. In einem solchen Leben war die Allgemeinheit des Enthusiasmus für Ideen möglich, aus welchem die großen Thaten entsprangen, die noch jetzt die Welt mit einem freudigen Erstaunen erfüllen, jene schöne Liebe zum Leben, mit Verachtung des Lebens gepaart, wenn es ein höheres Gut galt, und der zarte Schönheitssinn, dem alles Schöne auch göttlich und heilig schien, und der daher seine Götter durch Spiele ehrte und seine höchsten Feste mit den Gaben der Musen schmückte.

Ferner zeigt sich auch in der Religion die Eigentümlichkeit der hellenischen Bildung. Wenn auch die griechische Religion ein

sonderbares Chaos war, so hat sie doch vor allen andern Religionen des Altertums den poetischen Charakter voraus. Sie ist oft kindisch-einfältig, aber auch kindisch-fröhlich und in ihren mutwilligsten Dichtungen anmutig, zart und schalkhaft. Was nur immer eine Religion leisten kann, die sich auf Zeremonien beschränkt und die Gottheit in den Bezirk der sichtbaren Natur herabzieht, das hat sie geleistet; und sie hat sich schon dadurch über andere ihrer Art emporgeschwungen, daß ihre Bekenner die Fetische, die ersten rohen Gegenstände ihrer Anbetung, zu menschlichen Gestalten veredelten und, indem sie die Götter zu Menschen machten, sich selbst zu Göttern erhoben. Weit waren sie also auch schon hierdurch vor dem Ägyptier, dem Phönizier, dem Inder voraus, welche nie aufhörten, die Tiergestalt oder irgend ein gemischtes Ungeheuer auf ihren Altären zu ehren und ihren Anhängern keinen Weg ließen, als entweder dem alten Unsinn zu huldigen oder in höhnenden Unglauben überzugehen, während die hellenische Religion einer fortschreitenden Veredlung fähig war; und die Sitten des Olympos besserten, die Götter veredelten sich, sowie die ihnen verwandten Menschen größer und edler wurden.

Es übertreffen weiter die Griechen alle andern Völker der alten Welt auch durch ihre geistigen Produktionen. Es ist genug, an diesen Punkt hier mit einem Wort zu erinnern. Kein Volk der alten und neuen Zeit hat eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die Gärten der Musen mit einem so glücklichen Erfolge angebaut und in allen Gattungen aus eigner Kraft und ohne alle fremde Einwirkung eine so große Menge musterhafter Werke erzeugt. Wäre auch nur ein einziger Dichter wie Sophokles, ein Geschichtschreiber wie Thukydides, ein Philosoph wie Platon auf uns gekommen: welche Vorstellung müßten wir uns auch dann schon von der Bildung der Hellenen machen! Aber nun zieht sich ein langer Kranz solcher Heroen vom Homer (ungefähr 950 Jahre vor Chr.) bis zum Longinos (starb im Jahre 273 nach Chr.) herab; und obgleich in der spätern Zeit die Flamme der griechischen Genialität ermattet, so erlischt sie doch nie ganz, und der feine Kunstsinn dieser Nation erhält sich fast bis zu ihrem Erlöschen.

Endlich erkennen wir den hohen Standpunkt der hellenischen Bildung auch in den Kunstwerken dieser Nation. Ganz Hellas und alle hellenischen Städte waren mit Kunstwerken angefüllt, welche teils die Religion, teils das gemeine Wesen, teils die Pietät der Familien forderte. Da das Leben der meisten Menschen mehr öffentlich als häuslich war, und die Bedürfnisse der Privatpersonen sich auf das Notwendigste beschränkten, daher auch ihre Wohnungen weder prächtig erbaut noch üppig ausgeschmückt waren, so erhielten fast alle Werke der Kunst eine öffentliche Bestimmung, die ihnen selbst einen höheren Charakter und dem Volke das lebendigste Interesse an der

Kunst gab. Noch sind die Trümmer ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude das Wunder der Welt, und selbst die Bruchstücke ihrer Statuen das Studium sinniger Künstler. Kein anderes Volk ist fruchtbarer gewesen an Werken der Kunst, an hohen und großen Gestalten jedes Charakters. Um einen Steinhaufen zu ägyptischen Pyramiden aufzutürmen oder die Hieroglyphen eines Obeliskenkegels auszuschleifen oder die kolossale Gestalt einer Sphinx aufzumauern, ist der geistlose Handwerksfleiß eines emsigen Sklavenvolks vollkommen genug. Aber damit die leichte und würdige Gestalt eines Apollo in Marmor aufstrebe; damit der homerische Kronide, der mit dem Bewegen seines Hauptes den Olymp erschüttert, menschlichen Augen erscheine; damit sich die Blüte der Schönheit und süßer Anmut in einer Aphrodite entfalte, mußte die Kunst zum Himmel emporsteigen und ihm Gestalten entwenden, wie sie auf der Erde nicht erwachsen.

Ursachen des Verfalls von Griechenland

von L. Heeren.

Waren die Verfassungen der einzelnen griechischen Staaten mangelhaft, so war es die Verfassung des ganzen griechischen Staatensystems noch weit mehr. Es konnte nur geographisch, nie aber politisch ein System genannt werden. Eine bleibende Vereinigung war nie zwischen den hellenischen Staaten zu stande gekommen; nur in der Zeit der Not, wie in den Perserkriegen, eine vorübergehende, und auch diese nur höchst unvollkommen.

Aber auch diese unvollkommene Vereinigung hatte große Folgen. Der Bund, der damals entstand, erzeugte die Idee einer Vorsteherschaft eines einzelnen Staats.

Aus den politischen Verhältnissen und der Natur des Bundes ging dies von selbst hervor. Allein das Gefühl der Übermacht bewog die, welche sie besaßen, sie auch zu mißbrauchen; und der Druck der Verbündeten begann. Athen hatte einmal auf diese Vorsteherschaft seine eigene Größe gegründet und wollte sie auch da nicht aufgeben, als nach dem Frieden mit den Persern die alten Beweggründe wegfielen. Einzelne Staaten wollten sich losreißen, die man nicht freilassen wollte. Dies führte zu Kriegen mit ihnen; und so gingen allerdings aus dieser Herrschaft des Meers die übrigen Übel hervor, über welche bereits Isokrates klagt.

Der Hauptgrund jedoch dieser innern Spaltung lag nicht bloß in wechselnden politischen Verhältnissen, sondern noch tiefer, in der Stammverschiedenheit. Zwischen den beiden Hauptstämmen, dem dorischen und jonischen, blieb eine Kluft, welche nie ausgefüllt werden konnte und nie eine freiwillige Vereinigung auf die Dauer er-

laubte. Mehrere Ursachen lassen sich allerdings anführen, wodurch diese Spaltung unheilbar war. Die Stämme waren geographisch getrennt: im Mutterlande herrschte der dorische im Peloponnes, der jonische in Attika, auf Euböa und vielen der Inseln. Ihre Dialekte waren verschieden; wenige Worte reichten hin, den Stammgenossen zu unterscheiden. Nicht weniger groß war die Verschiedenheit in den Sitten besonders in dem Verhältnis des weiblichen Geschlechts, das bei den Doriern an dem öffentlichen Leben Anteil nahm, während es bei den Joniern auf die Gynaeceen beschränkt blieb. Und was auf den großen Haufen am stärksten zu wirken pflegt, die Feste, die von beiden begangen wurden, waren nicht dieselben.

Aber politisch unheilbar ward diese Trennung doch eigentlich dadurch, daß Sparta als das Haupt des ganzen dorischen Stammes betrachtet ward oder wenigstens betrachtet sein wollte. Durch seine öffentliche und häusliche Verfassung war dieser Staat fast in jeder Rücksicht das Gegenteil von dem von Athen. Da die Lykurgische Gesetzgebung nur in ihm galt, so waren die andern dorischen Stämme ihm also keineswegs gleich; aber da es ihr Haupt zu sein erachtete, so entschied, in dem Mutterlande wenigstens, sein Einfluß. Er erstreckte sich aber auch häufig auf die Kolonien; und wenn die persische Herrschaft in Vorderasien den Haß der Stämme gebrochen haben mochte, so dauerte er desto lebhafter in Sizilien fort. In dem Kriege der Syrakuser mit den Leontinern waren die dorischen Städte auf der Seite der erstern, sowie die jonischen auf der der letztern; und die Teilnahme derer von Unteritalien bestimmte sich gleichfalls darnach.

Dieser Haß, durch das beiderseitige Streben nach der Vorsteherschaft Griechenlands erhalten und immer mehr entzündet, führte endlich jenen großen Bürgerkrieg herbei, den wir unter dem Namen des peloponnesischen begreifen. Er ward, fast von gleicher Dauer, für Griechenland dasselbe, was der dreißigjährige für Deutschland, ohne durch einen ähnlichen Frieden beendigt zu werden. Indem er ein wahrer Revolutionskrieg ward, hatte er auch alle die Folgen, die diesem eigen sind. Durch ihn schlug der Faktionsgeist so tiefe Wurzeln, daß er nicht mehr auszurotten stand; und der Mißbrauch, den Sparta von der errungenen Vorsteherschaft machte, gab ihm fortdauernde Nahrung. Wer hat dies alles wahrer und treffender als Thukydides geschildert? „Durch diesen Krieg", sagt er, „ward ganz Hellas bewegt, weil allenthalben Unruhen zwischen der Volkspartei und den Optimaten herrschten. Jene wollte die Athener, diese wollten die Spartaner herbeiziehen. Die Städte wurden durch Aufruhr erschüttert; und wo dieser später ausbrach, da suchte man das, was anderwärts geschehen war, noch zu übertreffen. Auch die Bedeutungen der Worte wurden verändert. Tolle Kühnheit hieß sich aufopfernder Mut; kluges Zaudern Furchtsamkeit. Wer heftig war, auf den konnte man sich verlassen;

wer ihm widersprach, war verdächtig. Der Schlaue hieß verständig; der noch Schlauere noch verständiger. Kurz, der ward gelobt, der dem andern im Unrechtthun zuvorkam, und wer den, der nicht daran dachte, dazu bewog."

Schon aus diesen Worten des Geschichtschreibers erhellt, wie diese Staatsumwälzungen auch auf die Sitten zurückwirkten; und dennoch waren keine Staaten mehr auf die Sitten gebaut als gerade die griechischen. Waren es nicht Gemeinden, die sich selbst regieren sollten? Griffen die Gesetzgebungen nicht auf das tiefste in das Privatleben ein, und mußte nicht Anarchie die Folge des Sittenverderbnisses sein? Man fühlte dieses schon früh sehr richtig in Athen.

Dies führt uns von selbst auf einen nahe damit verwandten Gegenstand, die Entheiligung der Volksreligion. Wer die Geschichte der griechischen Nation aufmerksam durchgeht, wird diese in gleichem Grade zunehmen sehen, wie er sich dem Zeitalter Philipps nähert, und nur daraus wird der Ursprung eines Religionskrieges völlig klar, wie der phozische, wenn gleich allerdings auch andere Ursachen zu ihm mitwirkten. Es wäre vergeblich, es leugnen zu wollen, daß die Untersuchungen der Philosophen daran einen großen Anteil hatten, wie sehr auch die Besseren unter ihnen sich bemühten, dieses zu verstecken. Wie unrecht auch Aristophanes hatte, dem Sokrates solche Zwecke beizulegen, so hatte er doch sehr recht, es der Philosophie im ganzen beizumessen. Nur bleibt die Frage, auf wessen Seite die Schuld war, ob auf der der Philosophie oder der Volksreligion, eine Frage, die nicht schwer zu beantworten sein kann. Ein Volk mit einer Religion wie die der Griechen mußte entweder gar nicht philosophieren oder die Philosophie mußte auch die Richtigkeit der Volksreligion wahrnehmen. Nicht dieses also kann man den Philosophen zur Last legen, sondern nur die Unvorsichtigkeit, die sie etwa in der Aufstellung ihrer Behauptungen sich zu schulden kommen ließen. Wie sehr die Besseren unter ihnen sich davor hüteten, ist oben gesagt; und wie wenig gleichgültig der Staat bei dem Verfahren der anderen war, lehren die Strafen, mit denen mehrere von ihnen belegt wurden. Aber wenn auch die Systeme der Philosophen in den Schulen blieben, so verbreitete sich doch eine Masse philosophischer Ansichten, welche auch der große Haufe in einem gewissen Grade sich zueignet. In Athen kamen ihm dabei die Komiker zu Hilfe, die mit oder gegen ihren Willen solche Lehren verbreiteten, indem sie dieselben verspotteten.

Den traurigsten Beweis dieser gesunkenen Religiosität gab der phozische Krieg und die Art, wie er geführt ward. In Thukydides Zeiten stand noch die Ehrfurcht vor Delphi und seinem Orakel aufrecht, wiewohl die Spartaner schon damals seine Zuverlässigkeit anfingen zu bezweifeln. Als durch den peloponnesischen Krieg und

seine Folgen alle bisherigen Verhältnisse der Staaten sich auflösten, lösten auch die gegen die Götter sich auf; und der Frevel gegen sie strafte sich selbst durch einen neuen Bürgerkrieg und den Untergang der Freiheit. Die geraubten Schätze von Delphi, womit der Krieg geführt ward, vermehrten plötzlich in Griechenland die Masse des baaren Geldes auf eine bis dahin unerhörte Weise, mit ihr aber auch zugleich den Luxus und also die Bedürfnisse. Und wenn noch ein Überrest des alten Geistes vorhanden war, so ward er durch die immer allgemeiner werdende Sitte der Miettruppen ertötet, mit der der kriegerische Mut und der Patriotismus notwendig ersterben mußten.

So entwickelten sich aus der mangelhaften Verfassung die Übel, welche die überlegene Politik des Nachbarn zu seinem Vorteil zu gebrauchen wußte, aus eben der Verfassung, die doch auf der anderen Seite wiederum die Bedingung war, unter der nur jene herrlichen Früchte hatten reifen können, welche der Stamm der griechischen Freiheit getragen hatte. Aber bei allen Zerrüttungen, bei allem Verluste ging doch nicht alles zu Grunde. Etwas blieb übrig, was kaum übrig bleiben zu können schien, Nationalgeist, und mit ihm die Hoffnung besserer Zeiten. Nie hörten, auch als sie sich unter einander bekriegten, die Griechen dennoch auf, sich als eine Nation zu betrachten. Der Gedanke, als solche aufzutreten, belebte die Besseren unter ihnen. Er ist es, der fast in jeder der Schriften des edlen Isokrates sich ausspricht, den er selbst nicht zu überleben vermochte, als nach dem Tage bei Chaeronea sein Geist freiwillig der hundertjährigen Hülle entfloh. Doch waren seine Wünsche, seine Bitten, seine Lehren nicht gänzlich verhallt. Noch war der letzte der Griechen nicht erschienen; und die Zeiten sollten kommen, wo in dem achäischen Bunde auf den prachtvollen Tag der Größe von Hellas noch ein glänzender Abend folgte. So gewiß ist es, daß ein Volk vom Schicksal nicht verlassen ist, so lange es sich selbst nicht verläßt.

Der Untergang der Ostgothen

von Ferd. Gregorovius.

Im siebenzehnten Jahre des Gothenkriegs, gegen Ende 551 oder Anfangs 552 erschien Narses auf dem Kriegsschauplatze und gab den Dingen eine plötzliche Wendung. Der Kampf eines Helden mit einem Kämmerling ist ein seltsames Schauspiel; aber indem das Glück, Totilas plötzlich überdrüssig, ihn sinken ließ, milderte es doch seine Niederlage sowohl durch die hohen Tugenden des Bezwingers als durch die großen Gesetze des Schicksals, welches auch die hervorragendsten unter den Sterblichen nach ruhmvollem Widerstand bezwingt.

Der neue Feldherr, mit aller Vollmacht über den kaiserlichen Schatz versehen, freigebig, gewandt und beredsam, sammelte in Dalmatien ein großes Heer, dessen Gemisch das bunte Schauspiel eines Kreuzzuges bot. Hunnen, Langobarden, Heruler, Griechen, Gepiden und selbst Perser, an Gestalt, Sprache, Waffen und Sitten völlig verschieden, aber alle von gleicher Gier nach den Schätzen der Gothen oder Italiens erfüllt, musterte Narses in Salona. Er führte hierauf diese furchtbaren Truppen geschickt längs den sumpfigen Gestaden des adriatischen Meeres nach Ravenna, und Totila wurde durch die unerwartete Nachricht aufgeschreckt, daß er bereits gegen die Apenninen vorrücke.

Der Gothenkönig befand sich in Rom. Bald nachdem er Sizilien verlassen hatte, war er nach der Stadt zurückgegangen, dort die Herüberkunft des Narses erwartend. Er rief einige Senatoren herbei und übertrug ihnen die Sorge um die Wiederherstellung der Stadt, die übrigen aber ließ er in Kampanien nach wie vor bewachen. Den nach Rom geholten Vätern fehlten jedoch alle Mittel, den öffentlichen oder eigenen Angelegenheiten aufzuhelfen, und sie selbst wurden von den argwöhnischen Gothen wie Kriegssklaven behandelt. Es scheint, daß Totila längere Zeit in der Stadt verweilte; wenigstens war er in Rom, als Narses von Ravenna heranzog, und erwartete dort die Gothen, welche unter dem tapfern Tejas bisher bei Verona gestanden hatten, den Poübergang den Feinden zu verschließen. Nachdem sie mit Ausnahme von 2000 Reitern angelangt waren, brach er von Rom auf, durchzog Tuscien und schlug am Apennin sein Lager auf, in einem Ort, der Taginas genannt wurde. Bald nachher kam Narses dort an und lagerte ihm gegenüber nur hundert Stadien entfernt an den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum).

Hier war es zum letztenmal, daß die Heldengestalt des Totila gesehen wurde. Prokopius zeigt ihn uns vor dem Beginn des Kampfs zwischen beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heeren, und wir glauben das Bild eines Ritters des Mittelalters vor uns zu haben. Mit einer von Gold strahlenden Rüstung bekleidet, Helm und Lanze mit fliegenden Roßschweifen von königlichem Purpur geschmückt saß er hoch auf herrlichem Streitroß und gab beiden Schlachtordnungen den Morgen über ein Schauspiel seiner Gewandtheit in ritterlicher Kunst. Er tummelte sein Pferd, Kreise um Kreise schlingend, auf dem Gefilde, während er selbst sich bald überbog, bald hie und da mit jugendlicher Behendigkeit sich wendete oder den Speer in die Luft schleuderte, um ihn im gestreckten Ritt wieder aufzufangen. Die Nacht darauf war er tot. Seine Schlachtordnung wurde zerbrochen und in Flucht aufgelöst; er selber, durch einen Pfeil zu Tode verwundet, floh, aber ein Gepide durchstieß ihn von rückwärts her mit der Lanze, und den Todwunden geleiteten seine flüchtigen Gefährten mit

Not bis zu dem Orte Kapras, wo er starb und eilig in die Erde verscharrt wurde. Es war der Sommer des Jahres 552.

Der griechische Geschichtschreiber hat sich durch einige philosophische Betrachtungen über das unwürdige Schicksal eines so ruhmvollen Feindes geehrt, und Muratori hat ihn mit bewegterem Lobe unter die Heroen des Altertums versetzt. Wenn die Größe des Helden, wie es sich wohl geziemt, nach der Menge der Hindernisse, die er zu überwinden, oder nach der Widerwärtigkeit des Schicksals überhaupt gemessen wird, welches er zu bekämpfen hat, so mag Totila noch im höheren Maße der Unsterblichkeit wert erscheinen als Theodorich; denn er stellte in seiner Jugend dessen zertrümmertes Reich mit Kraft, Schnelligkeit und Weisheit nicht allein wieder her, sondern behauptete es auch elf Jahre lang gegen Belisar. Wird endlich der Wert eines Mannes nach den höchsten Tugenden bestimmt, die der menschlichen Seele Adel verleihen, so sind unter den Heroen des Altertums wie der nachfolgenden Zeiten wenige, die dem edeln Gothen an Großmut, an Gerechtigkeit und an Enthaltsamkeit gleich gewesen wären.

Sechstausend Gothen bedeckten das Feld von Taginas, die übrigen waren zerstreut. Die meisten Flüchtlinge aber eilten nach dem Po hinauf, und in Pavia wählten sie Tejas, den tapfersten der Männer, zu ihrem Könige. Narses aber war vom Schlachtfelde, nachdem er die unbezähmbar wilden Hilfstruppen der Langobarden reich beschenkt entlassen hatte, gegen Tuscien hinuntergezogen. Schnell nahm er Narni, schnell Spoleto und Perugia und erschien hierauf vor Rom.

Die kleine gothische Besatzung der Stadt rüstete sich zwar bei seiner Annäherung zum kräftigen Widerstande, aber sie gab es von vornherein auf, den ganzen Umfang der Mauern zu verteidigen. Sie beschränkte sich vielmehr auf das Grabmal des Hadrian; denn diese Burg hatte Totila zum Kern einer neuen Befestigung gemacht, indem er den umliegenden Raum mit einer kleinen Mauer umschloß und diese mit der Stadtmauer vermittelst der Hadrianischen Brücke verband. Hier nun hatten die Gothen ihre köstlichste Habe niedergelegt. Narses erkannte nicht minder die Unmöglichkeit, ganz Rom zu umschließen; er verteilte seine Heerhaufen an verschiedene Stellen und ließ, wo es ihm gut däuchte, die Mauern stürmen, während die Gothen, auf den bedrohten Punkten sich sammelnd, die übrigen außer acht zu setzen genötigt waren. Nach mehreren hie und da abgeschlagenen Stürmen, welche an drei Punkten Johannes, Narses und der Heruler Philemut leiteten, erstiegen endlich die Griechen unter der Führung des Dagisthäus die Mauer an einer gänzlich unbedeckten Stelle, und in die Stadt hinabspringend öffneten sie die Thore. Den hereinbrechenden Feind abzuhalten, war zu spät. Es zerstreuten sich die Gothen in Flucht, einige eilten nach Portus, andere aber stürzten sich in das Grab des Hadrian. Narses ließ ihnen jedoch nicht lange Zeit,

hier zu Atem zu kommen; er warf sich mit aller Macht auf das Kastell, und die verzweifelten Gothen kapitulierten unter der Gewähr ihres Lebens und ihrer Freiheit.

So fiel Rom in die Gewalt der Byzantiner im Jahre 552, im sechsundzwanzigsten Regierungsjahr des Kaisers Justinian, zu dessen Zeit die Stadt, wie Prokopius mit Staunen bemerkt, nicht weniger als fünfmal war erobert worden. Der glückliche Sieger sandte nun die Schlüssel Roms an den Kaiser nach Byzanz, der sie mit gleicher Freude annahm, wie er kurz vorher das blutige Gewand und den königlichen Helm Totilas empfangen hatte.

Der Geschichtschreiber dieser Dinge wirft bei jener Gelegenheit einen schüchternen Blick auf die Widersprüche des Schicksals, welches das anscheinend glücklichste Ereignis zu gleicher Zeit ins Verderben wendet. Er erzählt mit nüchternen Worten den Untergang der berühmtesten und ältesten Körperschaft Roms, ohne für deren große Vergangenheit auch nur eine teilnehmende Erinnerung zu verraten. Dem römischen Volk sowohl, sagt er, als dem Senat sollte dieser Sieg noch zu einem größeren Verderben die Ursache werden. Die fliehenden Gothen, an der ferneren Behauptung Italiens verzweifelnd, gaben nun dem allgemeinen Gefühl des Hasses und der Rache Raum; alle Römer, auf die sie stießen, hieben sie schonungslos nieder, und ihrem Beispiel folgten selbst die Barbaren, welche unter der Fahne des Narses dienten. Denn von der sehnsüchtigen Liebe zu Rom getrieben eilten auf die Kunde, die Stadt sei befreit, viele Römer zurück, sie wieder zu bewohnen. Viele Senatoren waren draußen, welche einst Totila in die Gefangenschaft nach Kampanien geführt hatte, wo ihrer nur wenige von Johannes erreicht und nach Sizilien waren gebracht worden. Sie machten sich nun auf, nach Rom heimzukehren, aber die Gothen erfuhren nicht so bald von der Flucht weniger oder dem Vorhaben aller, als sie sämtliche Senatoren, soviele deren in den Kastellen Kampaniens gefangen gehalten wurden, ermordeten. Unter ihnen nennt Prokopius nur Maximus mit Namen. Der Untergang der edeln römischen Familien wurde zu derselben Zeit durch die Erwürgung von dreihundert Jünglingen vervollständigt. Denn ehe Totila dem Narses entgegengezogen war, hatte er aus verschiedenen Städten soviel Söhne der angesehensten Häuser als Geiseln auserwählt und sie alle jenseits des Po abführen lassen. Dort aber überlieferte sie Tejas samt und sonders dem Henkertod.

Die alten senatorischen Familien Roms waren demnach ausgerottet bis auf wenige Abkommen, die vorher nach Konstantinopel oder nach Sizilien hatten entrinnen können oder in Rom sich befanden. Jene und andere Flüchtlinge kehrten vielleicht nach dem Ende des Krieges in die Stadt zurück, und aus den elenden Überresten des Adels von Rom fuhr ein Schattenbild noch einige Zeit fort den

Senat vorzustellen, bis auch dieses um den Anfang des siebenten Jahrhunderts erlosch und der einst glorwürdige Name Senator und Konsul später als ein Titel von den Reichen und Vornehmen geführt wurde.

Narses hatte unterdes den Gothen Portus entrissen und mit dem Fall von Nepi und der Petra Pertusa auch die letzten Kastelle in der tuscischen Kampagna Roms genommen, bis auf Centumcellä, welches er berennen ließ. Er selbst verweilte noch in Rom, mit der Wiederherstellung oder Ordnung der städtischen Dinge beschäftigt; er schickte einen Teil seines Heeres nach dem festen Kumä in Kampanien, wo Aligern, der heldenmütige Bruder des Tejas, die gothischen Schätze bewachte; einen anderen Heerhaufen aber ließ er unter der Führung des Johannes nach Tuscien marschieren, um dem Tejas den Weg zu verlegen. Denn der letzte König der Gothen richtete nun, in seiner Hoffnung, von den Franken Hilfe zu erlangen, getäuscht, seinen Marsch nach Kampanien, um das wichtige Bollwerk Kumä sich zu retten. Auf beschwerlichen und entlegenen Wegen zog er kühn am adriatischen Meer herunter und erschien plötzlich in Kampanien. Auf diese Nachricht nahm Narses alle Truppen zusammen und rückte von Rom die appische oder lateinische Straße nach Neapolis herab.

Zwei Monate lang standen sich Griechen und Gothen in den paradiesischen Gefilden des unteren Vesuv gegenüber, getrennt durch den Fluß Drako oder Sarnus, wo er bei Nocera ins Meer vorüberströmt; aber die verräterische Übergabe seiner gesamten Flotte zwang Tejas, sein Lager abzubrechen. Die Gothen wichen bestürzt auf die Abhänge des Laktarischen Berges, dann, vom grimmigen Hunger wieder herabgetrieben, beschlossen sie, dem äußersten Geschick nicht länger auszuweichen. Der ruhmvolle Kampf der letzten Gothen auf dem schönsten Kampfplatz der Welt, zu den Füßen des alten Vesuv, über dem Grabe versunkener Städte, im Anblick des immer blauen Golfs von Neapolis beschließt die Geschichte dieses unsterblichen deutschen Heldenstammes durch einen Untergang, der uns noch heute mit Schmerz erfüllt, aber durch seine wahrhaft tragische Größe reichlich versöhnt. Die gothischen Männer kämpften mit einem beispiellosen Heldenmut, und Prokopius selbst ruft aus, daß es keinen Heroen irgendwo im Altertum gegeben, der den Tejas an Tapferkeit übertroffen habe. An Zahl gering stritten sie in enggeschlossenen Reihen von der Morgenfrühe bis zur Nacht, ohne zu wanken; ihr König aber focht von einer kleinen Freundeschar umringt, der vorderste von ihnen. Vom Schlachtgewühl umdrängt, da sich die Feinde in Masse gegen ihn stürzten, stand er mit seinem breiten Schild gedeckt, fing den Hagel der Pfeile und Speere auf und stieß die Angreifenden nieder. Wenn nun sein Schild von den daran haftenden Geschossen voll war, nahm er aus den Händen seiner Waffenträger einen andern und focht dann weiter. Er hatte

so bis zur Nachmittagssonne gekämpft, als er die Last seines von zwölf Lanzen starrenden Schildes nicht mehr tragen konnte: da rief er mit lauter Stimme nach dem Waffenträger, nicht einen Fuß breit weichend, noch aufhörend die Feinde niederzuhauen, sondern er stand und rief wiederholt den Waffenträger. Als dieser nun einen neuen Schild herbeibrachte, und der König ihn mit dem andern vertauschte, ward seine Brust einen Augenblick lang bloß und von einem Speer plötzlich durchbohrt stürzte er rücklings zu Boden.

Die Griechen steckten das Haupt des letzten Gothenkönigs auf eine Lanze und trugen es zwischen beiden Schlachtordnungen im Triumph umher, aber obwohl die Tapfern für einen Moment durch diesen Anblick erschüttert wurden, faßten sie sich dennoch wieder und fuhren fort mit doppelter Kraft zu kämpfen, bis die Nacht sie und den Feind umhüllte. Nach einer flüchtigen und trauervollen Rast erhoben sich diese Männer wieder in der hohen Morgenfrühe, und sie kämpften mit ungebrochener Stärke den ganzen Tag, ohne zurückzugehen, bis auch die zweite Nacht gekommen war. Dann ruhten sie wieder, und indem sie ihre zusammengeschwundenen Reihen zählten, berieten sie, was zu thun. Es erschienen nachts einige ihrer Hauptleute vor Narses und sie sagten ihm: die gothischen Männer sähen ein, daß gegen den Willen Gottes fürder zu streiten nutzlos sei, sie verschmäheten die Flucht, sie verlangten freien Abzug, um Italien verlassend nicht als Knechte des Kaisers, sondern als freie Männer irgendwo zu leben. Endlich solle es ihnen gestattet sein, ihre Habe mit sich zu nehmen, welche sie in verschiedenen Städten niedergelegt hätten. Narses schwankte, aber der General Johannes, welcher die Festigkeit der Gothen aus hundert Schlachten kannte, riet ihm, das Anerbieten todesentschlossener Helden anzunehmen. Während man nun den Vertrag abschloß, zogen tausend Gothen, jegliche Bedingung als unehrenhaft verschmähend, die Schwerter aus den Scheiden und rückten aus dem Lager, und die ihrer Verzweiflung ausweichenden Griechen gaben ihrem Abzug Raum. Es war der tapfere Indulfus, der sie führte, bis sie glücklich nach Pavia kamen. Die übrigen aber erklärten durch einen feierlichen Schwur, den Vertrag zu erfüllen und Italien zu verlassen. Dies geschah im März 553, am Ende des achtzehnten Jahres des furchtbaren Gothenkriegs.

Wohin die letzten tausend Gothen vom Schlachtfeld des Vesuv sich endlich wandten, wissen wir nicht. Ihr trauriger Rückzug aus dem schönen Lande, welches ihre Väter erkämpft hatten, und wo sie unzählige Orte an die ruhmvollsten Thaten mahnten, ist mit einem Geheimnis für uns bedeckt.

Sechzig Jahre lang hatte das Reich Theodorichs gedauert; im letzten Verfall des Römertums und auf der Schwelle des sich daraus entwickelnden neuromanischen Wesens füllten diese Gothen, den ver-

kommenen Italienern an allen Tugenden wahrhaft wie Heroen überlegen, eine schon dunkle Periode Italiens ruhmvoll aus, indem sie (ihr unbestrittenes Verdienst!) die alte Kultur der Römer vor den Barbaren retteten und erhielten. Die politischen Traditionen des Reichs mit zu großer Ehrfurcht achtend in einer Zeit, wo es unmöglich war, den Staat anders zu begreifen als unter den römischen Einrichtungen, kamen sie mit den ausgelebten Formen des alten Staatswesens, mit der Nationalität und Religion der Italiener in verderblichen Widerspruch, und sie gingen unter, weil sie das Altertum nicht durch eine neue Lebensform zu bewältigen vermochten. Unter allen Fremden, die Italien beherrschten, (und es trägt dies Paradies Europas den Fluch der Fremdherrschaft durch die Schuld sowohl der Natur als der Geschichte) waren sie die rühmlichsten. Ausgezeichnet durch alle unverfälschten Gaben einer ursprünglichen Natur, wie sie primitiven Stammvölkern eigen sind, stellten sie in Gestalt, Sitte und Sprache jenes Volk des Zamolxis oder des Ulfilas dar, von welchem nach dem Bericht des Jornandes einst Dio in seiner verlorenen Geschichte der Geten gesagt hatte, daß sie weiser als alle Barbaren und an Genie fast den Griechen ähnlich seien. Mit dieser hohen Kulturfähigkeit verbanden sie die germanische Milde des Charakters, und vergleicht man überhaupt die gothische Periode Italiens mit den beiden späteren Fremdherrschaften der Griechen und der Spanier, so wird jede Rede überflüssig.

Das Kaisertum Karls des Großen

von W. Giesebrecht.

Als Karl den Kaiserstuhl Roms bestieg, war ein Ziel erreicht, dem hochstrebende deutsche Fürsten seit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten die Deutschen die ersten Eindrücke eines großen staatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derselben waren alle germanischen Reiche begründet worden. Die Größe des römischen Kaiserstaates, die Einheit seiner schlagfertigen Heere, der Glanz des kaiserlichen Hofs, die Herrschaft des Gesetzes waren und blieben das Ideal der germanischen Könige; selbst als im Abendlande das geschwächte Reich der Cäsaren dem Andrang germanischer Kriegsscharen erlegen war, schien es den edelsten Häuptern derselben doch nur die höchste Aufgabe eines mächtigen Fürsten zu sein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerstörten Bau herzustellen. Wie aber sollte dies gelingen, solange sich die deutschen Stämme selbst ohne inneren wie äußeren Zusammenhalt in einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen schwächten und aufrieben, so lange die Fürsten über Völker geboten, die dem Zwang der Gesetze und jeder durchgreifenden Herrscher-

gewalt mit trotzigem Freiheitssinn widerstrebten? So hatte der Westgothe Athaulf, so der Ostgothe Theodorich, so endlich die ersten Merovinger ihre kühnen Pläne, das abendländische Reich herzustellen, sogleich beim ersten Angriff aufgeben müssen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Teile des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu besonderen Reichen zu gestalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte, die Selbständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh, alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisierten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaisertum auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. So erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen friedlich geschlichtet zu werden, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung der bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung aller Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft, und als sie hier alles mit den Elementen ihres Wesens erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwicklung der Dinge einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlandes in die starke Rechte. So trat Karl die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaisertum war noch etwas anderes als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zugestrebt hatten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee des Reichs erfaßt, in sich aufgenommen, auf eigentümliche Weise aus- und umgebildet. Die Überzeugung der alten Römer, daß ihre Republik bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Welt einem Gesetze zu unterwerfen, war in der christlichen Zeit nicht erstorben, sondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu einer Herde gesammelt, zu einer großen Gemeinschaft verbunden werden sollen; das christliche Rom nährte mit dem Glauben an die eine christliche Kirche auch den Glauben an die Einheit des christlichen Staates und teilte diesen Glauben allen Anhängern des katholischen Bekenntnisses mit. Das römische Reich sahen die rechtgläubigen Christen so als eine unmittelbare, ewigfeste Ordnung Gottes an und erblickten in dem Kaiser den

von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt, dem jede andere weltliche Gewalt sich von Rechts wegen unterordnen müsse. Des Kaisers Pflicht und sein Beruf vor allem sei es, meinte man, die Christenheit gegen alle ihre Feinde zu schützen, über Ordnung und Frieden allerorten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe der Welt zu verteidigen, die Witwen und Waisen, die Unglücklichen und Verfolgten zu schirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht seines Armes zu unterstützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß sich so alles erfülle, und Christus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieser Vorstellung von der Gewalt des Kaisers wurden alle Könige, Fürsten und Herren zu Werkzeugen seiner Macht herabgesetzt, alle Christen mußten den Willen Gottes in dem Gebot des Kaisers verehren und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorsam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als sonst die weltliche Obrigkeit von ihnen beanspruchen konnte.

Es war eine überaus ideale Auffassung des Kaisertums, zu der sich die katholische Christenheit gerade inmitten der Auflösung des Reichs erhoben hatte. Als die Herrschaft der Kaiser dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römischen Christen die Herstellung ihres kaiserlichen Gottesreichs von Konstantinopel, bis der Bischof von Rom und mit ihm Italien sich wegen der Bilderstreitigkeiten von dem Gebieter des Ostens auf immerdar trennte. Als dies geschehen war, wandte man seinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen, und aus ihrer Mitte erstand in Karl ein Fürst, der sich ganz mit den universellen Ideen jenes einigen christlichen Staates durchdrang, der das römische Kaisertum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und nicht nur den Willen, sondern auch die Macht besaß, um den Glauben der Christen an ein Gottesreich zu verwirklichen, soweit er in einer so sturmbewegten Welt zu verwirklichen war.

Wahrlich nicht dahin hat Karl als Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Rom über die Welt herzustellen, in Vergessenheit geratene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gründen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische Kirche vom Kaisertum in sich ausgebildet hatte. Mehr die Theokratie des alten Bundes als die Despotie des römischen Kaiserstaats bot die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Konstantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So hängt denn der neue Kaiserstaat durchaus mit kirchlichen Anschauungen zusammen, sein Ideal ist kein anderes

als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere. In diesen gesonderten Klassen des Volkes stellen sich die natürlichen Glieder des großen Gottesreiches dar, dessen einiges Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, um alle Übelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung. —

Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Palatine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt ein blendender Schein gleichsam höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, die großen lebhaften Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmut fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten. Das französische Rittertum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter, das deutsche Bürgertum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter; die katholische Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poesie aller Völker in den folgenden Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von neuem an seiner gewaltigen Erscheinung. Nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen.

Arnulf der erste Luitpoldinger und die Kämpfe gegen die Ungarn

von Siegm. Riezler.

In den Tagen schwerster Not, aus dringendem Bedürfnis nach einer die Kräfte des Landes zusammenfassenden Gewalt ist das bayerische Stammesherzogtum aufs neue erwachsen. Zum erstenmale vielleicht, seit die Bayern ihre Wohnsitze inne hatten, trat an die Spitze des geeinigten Stammes einer seiner eigenen Söhne. Aber

Macht und Ansehen, die ihm dazu verhalfen, dankte er doch vor allem seiner Stellung als karolingischer Beamter. Schon mehrmals hatte in Bayern die markgräfliche Gewalt eben dem Königtume, das sie ins Leben gerufen, Gefahr gedroht; nun ward ihre kriegerische Bedeutung durch die Ungarnkämpfe aufs höchste gesteigert, eben als das Königtum, in der Hand eines Schwächlings ruhend, dem Lande keinen Schutz zu gewähren verstand. So schwang sie sich leicht zur herzoglichen Macht über ganz Bayern empor. Noch mochte im Volke ein Andenken an die Selbständigkeit der Agilolfinger leben, frisch war die Erinnerung an die Vorzugstellung des Landes seit Ludwig dem Deutschen. Und wie sich der bayerische Stamm bisher in der Abwehr des Feindes auf die eigene Kraft angewiesen sah, so unterwarf er sich nun auch ohne Dazuthun des Königtums einer einheitlichen Leitung.

Schon Liutpolds Stellung war thatsächlich einer herzoglichen nahegekommen. Wohl bald nach des Vaters Tode in der Ungarnschlacht nahm sein Sohn Arnulf, als Erbe der väterlichen Marken und Grafschaften, Eigengüter und Lehen unbestritten der erste Mann in Bayern, die herzogliche Gewalt, Titel und Wesen an sich, den König dem Namen nach anerkennend, von der Zustimmung des Volkes getragen und wahrscheinlich durch förmliche Wahl seiner Großen berufen. Ließ doch das bayerische Gesetzbuch, das in jedermanns Händen war, die alte Wahl des Herzogs durch das Volk nicht vergessen. Den Ausschlag gaben wohl Arnulfs persönliche Eigenschaften; so jugendlich seine Jahre, er hatte sich schon bewährt als den Kriegsmann von durchgreifender und unermüdlicher Thatkraft, dessen die Zeit bedurfte. Sein Herz jauchzte im Toben der Schlacht, wenn die Lanzen splitterten und die Rosse aneinander prallten. Seine Gewalt aber zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, ward ihm um so leichter, als sich sein Geschlecht karolingischer Verwandtschaft rühmen konnte, wie er denn auch den Namen wahrscheinlich nach dem Kaiser Arnulf führte. Sein stolzer Titel lautete: Durch Fügung der göttlichen Vorsehung Herzog der Bayern und der angrenzenden Gebiete.

Seiner kräftigsten Krieger beraubt, einem barbarischen Feinde zunächst fast wehrlos offen stehend erlebte Bayern damals eine lange schreckensvolle Zeit, wie sie nie, auch im Schwedenkriege nicht, wiedergekehrt ist. Die Not hatte das ungarische Volk auf die Wanderung getrieben; aber nachdem es durch die Eroberung des mährischen Reiches, Pannoniens und der Ostmark herrliche Wohnsitze errungen, setzte es seine Streifzüge aus Gewohnheit und Lust am Raube fort. So hatten vor einem halben Jahrtausend die germanischen Stämme sich immer wieder auf die Römer geworfen und gleich jenen wurden nun die Ungarn von den Angegriffenen gehaßt und gefürchtet als heidnische Wilde. Kein Land hat mehr durch sie gelitten als Bayern, das jedem gegen Westen gerichteten Zuge zur Ausfallpforte diente. Aus allen

Berichten klingt uns der tiefe und abschreckende Eindruck entgegen, den das räuberische Volk bei den Deutschen hinterließ. Abscheuliche Mißgeburten dünkten ihnen die niedrigen Gestalten mit den häßlichen Zügen, den tiefliegenden Augen und dem bis auf drei Zöpfe geschorenen Haupthaar. Zu den Grausamkeiten, die man von ihnen erfuhr, dichtete der Schrecken neue Züge hinzu: daß sie das Blut der Erschlagenen tränken und die Herzen der Gefangenen in Stücke geschnitten als Arznei verzehrten. Ihre Kampfweise, einigermaßen ähnlich, wie es scheint, jener der Avaren und Bulgaren, war dagegen durchaus unterschieden von jener der slavischen Völker, mit denen sich die Bayern bisher zumeist gemessen. Durch unablässige Übung war jeder einzelne des Volkes Meister in der Kunst, das durch einen Panzer geschützte Roß zu tummeln und vom Rosse herab dem hörnenen Bogen den Pfeil zu entsenden. Darauf beruhte denn vornehmlich ihre Kriegskunst: in kleinen flüchtigen Heerhaufen den Feind zu umschwärmen und zu beschießen, und wenn diese Geschwader mit ihrem Kriegsgeschrei Hui, Hui! dahersprangen, glaubten die Deutschen, den Schlachtruf teuflischer Heerscharen zu vernehmen. Ausgebildetes Kundschafterwesen und sorgfältiger Vorpostendienst, plötzliche Überfälle, stetes Beunruhigen, nie fehlende Reserven, verstellte Flucht, dann Hervorbrechen aus einem Hinterhalt: diese Mittel bahnten ihren verheerenden Zügen den Weg. Selten kam es zu geordnetem Kampfe Mann an Mann, wo sie dann der Wucht des deutschen Schwertes sich oft nicht gewachsen zeigten; die Bayern zumal haben gegen sie mehr Siege als Niederlagen zu verzeichnen.

Aber nur allmählich lernte man den Eigentümlichkeiten des Feindes zu begegnen. Seine Einfälle erfolgten mit blitzartiger Schnelligkeit, und bis der Heerbann zusammentrat, waren die Ungarn von ihren unermüdlichen Steppenpferden längst weiter getragen. „Gleich dem glatten Aal", sagt unmutig ein Chronist von Ebersberg, „entschlüpft dieses Volk den Händen des Häschers. Ich behaupte, daß sie von jener im Sumpfe lauernden Schlange des Dichters stammen, der für jeden abgehauenen Kopf dreißig andere nachwuchsen; denn schlagen wir sie nieder, so leben sie nur um so zahlreicher wieder auf, aus ihrem Sumpf emporquellend wie die Frösche." Die Hoffnung auf einen Erfolg richtete sich denn dahin, daß man mit einer in ihrem Rücken gesammelten Macht ihnen den Heimweg verlegte, und diese Kriegskunst verstand der jugendliche bayerische Heerführer bald vortrefflich zu üben. Auch zeigte sich, daß die Ungarn wenig von Belagerungen verstanden. Man machte sich also eifrig daran, Befestigungen anzulegen; der Bischof von Eichstätt ließ sich gleich im Jahre 900 vom Könige das Befestigungsrecht verleihen, Graf Eberhard suchte später seiner Burg Ebersberg an der Sempt durch eine Mauer und vertiefte Gräben neuen Schutz zu schaffen.

Im Sommer 909 ward vom heidnischen Feinde Bayern überflutet und zum erstenmale auch Schwaben berührt. Am 30. Juli, es war ein Sonntagmorgen, überfiel eine Schar der Dränger, allen Einwohnern unvermutet, den Bischoffitz Freising, der ihnen so reiche Beute bot, daß sie sich zu ungewöhnlich langem Aufenthalt verlocken ließen. Erst am folgenden Donnerstag treffen wir sie beschäftigt, die Kirchen St. Stephan und St. Veit zum Abschied in Brand zu stecken. Die Kathedrale blieb verschont, wahrscheinlich weil der Domberg ummauert und die Wächter auf der Hut waren. Später erklärte man, wie einst die Griechen die Erhaltung des Tempels von Delphi, so die des Freisinger Münsters durch einen dichten Nebel, der dem Feinde seinen Anblick entzogen habe. Auf ihrem Rückzuge aber am 11. August trat Herzog Arnulf an der Rott zum erstenmale den Plünderern in den Weg und errang den Sieg. Doch was galt den Ungarn ein vereinzelter Heerhaufen! Schon im folgenden Sommer drangen sie neuerdings bis Schwaben vor. Diesmal stießen sie zuerst auf geeinigten Widerstand. Dem allgemeinen Aufgebote König Ludwigs, das die Widerspenstigen nicht wie sonst mit dem Heerbanne, sondern mit dem Galgen bedrohte, folgten Schwaben, Franken und Bayern. Bevor sich alle Schaaren vereinigen konnten, — oder war dies nicht beabsichtigt? — griffen die Ungarn das schwäbisch-fränkische Heer des Königs an, und nachdem der Kampf lange hin- und hergewogt, brachten sie ihm durch ihre gewohnte Kunst eines verstellten Rückzugs eine vollständige Niederlage bei. Ihren Marsch in nördlicher Richtung fortsetzend stießen sie, wahrscheinlich am 22. Juni, an der Grenze von Bayern und Franken auf das bayerische Heer, mit dem sich ein Teil des fränkischen vereinigt hatte. Es kam zu einer zweiten heißen Schlacht, in der die Franken zurückgeworfen wurden und den Herzog Gebhard und den Grafen Liutfried auf der Walstatt ließen. Dagegen kämpften die Bayern siegreich, doch nicht mit so entscheidendem Erfolge, daß die Ungarn ihre Beute verloren oder von Wiederholung ihrer Raubzüge sich hätten abschrecken lassen. Sicher ist, daß der Feind in den folgenden Jahren wiederum in Thüringen und Franken erschien und 913 Bayern und Schwaben verheerte. Diesmal gelang den Deutschen der erste nachhaltige Erfolg. Herzog Arnulf vereinigte seine Streitmacht mit der seiner Oheime, der schwäbischen Brüder Erchanger und Berchtold, und des Grafen Udalrich vom Argengau, erreichte den heimkehrenden Feind am Inn und brachte ihm eine entscheidende und überaus blutige Niederlage bei. Darauf scheinen sich die Ungarn zu einem Frieden mit den Bayern bequemt zu haben, der dem schwergeprüften Lande von dieser Seite für eine Reihe von Jahren Ruhe verschaffte.

Die letzten Zeiten Ottos des Großen

von W. Giesebrecht.

Es waren mehr als vier Jahre seit der Begründung des Erzbistums Magdeburg vergangen, als der Kaiser Otto I. im Frühjahr 973 selbst in diese Stadt kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen. Er feierte den Palmsonntag (16. März) hier am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräten und überreichte dem Erzbischof die Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter aufzusuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort auch das Osterfest (23. März).

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Äbtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Geschenke darbrachte. Mit großen Feierlichkeiten wurde das Fest begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesamten anwesenden Geistlichkeit in Prozession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von allen Bischöfen, Herzogen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, erwogen.

Aber auch weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Es waren Gesandte von Rom und Benevent, von Konstantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde bedacht und beraten. Selbst die Ungarn, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christentum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals zur Erreichung kirchlicher Zwecke einen Bischof Brun an den Ungarnherzog Geisa. So breitete

sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungarn allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem anderen fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christentums vorbereitet.

Gewiß war es ein herrliches Fest, das damals zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl nicht ohne gerechtes Selbstgefühl mochte der alte Kaiser auf den reichen Gewinn seines Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hilfe gelungen war. Denn es war kein nichtiger Festesschimmer, nicht ein leerer Prunk, der ihn umgab, sondern ein tiefer Sinn barg sich unter dem Glanze dieser Feste. Unerwartet wurde derselbe aber durch einen Todesfall getrübt, der den Kaiser auf das tiefste erschütterte.

Am 27. März starb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abscheiden des trefflichen Mannes beklagt; denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapferen und gerechten Fürsten, der nicht minder streng über den Landfrieden im Innern gewacht, als er die Grenzen des sächsischen Landes vor äußeren Feinden kräftig geschützt hatte.

Niemanden hatte der Tod des tapferen Sachsenherzogs mehr gebeugt als den Kaiser. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachsen war, — ein Geschlecht, das sich in gewaltigen Mühen und Kämpfen früh aufgerieben und aus dem es fast keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieser letzte Genosse seiner früheren Tage abgeschieden war, fühlte der Kaiser, daß auch seine Stunde gekommen sei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem schon am 1. dieses Monats die große Festversammlung sich aufgelöst hatte, und besuchte noch mehrere seiner Burgen und Pfalzen in Sachsen. Am 9. April war er zu Waldeck. Als das Fest der Himmelfahrt (1. Mai) herannahte, begab er sich nach Merseburg. Mit Befriedigung sah er, wie auch hier der Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen war, und das dem heiligen Laurentius geweihte Bistum Bestand gewonnen hatte. Er bekümmerte sich sorgfältig um die getroffenen Einrichtungen, und wo ihm noch etwas zu fehlen schien, bot er die Mittel zur Abhilfe dar. Auch hier umgab ihn am Feste wieder eine zahlreiche Versammlung, die durch eine Gesandtschaft eines afrikanischen Sarazenenfürsten, welche dem Kaiser reiche Geschenke brachte, besonderen Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letztenmale auch mit Judith, der Witwe seines Bruders Heinrich, zusammen, die damals im südlichen Deutschland einen mächtigen Einfluß übte. Aber trotz dieser zahlreichen Umgebung war der Kaiser niedergeschlagen; „betrübt", sagt Widukind, „wandelte er einher, der Tod Herzog Hermanns schwebte ihm stets vor der Seele."

So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienstag vor Pfingsten, nach Memleben, jener Pfalz, wo sein trefflicher Vater vom Tode ereilt war. Hier sollte nach Gottes besonderer Fügung auch er sein Ende finden. Er fühlte sich sehr schwach, erhob sich aber doch am folgenden Morgen nach seiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab sich in die Kapelle, um die Frühmette zu hören. Dann ruhte er kurze Zeit, ging zum zweitenmale nach der Kapelle zur Messe, nach deren Ende er unter die Armen Almosen austeilte, um dann wiederum auf seinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde kam er zur Tafel und erschien heiter und froh. Als er aber nach seiner Sitte sich zur Vesper wieder nach der Kapelle begab, fing er zu fiebern an und sank matt zusammen. Die herumstehenden Fürsten brachten ihn auf einen Sessel; er neigte sein Haupt, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtsein; er verlangte und empfing das heilige Abendmahl, dann übergab er unter geistlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe seine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde sogleich in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk fühlte die ganze Schwere dieses Verlustes und ermüdete nicht, die ruhmreichen Thaten des abgeschiedenen Herrschers zu preisen; es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermütigen Ungarn, Dänen und Slawen besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Teil Italiens sich unterworfen, die Tempel der heidnischen Götzen zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesandt habe. Als es Morgen geworden war, eilte alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, aufs neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hilfe gegen alle seine Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamiert und nach Magdeburg gebracht, wo er zur Seite Edithas in der Morizkirche in einem marmornen Sarkophag seine Ruhestätte fand. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am Grabe den letzten Dienst der Kirche. Über dem Sarkophag brachte man in lateinischer Sprache die Inschrift an:

König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Witwe zwei Kinder, den jungen Kaiser Otto II. und die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg; die anderen Kinder Adelheids aus dieser Ehe waren früh gestorben. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er nicht ein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechzigste Lebensjahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königtums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereignis und wurde allgemein als solches empfunden. Schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen; überall mußte man den Verlust eines solchen Fürsten fühlen, in nächster Nähe wie in weitester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüte gediehen war! Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem König neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden wurde. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde, der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen. Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlandes erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange darnieder gehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich freigemacht und Geltung verschafft hatte! Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestrahlt und er auf demselben Thron gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig unvergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte!

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Bewunderung, die er in der letzten Zeit seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät lieh. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmut in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen; spärliche graue Haare bedeckten seinen Scheitel; der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er selbst dann zu wachen. Freigebig,

gnädig, leutselig und freundlich zog er wohl die Herzen an sich, aber dennoch war auch der alte Kaiser mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; selbst sein Sohn bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verriet, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und erfüllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die anderen hohen Tugenden, die man am Jünglinge pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmut gegen gedemütigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen anderen erhöht hatte, und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon vor alters durch ein ehernes Reiterstandbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der errichtet wurde, nachdem der alte im Jahre 1207 ein Raub der Flammen geworden war, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Überreste des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha. Ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserem Vaterlande; denn dort haben die Gebeine des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert, ihren Platz gefunden.

Friedrich I.

von W. Giesebrecht.

Der 4. März 1152 war ein Tag allgemeinen Jubels in Frankfurt. Man freute sich der einstimmigen Wahl, die alle Bürgschaft für eine dauernde Herstellung der Ordnung im Reiche zu bieten schien; man hoffte vor allem, daß dem unseligen Zwist zwischen dem staufenschen und welfischen Hause nun endlich ein Ziel gesetzt sei. Die Fürsten hatten einen Mann von erprobter Tüchtigkeit, energischem Willen, durchgreifender Kraft die Königskrone zuwenden wollen, — und ein solcher Mann war ohne Zweifel in Friedrich von Schwaben gefunden worden.

Die Zeitgenossen sind darüber einig, daß in dem Erwählten das Königtum sich in wahrhaft glänzender Weise darstellte. Die Natur

hatte ihn mit so reichen Gaben ausgestattet, wie sie selten auf einen Menschen häuft. Schon die äußere Erscheinung des etwa dreißigjährigen Mannes war überaus anziehend. Friedrich war von schlankem Wuchs, nicht ungewöhnlich groß, aber die Glieder im vollkommensten Ebenmaß, die Brust kräftig, der ganze Körperbau straff und männlich, die Hände von auffallender Schönheit. Sein Antlitz von großer Regelmäßigkeit hatte einen eigentümlich ruhigen und heiteren Ausdruck, den auch die größten Aufregungen nicht veränderten. Die weiße Gesichtsfarbe mit durchscheinender Röte, die blonde Farbe des welligen Haupthaares und Bartes, die hellen, lebendigen Augen, die blendenden Zähne im feinen Munde gaben dem Antlitz einen leuchtenden Schimmer.

Man bemerkte in dem neuen König einen scharfen Verstand, rasche Entschlossenheit und eine ungewöhnliche Beredsamkeit, die sich besonders in seiner Muttersprache zu erkennen gab; denn des Lateinischen war er nicht so mächtig, daß er es mühelos hätte verstehen und sprechen können. Herablassend im Umgange gewann er leicht die Menschen und wußte sie an sich zu fesseln; es unterstützte ihn dabei ein überaus glückliches Gedächtnis; denn er konnte Personen, die er viele Jahre nicht gesehen hatte, wieder begrüßen, als ob sie nie von seiner Seite gekommen wären. Freigebig ohne Verschwendung, beständigen Sinns, Meister seiner Leidenschaften fand er leicht Freunde und Diener, welchen er unbedingt trauen konnte. Sein Gemüt war gottesfürchtig; täglich wohnte er des Morgens der Messe bei; stets bewies er der Kirche und ihren Dienern die gebührende Ehrfurcht, selbst in den schweren Kämpfen, die ihm mit dem Papsttum bevorstanden; reichlich hat er zu allen Zeiten die Armen bedacht.

Von dem Augenblicke, wo er sich die Krone gesichert wußte, sah Friedrich in Karl dem Großen sein Vorbild. Als das wesentlichste Ziel seiner Regierung erschien ihm, jenes Zeitalter des Rechts und des Friedens, wie es nach Geschichte und Sage unter Karl bestanden haben sollte, wieder in der abendländischen Christenheit herzustellen. Deshalb war er ein Freund von Gesetzen und begünstigte gegen die Sitte seiner Vorfahren das geschriebene Recht; mit den Rechtsgelehrten seiner Zeit trat er früh in Verbindung. Unermüdlich saß er selbst zu Gericht und stets zeigte er sich als ein strenger Richter; alle Übertreter des Gesetzes hatten seinen unerbittlichen Spruch zu fürchten, selbst die höchstgestellten Männer und seine eigenen Verwandten hat er nicht geschont. Er verhehlte sich nicht, daß in der gewaltthätigen Welt, in welcher er lebte, nur mit dem gezückten Schwerte das Recht zur Geltung zu bringen sei, aber jeder Kampf reizte ihn mehr, als er ihn schreckte. Zu den Waffen geboren und erzogen, ein ritterlicher Mann durch und durch liebte er den Krieg, seine Gefahren und seinen Ruhm, und bisher war das Glück mit seiner Kühnheit im Bunde gewesen; man erinnerte sich, daß das Mißgeschick, welches den zweiten

Kreuzzug begleitete, fast ihn allein verschont hatte. Überall, wo er mit den Seinen dem Feinde gegenüber stand, war er in den vordersten Reihen und suchte das Handgemenge; der Held schien den König zu vergessen.

Ohne Frage war Friedrich hochstrebenden Sinnes, ruhmbegierig und stolz. Bedenklich war es, sein Selbstgefühl zu verletzen; denn keine Beleidigung ließ er, solange er seine Waffen führen konnte, ungerächt. Wo er sein Recht gekränkt sah, konnte er streng bis zur furchtbarsten Härte sein. Deshalb mögen manche seine Erhebung nicht ohne Besorgnisse gesehen haben, aber er war doch ein König, wie ihn das deutsche Reich zu bedürfen schien, um die traurigen Wirren, unter denen es seit Jahrzehnten litt, endlich zu beseitigen. Leicht erklärt sich so, daß seine Wahl, wie sie weiter und weiter in den deutschen Ländern bekannt wurde, allerorten die freudigsten Gefühle erregte. Alle, die es vermochten, machten sich alsbald auf den Weg, um der Königsfeier beizuwohnen, die schon am nächsten Sonntag (9. März) zu Aachen stattfinden sollte.

Nachdem sich Friedrich am Tage nach der Wahl zu Frankfurt von allen anwesenden Fürsten den Eid der Treue und der Lehnsmannschaft hatte schwören lassen, entließ er die Mehrzahl derselben und behielt nur ein kleines Gefolge bei sich, welches ihn nach Aachen zu geleiten hatte. Am 6. März verließ er Frankfurt und fuhr zu Schiff den Main und Rhein abwärts bis zur Pfalz Sinzig unterhalb Andernach; von hier setzte er die Reise zu Pferde fort und kam am 8. März in Aachen an, wo eine ungeheure Menschenmenge, nicht allein aus den deutschen Ländern, sondern auch aus den benachbarten französischen Gegenden herbeigeströmt, seiner harrte. Am folgenden Tage, dem Sonntag Lätare, ward der König von den anwesenden hohen Geistlichen aus der Kaiserpfalz in die Marienkirche geführt, dort unter freudigem Zuruf der alle Räume erfüllenden Menge vom Erzbischof Arnold von Köln unter Mithilfe anderer Bischöfe in herkömmlicher Weise gekrönt und dann auf den Thron Karls des Großen erhoben.

Feierlich gelobte Friedrich bei seiner Krönung, daß er dem römischen Papst Ehrerbietung und Liebe beweisen, die römische Kirche und alle kirchlichen Personen in ihren Gerechtsamen schützen, den Witwen und Waisen wie allem ihm untergebenen Volk Recht und Friede sichern werde. Als ein Zeichen der strengen Rechtspflege, die von ihm zu erwarten, sah man es an, daß er dem ersten, der seine Gnade in Anspruch nahm, sie nicht gewährte. Es war einer seiner Ministerialen, dem er aus gerechter Ursache seine Gunst und sein Gut entzogen hatte. Mitten in der Kirche fiel ihm dieser zu Füßen und bat um Verzeihung; aber der König wies ihn zurück, indem er erklärte, nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen habe er den Mann bestraft, und ließ sich durch keine Fürbitten erweichen. Eine günstige Vorbedeutung

wollte man auch darin sehen, daß an demselben Tage, in derselben Kirche und von denselben Bischöfen Friedrich II. von Münster die Weihe empfing, so daß die Salbung eines Königs und eines Bischofs in unmittelbare Verbindung traten; man meinte, bei dieser Doppelsalbung Christus selbst als höchsten König und höchsten Priester gegenwärtig zu haben, und wagte, sich eine günstige Zukunft für Kirche und Reich aus dieser Verbindung zu versprechen.

Die Schlacht bei Mühldorf

von Siegm. Riezler.

Die Schlacht wurde von Ludwig dem Bayer auf den 28. September 1322 angesagt und vom Gegner auch angenommen. Wohl hatten Friedrich erfahrene Kriegsleute, sein Marschall Dietrich von Pilichdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich von Waldsee, auch der Salzburger Erzbischof davon abgeraten. Aber so wenig wie Ludwig war der Habsburger ein Mann nüchterner Berechnung, den Gefühl und Stimmung des Augenblicks nie beirrten. Er meinte, nachdem der Streit um das Reich schon so viele Witwen und Waisen gemacht, dürfe nun die Entscheidung, sie falle wie immer, nicht länger aufgeschoben werden. Noch in der Nacht ritt er mit dem Pilichdorfer im Lager umher, seine Krieger ermunternd.

Als der Morgen graute, vollzog Ludwig den Übergang über die Isen, den ihm Tags vorher feindliche Bogenschützen verwehrt hatten, und stand nun dem Feinde unmittelbar gegenüber. Die Flur, welche zum Schlachtfelde werden sollte, dehnt sich zwischen Neufahrn, Mettenheim, Lochheim und dem Mühldorfer Hart. Sie hieß die Feh- oder Gickelfeh-, d. h. bunte Wiese, ein Name, der später nicht mehr verstanden und in Fechtwiese verdorben ward. Nach dieser Wiese, nach Dornberg, Ampfing oder Mühldorf benannten die Zeitgenossen die Schlacht. In beiden Lagern, wie vor einer Schlacht üblich war, hörte man die Messe, nahm das Abendmahl und erteilte Ritterschläge. Unter anderen empfingen damals der Schlesier Arnold von Peterswaldau und die niederbayerischen Herzoge Heinrich und Otto, die beiden letzteren auf einem Acker, der ihnen zu eigen gehörte, die ritterliche Würde.

Friedrichs Heer war ohne die Ungarn, über deren Aufstellung man nicht sicher unterrichtet ist, in vier Abteilungen geordnet. Die erste, wo das Banner von Steiermark wehte, führten die Brüder von Waldsee. Die zweite Friedrich selbst, und hier flatterte das Reichsbanner in der Hand des Elsässers von Geroldseck. Die dritte mit dem Banner von Österreich, getragen von dem Marschall von Pilichdorf, leitete Friedrichs Bruder, Herzog Heinrich, der erst vor kurzem

aus Italien zurückgekehrt war. Die vierte Abteilung bildeten die Salzburger, wohl auch Passauer und Lavanter. Die drei Kirchenfürsten selbst aber nahmen am Kampfe nicht teil, sondern warteten nach dem Rate des Erzbischofs in Mühldorf die Entscheidung ab. Auf der andern Seite hatte Ludwig das Reichsbanner seinem treuen Konrad von Schlüsselberg anvertraut. Er selbst in blauem Waffenrock mit weißen Kreuzen (oder etwa Rauten?), ohne Abzeichen der königlichen Würde, hielt mit elf gleichgekleideten Begleitern auf leichtem Pferde etwas abseits, doch wohl, um die Schlacht zu leiten. Die Erinnerung an König Adolfs Tod bei Göllheim, an Ottokars Ende auf dem Kruterfelde mochte ihn lehren, daß es dem Könige nicht zieme, Schwertschläge auszuteilen und zu empfangen; sie mochte ihm eine Vorsicht raten, die er bei Gammelsdorf noch verschmäht hatte und die sein Gegner auch heute verschmähte. Im Grunde entsprach es, wenn Friedrich ein höheres, persönliches Wagnis auf sich nahm, nur der Verschiedenheit des Verhältnisses, in welchem die Gegenkönige zu ihren Parteien standen, da die bayerische nur in Ludwig ihren Halt besaß, während es der habsburgischen wenig verschlug, ob sie Friedrich, Leopold oder einen andern der Brüder an ihrer Spitze sah.

Nun stießen die Heere aneinander unter Kriegsgeschrei und Trompetengeschmetter. Die Böhmen unter ihrem Könige eröffneten den blutigen Reigen, wurden aber von den Österreichern und Steirern zurückgeschlagen. Um Mittag waren angeblich fünfhundert ihrer besten Krieger aus dem Sattel geworfen. Hier fiel der Baron Plichta von Zirotin, ein tollkühner Haudegen, der von Jugend auf jedem Kriege nachgereist war. König Johann selbst lag bereits vor dem Rosse des Pilichdorfers, aber ein österreichischer Ritter, der Ebersdorfer, soll ihm verräterisch aufgeholfen haben. Es war die letzte ohne Anwendung von Feuerwaffen geschlagene große Ritterschlacht auf deutschem Boden, aber schon bemerkt man als Vorboten einer neuen Kriegsepoche ein gewisses Übergewicht des Fußvolkes. Die Bayern wenigstens verstärkten dasselbe, indem sie ihre Reiter absitzen ließen; auch soll das niederbayerische Fußvolk, gleich dem österreichischen bei Göllheim, besonders auf das Niederstechen der Pferde ausgegangen sein. Der Kampf stand, als im Rücken der Bayern eine neue Reiterschar auftauchte. Hielten die Österreicher dieselbe anfangs für die ersehnten Truppen Leopolds, so wurden sie sogleich bitter enttäuscht. Es war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der auf den Höhen jenseit der Isen im Hinterhalt gelegen und nun zur rechten Zeit mit der frischen Kraft seiner Reiter eingriff; ein Kriegsmittel, das von Ludwig mit bestem Erfolge auch bei Gammelsdorf angewendet worden war. Wie damals, wenn auch nicht so frühzeitig, ergriffen die Ungarn und Kumanen, deren oberster Anführer gefallen sein soll, zuerst die Flucht. Und wie damals, nur, der Größe der Heere und des Kampfpreises entsprechend, noch weit

ruhmvoller war auch heute der Ausgang der Schlacht, den der bayerisch-österreichische Stamm, zum großen Teile nur unter sich, um das Schicksal des Reiches schlug. Nach achtstündigem Ringen und nachdem Tausende von Gefallenen die Walstatt bedeckten, ergaben sich fast alle noch lebenden österreichischen Ritter, nach übereinstimmenden Angaben aus verschiedenen Lagern dreizehn- bis vierzehnhundert; unter ihnen auch Herzog Heinrich und zuletzt mit dem Marschall von Pilichdorf, der die bayerische Haft schon nach Gammelsdorf gekostet, der Gegenkönig selbst. Mit glänzender Tapferkeit hatte Friedrich gefochten, so daß man von ihm rühmte, nie sei ein besserer Ritter, ein kühnerer Mann im Kampfe gewesen. Nun streckte er die Waffen vor einem Dienstmanne des Nürnberger Burggrafen, Eberhard von Mosbach, der ihn seinem Herrn zuführte.

Es war um die Vesperstunde, als der Gefangene vor Ludwig gebracht ward, der ihn, unter einem Baume stehend, in der guten Laune des Siegers mit dem Zuruf empfing: „Vetter, wir sehen Euch gerne!" Wohl mochten beide gedenken, daß am Michaelstage vor fünfzig Jahren ihr gemeinsamer Großvater Rudolf zum Könige gewählt worden war. Friedrich ward zunächst auf die Burg Dornberg, nach Beschluß eines am folgenden Tage gehaltenen Kriegsrates aber nach der Burg Trausnit an der Naab gebracht, wo ihn der nordgauische Vitztum Weiglin unter seine Obhut nahm. Da man von Leopold noch nichts erfahren, zog Ludwig Tags darauf gegen die Sitte, welche dreitägige Behauptung des Schlachtfeldes verlangte, vorsichtig auf den verlassenen Lagerplatz bei Anzing zurück.

Leopold aber, dessen Stärke sehr verschieden, von vierhundert bis zu fünfzehnhundert Helmen angegeben wird, fühlte sich zu schwach, für sich allein mit Ludwig noch anzubinden. Sowie das erste Gerücht von der Schlacht in sein Lager drang, sandte er zwei Ritter gegen München, um Erkundigungen einzuziehen. Als diese mit der Nachricht zurückkehrten, in der Hauptstadt hätten bereits Herolde den Sieg ausgerufen, trat er brennend und sengend den Rückmarsch nach Schwaben an. Gegen das Kloster Fürstenfeld, das ihm seine Boten abgefangen, war er so ergrimmt, daß er Befehl gab, es niederzubrennen; doch weigerte sich sein Marschall, denselben zu vollziehen.

Nachdem man der Entscheidung acht Jahre mit Spannung entgegengesehen, sie fünfmal ganz nahe geglaubt und jedesmal Enttäuschung erfahren hatte, waren endlich die Würfel gefallen und so gefallen, wie es der Sieg von Gammelsdorf Ludwigs Anhänger hoffen ließ. Nach unvergleichlich raschem Aufschwung mußten nun die Habsburger für längere Zeit auf die Führerrolle im Reiche verzichten. Erwägt man überdies, daß nun Jahrzehnte lang in Deutschland keine große Schlacht mehr geschlagen wurde, so begreift man, wie tief der Mit- und Nachwelt die Erinnerung an diese sich eingeprägt hat.

Kaum ein Ereignis der bayerischen Geschichte ist so volkstümlich, keines so von Sagen umsponnen worden. Während die Münchner Bäckerknechte ihren König in der Schlacht herausgehauen haben wollen, rühmen sich auf der anderen Seite die Trautmansdorfer der dreiundzwanzig Kämpfer, die sie Friedrich gestellt, und von denen nur drei den Unglückstag überlebt hätten. Wie die Stadt Landshut und die Familien Grießenbeck und Trainer auf bayerischer, haben die Wurmbrand auf österreichischer Seite ihre an die Schlacht anknüpfende Wappensage. Als Bezwinger des Gegenkönigs wird in späteren Quellen ein Ritter Ludwigs, Albrecht Rindsmaul, Pfleger von Neustadt a. d. Donau, genannt, und es wird erzählt: da mehrere diese Ehre beanspruchten, habe Friedrich den Streit entschieden, indem er Albrecht auf den Schild klopfte, (der das Wappen der Familie, Rindskopf mit Ring in der Nase, zeigte), mit den Worten: „Diesem Kühmaul hab' ich mich gelobt; das konnt' ich heute weder mit Stechen noch Schlagen von mir bringen." Mit ihren glänzendsten Strahlen aber hat die Sage Rindsmauls Schwager, Siegfried den Schwepfermann, verklärt. Die Schwepfermann sind ein nordgauisches Geschlecht, das sich auch Hülloch nannte und um Altdorf und Kastl begütert war. Ritter Siegfried hatte bei Gammelsdorf mitgefochten und für den dort erlittenen Schaden von Ludwig die Burg Grunsberg erhalten. Er starb 1337 und liegt im Kloster Kastl begraben. An der Schlacht bei Mühldorf nahm der damals wohl Sechzigjährige kaum mehr teil, jedenfalls führte er nicht den Oberbefehl, den die Sage ihm zuspricht. Die anmutigen Züge aber, die sie davon erzählt, wem wären sie unbekannt? wie dem alten Feldherrn beim Kundschaftsritt gegen den Feind die Füße in den Steigbügeln zittern, so daß die Sporen erklingen und das junge Volk den Spott nicht zurückhält, und wie nach der Schlacht, die der Alte gewonnen, beim spärlichen Mahle Ludwig die anerkennenden Worte findet, die als Lied und Sprichwort in Bayern fortlebten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schwepfermann zwei!"

Wallensteins Absetzung

von Fr. Schiller.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urteil der Absetzung ihm verkündet werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts

des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Überbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaften Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wut in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urteilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritt die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerv seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist gleich einem Knaben am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolf einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verraten", antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedauere ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominiert. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstand hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demütigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah

kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Gerät und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Livreen, der Glanz der Equipagen und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und ebensoviel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen, — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille, kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Plänen war kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verriet den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch wie ein Monarch schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Gustav Adolf

von Fr. Schiller.

Die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolf — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hilfsmittel zu versichern und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurf der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Mut. Gustav Adolf war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehilflichen großen Eskadronen verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillone in weitere Entfernungen aus einander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer doppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs strengste geahndet, am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Mut, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren notwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere, mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke vergaß er den

Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Mutige zum Sieg, und seinem alles beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armut hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

Die Schlacht bei Lützen

von Fr. Schiller.

Gerüstet erwartete man die blutige Morgenröte, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europas, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Überwinder dem nie Überwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolfs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig teilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Überwinder wie dem Überwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hinge-

stürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Mut der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!" war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!" Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zerteilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung; die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen setzen diese tapferen Bataillone mit unerschrockenem Mut ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wut des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung; Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz und die Kunst der Erbitterung. Überwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht teilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit

schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Übergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße!“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts, — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der letztere auf einem weiten Umweg, um der mutlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme; „suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Toten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Mut dieser tapferen Scharen zu ertöten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keinen Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem

General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolfs führt von neuem seine siegreichen Scharen. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniphausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillone des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit doppelter Wut der Angriff erneuert; immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Mut entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick: — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vorteile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht teil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Feld schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Mut und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Scharen, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Mut des kaiserlichen Fußvolks ermuntert

Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benützt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formieren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuts gaben, lag tot dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Mute behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein anderes, blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wütendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Notleidenden nahe mit Hilfe, dem Tapferen mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Österreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wütenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland", rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wiederhergestellte Reiterei des linken Flügels ihren

sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit mutloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nötigte, stand zu halten. Die schwedische Infanterie benützt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft; Geschicklichkeit und Wut thun ihr Äußerstes, in den letzten teuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wut keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Übereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont

von Fr. Schiller.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammt aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeit lang um den Vorzug gerungen und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Oranien. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über

seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab, — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war 23 Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er mit Ausschließung aller Großen seines Hofs das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrats, dem es allzu gewagt schien, dem erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letzteren stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hageren und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, — einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, — bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, — stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet

waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt. —

Nicht minder edlen Stammes als Wilhelm war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte

hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtnis der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich wie eine eitle Mutter mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Teuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nach-

her diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleineren Pflichten gefangen. Weil er für Eigentum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn

von Fr. Schiller.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rat der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagepunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläufig sein, sie hier anzuführen. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten erteilt, — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urteil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem

ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vlieses nur von dem König selbst als dem Großmeister dieses Ordens gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Verteidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Verteidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborene Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn als Reichsgraf noch besonderen Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vliese dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des Vlieses aus Spanien, Deutschland, Italien Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländischen Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünf wurden den beiden Grafen zu ihrer Verteidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer

Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urteil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1. Juni 1568, erklärte sie der Rat der Zwölfe für schuldig, und am 4. dieses Monats folgte das letzte Urteil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edlen Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen oder wegen ihres ehemaligen Anteils an der Bittschrift des Adels als Hochverräter eingezogen und verurteilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Mut seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen notwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Teil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vorteil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß die Bittschriften und Intercessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ, sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen, welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vor-

teil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurteil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde; Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den anderen Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brodhause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am anderen Morgen wurde der Rat der Unruhen versammelt; der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urteile, couvertiert und versiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderierten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und anderen Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urteil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräte bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Juni brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängnis, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzog zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade, — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen, worauf ihm mit harter, zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urteile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurteil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urteil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachteile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen,

ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei als das, welches Christus der Herr selbst gelehrt habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Tinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den anderen an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urteil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, geraten oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5. Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuester Vasall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrat Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urteils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schafott aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und eilf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm der Gewohnheit nach die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei zu sterben.

Von seinem Wams hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rotem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann mit Namen Salinas und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen roten Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeigt, von dem Schafott eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstand auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei, und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schafott drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigeren Gemütsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urteil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringeren Grad unrecht war. Er hatte sich harte Äußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen besseren Gebrauch zu machen, als sie in Ver-

wünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wams und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dies bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schafott umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese teure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma

von Fr. Schiller.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb. —

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste sowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Teilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs

durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtenteils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Ratschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen zog der Herzog von Parma im Juli 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom von Gent aus alle Bedürfnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte

Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Ersatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in anderen Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Notwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich trotz aller dieser Hindernisse an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimnis daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerrieten alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Überschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Manneszucht, Übung und Tapfer-

keit in dem damaligen Europa nicht ihres gleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er, ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem inneren Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und anderen Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum und nach Verhältnis um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu

schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges auch ohne eine förmliche Belagerung endlich zur Übergabe zu bringen. —

Die Schiffbrücke über die Schelde, dieses bewundernswürdige Werk, war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Teil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sei. Und zur Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genötigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognoszieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast! Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sei, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen."

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum

Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten sein. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Not auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hilfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereitgehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrat von Proviant in der Nähe sein sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolg zu deren Verteidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt

ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sei, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuh hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und anderen verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffes, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt und das ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Öffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sei, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten von einer halben Stunde zur anderen

nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganze Stunden lang unaufhörlich in Atem erhalten, so daß sie endlich, vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Überfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er, durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tötenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.

Die Nacht zwischen dem 4. und 5. April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und zog den besten Teil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, teils paarweise, teils zu dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jakob Jakobson, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzu geschwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. Soweit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußeren Erscheinung mit der inneren Bestimmung die Gemüter mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende

Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vorderen Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, geriet unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tötete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahe gelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Teil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sei. Und wie man nun gar eines der Feuerschiffe nach dem anderen ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälk ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formierte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Verteidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Kajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere, alle ihrer besonderen Gefahr vergessend und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich und beschwor ihn,

sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rat anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Kajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie tot fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Teil der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit von der Brücke aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach anderen Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wut, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getötet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschnei-

dendes Geschrei nach Hilfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier mit Namen Tucci hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeit lang schwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen anderen ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Mute, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen als in diesem Augenblick; denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeit lang glaubte man ihn auch wirklich tot, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, Kajetan und Guasto, sich aufrichtend, eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemütszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Teil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getötet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich wert hielt, nirgends aufzufinden sei. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszuteilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräte vom

Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte.

Wahl und Krönung Josephs II. zu Frankfurt

von W. Goethe.

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeschriebene kurfürstliche Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieses Jahres als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edikt, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte und den Bürgern ein geziemendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rat wurden große Überlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. —

Der Wahlkonvent war endlich auf den 3. März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Zeremoniellbesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen. —

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust, weil alles, was vorging, es mochte sein, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältnis anzeigte, und solche symbolische Zeremonien das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinahe verschüttete deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andererseits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hause die inneren Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber standen, die sich das Gleichgewicht hielten und nur insofern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten

zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja, man war diesmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen vermutlichen Plänen zu fürchten anfing. —

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Kanonieren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Zeremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverän, ein selbständiger Fürst, der erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. —

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Zeremoniell abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessierte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rat, das Militär, die Bürgerschaft nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten, erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Köln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen; die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie nach uralter Weise zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reichgestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner, behag-

licher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden anderen erinnere ich mich weniger als nur überhaupt, daß uns diese roten mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den altertümlich aufgekrempten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidnen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden, als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Kostüm zu erblicken.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht, allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläufige Zeremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldnen Anzüge bemerkenswert fand. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite zur Begleitung des Te-Deum durch unabläßiges Kanonieren. —

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten; auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus auf einer schönen, geräumigen Ebene stand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen

und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Kurfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir anderen, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien; denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im roten Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputierte des Rats, von Ratsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Kompagnien der Bürgerkavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und anderen öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausend-Teilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Gefolge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keines derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei einigen aus einer noch größeren Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten schienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigste gekleidet; die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan und geschmückt mit allen Ordenszeichen zu erscheinen. Das Gefolge der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr, wie billig, die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräte, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters beschlossen mit großem Prunk diese Abteilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab sein sollte.

Nun aber konzentrierte sich die Reihe, indem sich Würde und

Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter sowie die Kurfürsten in Person nach aufsteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiducken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackierung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rotem gesticktem Sammt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, teils aus Notwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, teils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeile hinunter gegangen und wendete sich nach der inneren Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor und seit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt seit einer Reihe von Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinen Schnitzwerken und anderen Äußerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man beratschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschloß man sich, das Pflaster aufzuheben und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In ebendem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone noch der Adler noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Posament-Schmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer anderen Nation, ja wie aus einer anderen Welt, in langen, schwarz- und gelbsammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der Hand haltend, die Feldmarschälle, als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hatschiergarde selbst in schwarzsammtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonniert, darunter rote Leibröcke und lederfarbene Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man

kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum beachtet wurden, ja wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unseren Magistrat, der in fünfzehn zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Ratschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rotsammtenem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadtgrenadier-Kompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut. — —

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig, und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der oberen Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspektive, die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und roten Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von anderen Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligtümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Überreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Zeremoniell beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir anderen Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Rö-

mer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Ratsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Zeremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiteten und begleiteten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rotgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen sowie die natürlichste, so auch die würdigste.

Ältere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feier-

lichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgattenverhältnis des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden konnte.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Ratsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch und soeben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieses, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge

her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den unteren Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Altertums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von anderen bereits eingenommen, nur mit einiger Not mir wieder zu teil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zuge-

wendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Teil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der

andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu teil werden mußte. Die Metzger glaubten, das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten, wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden totschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und widerschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinett, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indes gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen

pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eines der silbernen Gefäße, die er eben trug, und so gelangte ich denn in das Heiligtum. Das pfälzische Büffett stand links unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am anderen Ende des Saales, unmittelbar an den Fenstern, saßen, auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffette hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Teil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich solange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffette und Tische der sämtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältnis denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Teil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich, alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten. —

Bald leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie es am Tage nur sein kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Por-

tal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum anderen zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten verteilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Aus der italienischen Reise

von W. Goethe.

Venedig.

Venedig, 29. September 1786.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will; ich sage nur, wie es mir entgegenkommt. Was sich mir aber vor allem anderen aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein notwendiges, unwillkürliches Dasein.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Not lehrte sie, ihre Sicherheit in der unvorteilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vorteilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume, die geschlossen stehen; sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nötig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Kanal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheuere Marmortempel entgegenleuchten. Dies sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Markusplatzes hervortreten.

Die sämtlichen Aus- und Ansichten sind so oft in Kupfer gestochen, daß die Freunde davon sich gar leicht einen anschaulichen Begriff machen können.

Nach Tische eilte ich, mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnismäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht: der Kanal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfnis vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute als am Michaelisfeste gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptteile von Venedig, welche der große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Kommunikation gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Überfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich, viele zusammen, übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Überfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Teil des großen Kanals durch, um die Insel der heiligen Klara in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein bis gegen den Markusplatz und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mirs nicht auch so gehen? Alles, was mich umgibt, ist würdig, ein großes respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht ge-

sunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig sein. Sie unterliegt der Zeit wie alles, was ein erscheinendes Dasein hat.

Venedig, 9. Oktober 1786.

Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Palestrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.

Die Lagunen sind eine Wirkung der alten Natur. Erst Ebbe, Flut und Erde gegen einander arbeitend, dann das allmähliche Sinken des Urgewässers waren Ursache, daß am oberen Ende des adriatischen Meeres sich eine ansehnliche Sumpfstrecke befindet, welche, von der Flut besucht, von der Ebbe zum Teil verlassen wird. Die Kunst hat sich der höchsten Stellen bemächtigt, und so liegt Venedig von hundert Inseln zusammen gruppiert und von hunderten umgeben. Zugleich hat man mit unglaublicher Anstrengung und Kosten tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsschiffen an die Hauptstellen gelangen könne. Was Menschenwitz und Fleiß vor alters ersonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdstreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Kastell nämlich und am entgegengesetzten Ende bei Chiozza. Die Flut tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Wasser zweimal hinaus, immer durch denselben Weg in denselben Richtungen. Die Flut bedeckt die inneren morastigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch sichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer sich neue Wege suchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus flutete. Nicht gerechnet, daß die Örtchen auf dem Lido, Palestrina, St. Peter und andere untergehen müßten, so würden auch jene Kommunikationskanäle ausgefüllt, und, indem das Wasser alles durcheinander schlemmte, das Lido zu Inseln, die Inseln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhüten, müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, ist es besonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das übrige geschlossen bleibt; es kann also doch nicht mit der größten Ge-

walt eindringen und muß sich in einigen Stunden dem Gesetze der Ebbe unterwerfen und seine Wut mindern.

Übrigens hat Venedig nichts zu besorgen; die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Kanälen klug nachhelfend, sich im Besitz zu erhalten suchen. —

Heute Abend ging ich auf den Markusturm; denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit zur Zeit der Flut von oben gesehen, wollte ich sie auch zur Zeit der Ebbe in ihrer Demut schauen, und es ist notwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen, grau grünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit Wasserpflanzen bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Flut beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer; dort habe ich heute die Wirtschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend! Wie viel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mitteilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen hinan steigt nun das flutende Meer, bis es in außerordentlichen Fällen endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist, besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Tiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es ist, und hofft immer, die salzige Flut soll wiederkehren; allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen als die Gebärden dieser aus einem runden Körper und zwei langen Scheren bestehenden Geschöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße sind nicht bemerklich. Wie auf stelzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu,

um die Schere in den schmalen Raum zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Tierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beiden Flächen und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

Besteigung des Vesuv.

Neapel, 20. März 1787.

Die Kunde einer soeben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unsichtbar, nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale, den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den anderen aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt blieb der eine bei den Mänteln und Viktualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen mutig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigentümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unseren Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Glutstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Glut verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicher Weise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonneverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgetürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapeziert, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unseren Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Teile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapolitanisches Volksleben.

Neapel, den 28. Mai 1787.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurteilen und zu klassifizieren. Ich fand

diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da still stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblicke mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegierten Stände haben und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Kalessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Kaleschen auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich, weder von der geringen noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen noch den größten Teil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Teil derselben trägt Fische zum Verkaufe von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkaufe herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerware einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen, allenfalls nur um ihren Teil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Gerätschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt und die Frucht in kleine

Stücke zu zerteilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktiert gegen die Begierigen die Sache ebenso bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerem Aufenthalte noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, teils mittleren Alters, teils Knaben, welche meistenteils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Teile wieder in die Felder bringt, um den Zirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Konsumtion von Gemüse machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Teil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgetürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maultiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute, die sich zusammen thun, sich einen Esel kaufen und einem größeren Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel wie in jedem anderen großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letzteren Klasse des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Fallen gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint, als wolle jeder das

große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge kleiner Krämer, welche gleichfalls herumgehen und ohne viele Umstände auf einem Brett in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waren die Rede, die man auch in größeren Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz u. s. w., das nicht wieder als Trödelware zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niederen Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen, aber dies ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja, ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel verhältnismäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niederen Klasse zu finden sei. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu versorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrat, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., dadurch werden die schönsten Tage und Stunden dem Genusse entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man sich gern aus der freien Luft und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen; denn er kann nicht entbehren, die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurteilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserem Gesichtspunkte zu streng. —

Gewiß würde in unseren Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miete wohnt, sondern im Sommer unter den Überdächern auf den Schwellen der Paläste und

Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deswegen noch nicht verstoßen und elend, ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den anderen Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Überfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) schon Jahrhunderte trägt, so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben sein möge.

Überhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte, wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich sein möchte. Man würde alsdann im ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Klassen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt sich hiedurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu stande kommen; daß außer Sachwaltern und Ärzten in Verhältnis zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist, und daß die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genaueren Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes und zeigt einen freien, richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend sein. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Anteil an dieser Laune.

Neapel, den 29. Mai 1787.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Kaleschen hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt; denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die anderen farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Toten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotsammetner, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Tote mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Das römische Karneval

von W. Goethe.

Das römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Kastell Sankt Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viele Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast alles erlaubt sei.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niederen scheint einen Augenblick aufgehoben; alles nähert sich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unseren Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Der Korso.

Das römische Karneval versammelt sich in dem Korso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem anderen Platze würde es ein anderes Fest sein, und wir haben daher vor allen Dingen den Korso selbst zu beschreiben.

Er führt den Namen wie mehrere lange Straßen italienischer Städte von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Karnevalsabend schließt, und womit an anderen Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen, meistenteils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnismäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Karneval die unterste Grenze dieser Straße, der venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Korso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Korso belebt. Die vornehmeren und reicheren Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei zum Thore hinaus und auf dem flaminischen Weg manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg oft zur Unbequemlichkeit vieler anderen Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italienischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Korso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Karneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Ebenso wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir hier so manche Lebensscene unter dem heiteren, frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Karneval zu sein, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edleren Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Karneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und

da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Korso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publikum diese paradiesischen Stunden.

Der Korso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereinigt. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Karnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistenteils klein und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen Barberi genannt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Korso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und gibt ihm oben am venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Übung mit den meisten Pferden, deren oft fünfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so gibt es schon einen Vorschmack von einem größeren Lärm und Jubel, der bald folgen soll. —

Inzwischen fängt auch der Korso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Korso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Korso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde regulieren sollen.

Den Korso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Ge=

rüste aufgerichtet. Die Plätze von Sankt Carlo und der antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Korso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommenen Karnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Kapitol bald nach Mittag das Zeichen gibt, es sei erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu sein.

In diesem Augenblicke legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringeren Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Wache.

Indessen, daß der Korso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Korso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi, Padroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Da die Frauen ebenso viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, deklamierend wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskierte und unmaskierte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Spezifikation seiner Schulden. Er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, produziert Dokumente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und konfus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, er packt einen anderen, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch ebenso viel Aufsehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohl erhalten und von edlem Stoff sei. Man sieht sie selten anders als mit Sammt oder Seide bekleidet; sie tragen reiche brokatene oder gestickte Westen, und der Statur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordiert.

Man sieht, daß sich diese Figur sehr dem Buffo carricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistenteils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen

hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden unartikulierten Laut von sich geben, der mit den Konsonanten brr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwidern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses kreischende Geschrille den ganzen Korso hin und wider läuft.

Mutwillige Knaben blasen indes in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Ähnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Korso auf und nieder laufen), wenige die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Korso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen, sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur, aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sei, zu vermummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich dazu erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen oder Fläschchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demütiger Gebärde unter die Fenster und vor jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistenteils ohne Männer und führen als Off- und Defensivwaffe ein Besenchen aus der Blüte eines Rohrs gebunden, womit sie teils die Überlästigen abwehren, teils auch, mutwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen und, wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere

Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Ebenso müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sichs sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich anderen in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt, auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehen und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge; man weiß nicht, welches sein Vorderteil, welches sein Hinterteil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studieren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Karnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Sürtouts und kolossalen Reisfedern sehr geschäftig.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Korso hinein in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venetianischen Palast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Korso aufhört, wenden und sogleich an der anderen Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stüh-

len besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der anderen Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts, so gut er kann, und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Karnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskiert, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner weißer oder grauer, mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen sein; neuerdings aber scheinen die Vornehmeren, es sei nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Karneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskiert in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskieren. Die Kutscher wählen meistenteils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl in völlig neumodischem Putz mit hoher Frisur und Federn eine große Karrikatur.

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannestracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Ebenso machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch wie auf die englischen Landkutschen oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenstern über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straße herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittleren Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wider gehen, sondern sich hin und wider schieben. Da die Kutschen, solange als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nötig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Mut hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hindernis aufgehalten sieht.

Der Weltgang der griechischen Kunst

von E. Curtius.

Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen; — oder sollen wir glauben, daß so hoch Vollendetes nur für das Ländchen Hellas bestimmt war und für die kurze Spanne Zeit, die wir die griechische Geschichte nennen? Wie einseitig und vergänglich waren die äußeren Formen dieser Geschichte — entweder spartanische Starrheit, welche das bewegte Leben in eiserne Fesseln schlagen wollte, oder eine fessellose Volksbewegung, wie in Athen, wo sich wie im zehrenden Fieber die menschlichen Kräfte aufrieben! Diese Gegensätze, im engen Lande schroff gegen einander ausgebildet, zerrissen so früh das Band der Einigkeit und zerstörten so

schnell die griechische Unabhängigkeit, daß selbst die glänzendste Zeit der Nationalmacht, die der Perserkriege, nur wie eine Pause der Bürgerfehden erscheint, welche der griechischen Freiheit das Grab gruben. Die hellenischen Staaten sind zu Grunde gegangen, im Mutterlande wie in den Kolonien, entweder von rohen Siegern zertrümmert oder in allmählichem Siechtume absterbend; nachdem der Genius des Lebens von ihnen gewichen, waren alle Anstrengungen ihrer nachgeborenen Helden, eines Demosthenes und Philopömen, nicht im stande, die Geschichte des Volks wiederherzustellen, — ihre Kunst aber verließ das sieche Vaterland und, dem Siegerschritte Alexanders folgend, durchdrang sie den Orient, der nun, aus seiner Lethargie aufgerüttelt, zum ersten Male von den westlichen Ländern Sprache, Sitte und Religion, Wissenschaft und Kunst empfing. Mit Staunen sahen wir in den letzten Jahrhunderten griechische Städte in den entlegensten Bergwinkeln Vorderasiens auftauchen mit Marmortempeln und Markthallen, mit Gymnasien, Theatern und Stadien, und was im Mutterlande die Kunst an Großartigkeit nicht zu verwirklichen vermocht hatte, das gelingt ihr in Pergamus und Antiochien. So war das Ende der griechischen Geschichte für die griechische Kunst der Anfang ihres Weltgangs, der sie von Syrien nach Rom führte, auf daß sie mit ihrem Schmucke die Hauptstadt Italiens als Weltbeherrscherin kröne.

Mit Rom sank die hellenische Kunstwelt in Schutt und Vergessenheit; nun schien es, als wenn in der That die Mission der alten Welt eine erfüllte und abgeschlossene wäre. Völker roher Kraft, welche von der Geschichte der klassischen Länder, die sie unterjochten, nichts wissen wollten, erfüllten die von anderen Gedanken bewegte Welt, und an den Resten der Vergangenheit, welche als einsame Zeugen derselben über dem Boden stehen geblieben waren, gingen die Menschen gedankenlos und mit stumpfen Sinnen vorüber. Wer wollte die Größe jener Jahrhunderte verkennen, die ihre tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen nicht nur in Heerzügen und Schlachten, sondern auch in tiefster Forschung und in unvergänglichen Denkmälern bezeugt haben! Aber zu einer harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte gelangten die Menschen nicht, und als die Völker sich in ruhelosem Drängen erschöpft hatten, da öffnete sich die Schuttdecke, welche die alte Welt von der neuen trennte. Die Schriften der Alten wurden wieder gelesen, ihre Bildwerke hervorgezogen, ihre Sprachen neu belebt, und wie Sophokles von den attischen Ölbäumen singt, daß sie, durch Zeus beschützt, von keiner Gewalt ausgerottet werden könnten, — so trieb der verstümmelte und verschüttete Stamm hellenischer Kunst, sowie er von neuem mit Licht und Sonnenwärme in Berührung kam, in unversiegter Lebenskraft Blätter und Blüten.

Der vatikanische Apollo

von J. Winckelmann.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur ebenso viel von der Materie dazu genommen, als nötig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling wie in dem glücklichen Elysium bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins Unendliche weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier wie bei der Pandora in Gemeinschaft zusammen: eine Stirn des Jupiter, aus welcher die Göttin der Weisheit geboren werden soll, Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären, und Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt; es scheint gesalbt mit dem Öl der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um

mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen wie des Pygmalion Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

Die Athene und der Zeus Olympios des Phidias

von W. Lübke.

Wir wissen, daß bei den erhabenen Bauten, mit welchen der gewaltige Athener Perikles die Akropolis schmückte, der Leitung und dem Einfluß des Phidias die bedeutsamste Stelle angewiesen war, und dürfen annehmen, daß die würdevolle Anlage dieser Werke großenteils seinem Genius zu verdanken ist. Nicht bloß hatte er mit seinen Schülern und Gehilfen den unerschöpflich reichen plastischen Schmuck des Parthenon, des glänzenden Festtempels der Athene, zu schaffen, sondern das gefeierte Bild der Göttin selbst wurde ihm zur Ausführung übertragen. Was zunächst das letztere betrifft, das lange vor dem Tempel spurlos zu Grunde gegangen ist, so war es ein etwa 40 Fuß hohes aus Gold und Elfenbein über einem hölzernen Kern zusammengefügtes Bild. Die Athener hatten es aus der Beute von Salamis errichten lassen, und das dazu verwandte Gold hatte allein einen Wert von 44 Talenten. Auch hier war die jungfräuliche Göttin aufrecht stehend, aber nicht mit erhobenem Schild als die rüstige Vorkämpferin ihres Volkes, sondern als friedliche, schutzverleihende und siegspendende Gottheit aufgefaßt. Ein goldener Helm bedeckte den ernsten schönen Kopf, ein Panzer mit dem elfenbeinernen Medusenhaupt die Brust, ein lang herabwallendes goldenes Gewand die ganze Gestalt; der Schild war zum Zeichen friedlicher Ruhe auf den Boden gestellt, die Lanze angelehnt, unter dem Schild ringelte sich die Burgschlange empor, wie wir aus einer kleinen in Athen gefundenen Marmornachbildung und aus einer dort vor kurzem entdeckten etwas größeren Kopie wissen; eine 6 Fuß hohe Statue der Nike schwebte, einen goldenen Kranz haltend, auf der vorgestreckten rechten Hand der Göttin als sinnige Hindeutung auf die Siegespreise, welche hier angesichts der Göttin den Siegern in den Festspielen überreicht wurden. Die Pracht des Stoffes wurde

durch die Fülle künstlerischen Schmuckes noch übertroffen. Die nackten Teile waren aus Elfenbein, die Augen aus funkelnden Edelsteinen, Gewand, Haar und Waffen aus Gold getrieben. Eine Sphinx zierte die Mitte, zwei Greifen die Seiten des Helms, am Schilde waren außen die Amazonenkämpfe, innen der Krieg der Götter mit den Giganten ziseliert, und selbst den Rand der Sandalen hatte der Künstler mit Kentaurenkämpfen geschmückt, ja sogar die Basis zeigte eine Reliefdarstellung der Geburt der Pandora. Von der Amazonenschlacht des Schildes ist neuerdings in einem fragmentierten Marmorschild des britischen Museums eine spätere Nachbildung entdeckt worden. All dieser Reichtum diente aber nur dazu, die großartige Einfachheit, die ruhige Würde der Gestalt noch mehr hervorzuheben. In ihr hatte Phidias den Charakter der Athene, der ernsten Göttin der Weisheit, der milden Beschützerin Attikas für alle Zeiten festgestellt, und die edelsten unter den auf uns gekommenen Statuen der Athene lassen uns noch jetzt einen schwachen Nachklang jenes gepriesenen Vorbildes ahnen.

Noch mehr als in dieser Statue war in einer von den Lemnäern auf die Akropolis gestifteten Athene die herbe Jungfräulichkeit der Göttin zu hoher geistiger Schönheit verklärt, so daß ein altes Epigramm einen Vergleich mit der knidischen Aphrodite des Praxiteles aufstellt und Paris einen Rinderhirten schilt, daß er nicht der Athene den Preis zuerkannt habe.

Die Athene des Parthenon wurde 437 v. Chr. vollendet und geweiht. Sie allein samt der reichen plastischen Ausschmückung des Tempels macht den Meister zum ersten Plastiker aller Zeiten. Dennoch sollte er am Abend seines Lebens noch ein Werk schaffen, das nach dem Urteil des gesamten Altertums alle anderen Werke verdunkelte und mit Recht als die höchste Schöpfung der Plastik aller Zeiten gepriesen wird: das kolossale Goldelfenbeinbild des Zeus in Olympia. Nach Vollendung seiner Schöpfungen auf der Akropolis wurde Phidias mit einer Schar seiner besten Schüler nach Elis berufen; der Staat ließ ihm eine Werkstatt errichten, die noch in später Zeit mit Verehrung gepflegt und gezeigt wurde; im Jahre 432 kehrte er nach Vollendung seines Werkes, mit Ehren überhäuft, nach seiner Vaterstadt zurück.

Der Vater der Götter und Menschen saß in der Cella seines olympischen Festtempels auf glänzendem Thron, das Haupt mit goldenem Ölkranz bedeckt; in der Rechten hielt er die Nike, die eine Siegesbinde in den Händen und einen goldenen Kranz auf dem Haupte trug; in der Linken ruhte das reichgeschmückte Scepter. Auch hier war durch die Siegesgöttin die Hindeutung auf die olympischen Spiele und die Verteilung der Siegespreise ausgedrückt. Der Oberkörper des sitzenden Gottes war nackt aus schimmerndem Elfenbein gebildet, die unteren Teile verhüllte ein reich mit Blumen und Figuren ausgelegter goldener Mantel. Im Gegensatz zu der erhabenen Einfachheit der Gestalt

war der Thron des Gottes ein Werk der reichsten und mannichfaltigsten Kunst, mit Gold und edlen Steinen, mit Ebenholz und Elfenbein geschmückt. Siegesgöttinnen, vier oben und zwei unten, waren an jedem Fuße des Thrones angebracht; an den Querriegeln stellten Reliefbilder die acht alten Kampfarten und die Kämpfe des Herakles und Theseus gegen die Amazonen dar. Außerdem stützten Säulen zwischen den Füßen den gewaltig belasteten Sitz, und den unteren Abschluß bildeten Schranken, an denen der Maler Panänos Darstellungen aus der Heroensage ausgeführt hatte. Noch werden Sphinxgestalten und Reliefs, welche das Schicksal der Niobiden darstellten, am Unterbau des Thrones erwähnt, an der Rücklehne ferner die Gestalten der Chariten und der Horen, am Schemel goldene Löwen und Amazonenkämpfe, endlich an der Basis selbst Reliefs von Göttergestalten. Aus dieser unermeßlichen Fülle von Gebilden, in denen die reiche Phantasie des Meisters mit der Schönheit der Ausführung wetteiferte, erhob sich in wunderbarer Majestät groß und feierlich die Gestalt des höchsten hellenischen Gottes. Phidias hatte ihn als gütigen Vater der Götter und Menschen, aber auch als gewaltigen Herrscher im Olympos dargestellt. Als Vorbild hatten ihm dabei jene Homerischen Verse vorgeschwebt, in denen Zeus huldvoll die Bitte der Thetis gewährt:

„Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höh'n des Olympos."

Über 800 Jahre thronte das Bild des Gottes unversehrt in seinem Tempel, bis ein Brand im 5. Jahrh. nach Chr. beide zerstörte. Von dem ernsten, gedankenvollen Ausdruck des Kopfes geben uns einige Münzen von Elis eine Andeutung, ebenso von der Komposition der Statue selbst. Dagegen sehen wir in allen späteren Nachbildungen, deren schönste die kolossale Marmorbüste von Otricoli im Vatikan ist, schon eine viel freiere Auffassung und mehr naturalistische Behandlung. Gleichwohl wirken unverkennbar selbst in dieser Umbildung die Grundzüge der Schöpfung des Phidias ergreifend nach. Die stolz aufgebäumten und auf beiden Seiten niederfallenden Locken, die gedrungene Stirn mit den kühn geschwungenen Brauen, unter denen hervor die großen Augen über das weite Weltall zu blicken scheinen, die breit und mächtig vorspringende Nase, das alles spricht die Energie und Weisheit des höchsten hellenischen Gottes gewaltig aus, während in den vollen geöffneten Lippen mildes Wohlwollen ruht, und der üppige Bart gleich den fest und schön gerundeten Wangen sinnliche Kraft und unvergängliche Manneschönheit verraten.

Wie das gesamte Altertum von dem erhabenen Eindruck des Phidiasischen Zeus hingerissen war, wird uns vielfach bezeugt. Ganz Griechenland wallfahrtete zu ihm, und glücklich wurde jeder gepriesen,

der ihn gesehen. Dem hochgebildeten Römer Ämilius Paulus schien der Gott selbst gegenwärtig zu sein; andere nennen seinen Anblick ein Zaubermittel, das Leid und Sorge vergessen mache, und ein anderer Römer sagt geradezu, Phidias habe in seinem Zeus der Religion selbst ein neues Moment hinzugefügt. Am ergreifendsten aber wird die Unübertrefflichkeit des Werkes in jener schönen Sage ausgedrückt, welche erzählt, daß Phidias nach Vollendung seiner Statue, als er sinnend sein Werk betrachtete, zum Zeus betend die Hände erhoben und um ein Zeichen gefleht habe, ob sein Werk dem Gotte wohlgefällig sei. Da plötzlich zuckte aus heiterem Himmel von der Rechten durch die Öffnung des Daches in den Boden des Tempels ein Blitz nieder als unverkennbares Zeichen vom höchsten Wohlgefallen des Donnerers.

Das Straßburger Münster

von W. Goethe.

Je mehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich der erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Wert wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Türme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unseren Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Teile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohltätiges Verhältnis hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahieren durch Kraft unseres Geistes vom einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Öffnungen dieser ungeheuren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abteilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Über der Hauptthüre trifft unser

Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große, senkrechte, länglich-viereckte Öffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend kontrastieren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Türme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Öffnungen aneinander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie anstatt eines Gesimses horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendikulare Abteilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältnis der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Einteilungen dazwischen im einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheure Wand ohne Zieraten mit festen Strebepfeilern, in derselben die nötigen Öffnungen, aber auch nur insofern sie das Bedürfnis fordert; gestehen wir auch diesen Hauptabteilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Teilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Übereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten stattfinden.

Hier aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zieraten jedem Teil, den sie schmücken, völlig angemessen; sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhoher Türme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Rätsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Öffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; dieser kommuniziert sich stufenweise den Unterabteilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im

Ungeheuren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe sowie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abteilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen zur Beurteilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Wert innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerte keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegenteil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältnis der größeren Abteilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zieraten unter einander, die Hinleitung von einem Hauptteile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr geriet ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmühete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, teils das Vorhandene zu studieren, teils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Türme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen. —

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das erste, worauf ich drang, war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz

anderen Prinzip entsprungen sei. Wenn jene unter einem glücklicheren Himmel ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Türmen, welche nicht wie die Kuppeln nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben und das Dasein des Heiligtums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Die Poesie und ihre epischen und lyrischen Formen.

Die Poesie eine göttliche Gabe

von W. Goethe.

Der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in anderen, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die

anderen wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! Willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem anderen leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Bellen sichern? —

Die Dichter haben in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeher die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbteil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervorbringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitztümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Wert fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns niedergebracht als der Dichter?

Wie soll der Dichter beschaffen sein?

von Fr. Schiller.

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam

den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophierenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in einer abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergierenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmut sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiele. Solange dies nicht ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurteilfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des ersteren das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner

kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Naturformen der Poesie

von W. Goethe.

Es gibt nur drei echte Naturformen der Poesie, die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswertesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden, und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. Solange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die anderen hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor; was sich ereignet, erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Dramas, sind nicht zulässig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen geschichtlichen Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu sein, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Person sprechen, zuletzt enthusiastisch auflodern und die Gemüter hinreißen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannichfaltig, und deshalb auch so schwer, eine Ordnung zu finden, wornach man sie neben- oder nacheinander aufstellen könnte. Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegeneinander

über stellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beispiele, die sich nach der einen oder nach der anderen Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Märchen und Sagen.

Aus der Vorrede zu „Deutsche Sagen" von J. u. W. Grimm.

Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenzen des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht gleich den Märchen überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraus setze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Flecken wird sich in Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigentümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung sozusagen in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen wie zu den Märchen, die wiederum in ihrem Inhalte die Anlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Teile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen, (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand), während in den Liedern und Sagen unseres Volkes so viele einzelne, beinahe trockene Namen, Arten und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind teils durch ihre äußere

Verbreitung, teils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar wie die Milch mild und lieblich oder wie der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Über den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darstellung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen ineinander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch die Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlechte Durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen! Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Notwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht und nicht anders als mit einer gewissen zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstriches besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit

jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würden ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austeilt. Noch geht sie an Örtern und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

Die Fabel und das Sprichwort

von W. Wackernagel.

Das charakteristische Merkmal, wodurch sich die eigentlichen Sprichwörter von den bloßen Sprüchen oder Sentenzen oder Gnomen unterscheiden, ist dieses, daß die letzteren irgend eine sittliche Lehre oder Wahrnehmung ganz abstrakt und allgemein in möglichster Kürze aussprechen, gewöhnlich eben bloß als Wort des Verstandes, nur zuweilen mit einer mehr gemütlichen Beziehung und Wendung, daß dagegen das Sprichwort nicht beim Abstrakten und Allgemeinen stehen bleibt und zwar auch ein Wort des Verstandes ist, auch sittlich lehrhaften Gehalt und Zweck besitzt, aber der Abstraktion eine konkrete Gestaltung gibt, die Allgemeinheit in eine Anschauung aus der sinnlichen Wirklichkeit besonders konzentriert. Es ist also z. B. nur eine Sentenz, so lange es heißt: „Auf Warnungen des erfahrenen Alters soll man achten;“ und erst durch die Versinnlichung und Besonderung: „Wenn ein alter Hund bellt, soll man hinaussehen,“ wird der Moralsatz zum Sprichwort. Mithin ist das Sprichwort eine sinnlich umwundene Sentenz; daher auch der lateinische Name proverbium, Fürwort, stellvertretendes Wort, nicht das eigentliche und gewöhnliche, und der griechische παροιμία, was neben dem Wege liegt, nicht auf dem geraden Wege selbst, das, wozu man erst seitwärts ablenken muß. Der deutsche Name Sprichwort bezeichnet nur, daß es gesprochen, d. h. häufig und gewöhnlich gesprochen werde.

Es leuchtet ein, in wie nahem Zusammenhange das Sprichwort mit der Fabel steht. Die Fabel will irgend eine sittliche Wahrheit lehren, das Sprichwort gleichfalls; die Fabel will sie lehren durch irgend eine vereinzelte Anschauung aus der Wirklichkeit, das Sprich-

wort gleichfalls. Aber nun kommen auch Unterschiede, die aus der praktischen Bedeutung hervorgehen, welche das Sprichwort hat: es soll schnell in die Rede gemischt, es soll von jedem gleich gefaßt, von jedem leicht können behalten werden, und jeder soll an seine Lehre glauben. Die Fabel fügt der Anschauung gern die gemeinte Lehre noch hinzu, dem Konkreten das Abstrakte, das Sprichwort begnügt sich mit der konkreten Anschauung und erwartet, daß man darein den rechten Sinn legen und es gebrauchen werde. Die Fabel hat jedesmal eine gewisse epische Beweglichkeit und Ausführlichkeit, sei dieselbe auch noch so beschränkt und dürftig; und wo sie Parabel wird, ist sie sogar ebenso episch als die eigentlich epische Erzählung; das Sprichwort teilt zwar mit der Parabel das Gebiet der menschlichen, mit der Fabel das der untermenschlichen Wirklichkeit, aber es konzentriert die Anschauung derselben bis zu einer Kürze, bei welcher zu epischer Ausführlichkeit kein Raum mehr bleibt. Und zuletzt, von allen Unterschieden der wichtigste und wesentlichste: die Fabel erzählt immer, das Sprichwort dagegen kann wohl auch einmal erzählen, aber noch öfter stellt es seine Anschauung nicht als eine vergangene Thatsache, sondern als eine täglich wiederkehrende Wahrnehmung dar; es faßt die Wirklichkeit nicht als eine bewegte und immer andere, sondern als eine ruhende und in ihrer Erscheinung sich immer wiederholende und gleiche; die Fabel redet stets im Präteritum, das Sprichwort lieber im Präsens. Diese letzte hauptsächliche Eigentümlichkeit des Sprichwortes ergibt sich zumeist aus der praktischen Bedeutung, die es in Anspruch nimmt: es verlangt überall und bei jedermann zu gelten; jedermann soll ihm glauben; zu allen Zeiten und unter allen Umständen will es die Wahrheit sagen, daher diese nicht auf die Vergangenheit beschränkte erzählende, sondern über die Gegenwart hin bis in alle Zukunft sich erstreckende präsentische Form der wiederholten Wahrnehmung. So gehört denn das Sprichwort nur noch zur Hälfte in die Epik, zur Hälfte liegt es außer derselben; es gehört zu ihr, insofern es seine Anschauungen auch aus der äußeren Wirklichkeit entnimmt, es sondert sich von ihr ab, insofern diese Wirklichkeit keine historisch bewegte ist.

Bei alledem ist der enge Zusammenhang, der zwischen der Fabel und dem Sprichworte besteht, nicht zu verkennen. Zu der inneren Übereinstimmung beider kommt auch noch mannichfache äußere Verbindung. Es ist nämlich gar nicht zu bezweifeln, daß viele Sprichwörter nur verkürzte Fabeln, viele Fabeln nur erweiterte Sprichwörter seien.

Wie die Fabel in der äußeren Darstellung schwankt zwischen gebundner und ungebundner Rede, so denn auch das mit ihr verwandte Sprichwort. Und es dürfte kaum verwundern, wenn das Sprichwort überall und ganz und gar die prosaische Form vorzöge, da es ja womöglich noch didaktischer ist als die Fabel. In der That liegt auch, wenn etwa ein Sprichwort rhythmisch geordnet und mit dem Reim

oder der Allitteration geschmückt ist, darin noch keinerlei Anspruch auf poetische Kunst; der Rhythmus der Rede und der Gleichklang der Laute sollen nur gerade diese Gestalt der Abfassung sichern und das Aufbewahren im Gedächtnisse erleichtern. Die ältesten Sprichwörter der Deutschen sind beinahe ohne Ausnahme alle prosaisch gleich denen der alten Welt und des Morgenlandes; die Form des Reimes häufiger auf sie anzuwenden, hat man vielleicht erst von Freidank, also erst im dreizehnten Jahrhundert gelernt.

Die griechische Heldensage und Homer

von Th. Bergk.

Wie überall, so bilden auch bei den Griechen die Erinnerungen der edeln Geschlechter, ihre Thaten und Kämpfe den Inhalt der ältesten Geschichte; die Heldensage ist der eigentliche Grund, auf dem das echte Epos ruht. Das Gedächtnis menschlicher Schicksale und Thaten lebt im Liede fort, der Dichter übt gleichsam das unparteiische Richteramt bei der Nachwelt. Auf den ersten Anblick scheint es, als wenn das Epos im großen Stil ganz den gleichen Stoff wie der alte epische Gesang behandele. Entführung schöner Frauen, Belagerung fester Städte, Wortwechsel und Zwist der Fürsten, kühne Seefahrten und Abenteuer aller Art, Kämpfe der Helden mit Helden oder auch Ungeheuern sind hier wie dort die dankbarsten Aufgaben, welche zu hören das Volk nie müde wird, die daher immer von neuem zu poetischer Bearbeitung auffordern. Allein das Epos stellt nicht sowohl die Abenteuer einzelner Helden dar, sondern größere gemeinsame Unternehmungen und bedeutende Ereignisse. Daher hält sich auch Homer von der älteren Heldensage fern.

Das charakteristische Merkmal der älteren Heroen ist, daß sie allein oder nur von einem oder wenigen Genossen begleitet, die sich ihnen entschieden unterordnen, in den Kampf oder auf Abenteuer ausziehen; allein mit Hilfe der Götter oder auch mit übernatürlichen Kräften und Mitteln ausgerüstet bestehen sie glücklich die größten Gefahren. Auch die Sagen von Theseus, der recht eigentlich das jüngere Abbild des Herakles ist, zeigen diesen Charakter. Die Thaten und Leiden einzelner Helden werden vorzugsweise den Inhalt der ältesten epischen Lieder gebildet haben, und die griechische Volkssage bot geeigneten Stoff zu beliebiger Auswahl dar. Bald ging man einen Schritt weiter; man behandelte die Sagen von den Kämpfen benachbarter Stämme, wie der Lapithen und Kentauren, oder man vereinigte eine Anzahl hervorragender Helden teils zu einem gemeinsamen Unternehmen, wie die Argonautenfahrt oder die Jagd des kalydonischen Ebers, teils zu friedlichen Wettkämpfen, wie den Leichen-

spielen des Pelias. Hier war dem Bearbeiter schon eine größere Aufgabe gestellt, hier galt es, nicht nur die Überlieferung poetisch zu gestalten, sondern auch dem meist einfachen Stoffe Mannichfaltigkeit zu verleihen. Indem der Dichter hier mit größerer Freiheit verfährt, versucht er sich doch weniger in eigenen Erfindungen, sondern vereinigt berühmte Helden verschiedener Zeiten und Landschaften. Durch das lebhafte Interesse der einzelnen Stämme für gefeierte Namen, die ihnen angehörten, sowie durch den Wetteifer der Dichter, die sich immer von neuem an dem gleichen Stoffe versuchten, ward diese freie Verknüpfung der früher gesonderten Sagenkreise wesentlich gefördert.

Wie bei den Hellenen alles künstlerische Schaffen in streng organischer Weise vorwärts schreitet, so versucht sich auch die reife Kunst der epischen Poesie an immer größeren und schwierigeren Aufgaben. Das Epos im hohen Stil, indem es ins Breite geht und durch Vorführung einer Reihe von Begebenheiten den Gegenstand möglichst vollständig zu erschöpfen trachtet, verlangt einen Stoff, der durch innere Bedeutung und Reichtum den Zuhörer zu fesseln vermag. Nicht Abenteuer einzelner Helden, nicht Fehden feindlicher Stämme, sondern große Völkerkriege sind der geeignetste Vorwurf für die Epopöie. Daher beschränkt sich auch das ausgebildete Epos vorzugsweise auf den thebanischen und troischen Kreis, welche die Thaten der jüngeren Heldengeschlechter darstellen. Der Kampf zwischen Theben und Argos, den beiden Hauptstaaten des alten Griechenlands, und in noch höherem Grade der Konflikt der Hellenen in Europa und der Troer in Asien, wo Fürsten und Völker sich zu großen Heerfahrten vereinigen, boten dem Epos im hohen Stil, dessen Begründer Homer ist, eine reiche Fülle berühmter Namen und verschiedenartiger Charaktere, außerordentlicher Begebenheiten und anziehender Situationen dar. Die Heroen, ihre Thaten und Leiden stehen im Vordergrunde, aber auch das Volk nimmt Anteil, und eben deshalb gewinnen diese Gedichte eine allgemeine nationale Bedeutung. Das Volk, indem es eine geschichtliche That, die es selbst unmittelbar berührt, in dem Glanze dichterischer Darstellung erblickt, folgt mit reger Teilnahme, mit ganzem Gemüte dem Darsteller.

Der verhängnisvolle Zwiespalt ausgezeichneter Helden inmitten eines langwierigen Völkerkrieges, der alle Kräfte der Nation in Anspruch nimmt, nach vielfachen Irrungen glücklich geschlichtet, und im Hintergrund der Untergang eines edeln Volkes, wie dies alles uns die Ilias vor das Auge führt, ist der mustergültige Inhalt eines heroischen Epos. Achilles ist der Mittelpunkt, aber nicht der ausschließliche Träger der Handlung, und indem der Held eine Zeit lang zurücktritt, gewinnt der Dichter Raum, um andere Helden in Thätigkeit zu setzen und das Bild des gewaltigen Völkerkampfes aufzurollen. Ganz anders die Odyssee, und doch hat auch hier der Dichter das Rechte getroffen.

Ein einzelner erscheint als Träger der Handlung, aber er sucht nicht wie die alten Heroen aus eigenem Drange oder auf fremdes Gebot Gefahren auf, obwohl er auf seinen langen Irrfahrten die wunderbarsten Abenteuer besteht, sondern sein Geschick ist eng in das gemeinsame verflochten. Die Odyssee führt uns das ernste Nachspiel des troischen Krieges vor, stellt die Rückwirkung jener Kämpfe auf die Heimat dar; so erweitert sich das Lebensbild des Helden zu einem umfassenden Weltbilde. Erst später, nachdem die Stoffe, welche die Entfaltung eines reichen Lebens gestatteten, erschöpft schienen, kehren die griechischen Epiker zu der älteren Weise zurück; so entstehen die Gedichte von den Abenteuern des Herakles, des Theseus und Ähnliches. —

Die Homerischen Gedichte sind das älteste Denkmal und zugleich das Höchste, was der griechische Geist geschaffen; so viel Treffliches auch später die Literatur der Hellenen aufzuweisen hat, so reicht doch kein anderes Werk an die Großheit und Originalität der Homerischen Poesie heran. Diese Epen sind einzig in ihrer Art, sie sind nicht nur etwas durchaus Neues, noch nie Dagewesenes, sondern das vollendete Muster der epischen Poesie überhaupt. Denn auch was andere Völker und andere Zeiten von epischen Dichtungen besitzen, kann den Vergleich mit Homer nicht aushalten. Daraus erklärt sich auch die mächtige Wirkung, welche Homer nach zwei Seiten hin ausübt; wie er seine Vorgänger völlig verdunkelt, so ist er für die Späteren leuchtendes Vorbild; selbst die, welche zu ihm in einem mehr oder minder bewußten Gegensatze stehen, wie Hesiod und seine Schule, müssen dem großen Genius huldigen. Der Einfluß Homers auf die Entwickelung der griechischen Poesie und Literatur wie auf den Geist der gesamten Nation ist unausmeßbar, und noch heute übt die Homerische Poesie diese Wirkung in ungeschwächter Kraft aus. Viele von den Denkmälern der griechischen Litteratur, die ihrer Zeit bedeutend erschienen und auf die Gemüter mächtig einwirkten, werden die Gegenwart kalt lassen oder uns fremdartig erscheinen, bei manchem ist das Verständnis vielfach erschwert; nur wer im Leben der griechischen Welt vollkommen zu Hause ist, vermag es zu würdigen und richtig zu fassen. Über die Homerische Poesie hat die Zeit keine Macht, sie ist immer neu und frisch; ungeachtet der einsamen Größe, in welcher sie dasteht, wird uns heimisch zu Mute, sowie wir uns ihr nahen. Hier ist keine trennende Kluft vorhanden, die künstlicher Vermittelung bedürfte; das rein Menschliche in den Gedanken und Empfindungen des Dichters fühlen wir alle nach. Trotz der Verwüstung, welche die Zeit angerichtet hat, und des Verfalles, der in einzelnen Teilen sichtbar ist, trotz der späteren Zusätze, die das Alte überwuchern, sind Ilias und Odyssee ganz unvergleichliche Werke, die in unvergänglicher Schönheit und Jugendfrische uns entgegentreten.

Ursprung und Charakter der Homerischen Gedichte

von Fr. Schlegel.

Mit Solon beginnt uns die eigentliche Epoche der griechischen Literatur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisierten Völker in der frühern Zeit der gesellschaftlichen Entwicklung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten, Lieder und Gedichte, welche, mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermutigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder, der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon von den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannigfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, was den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, ausdrücken, sondern die die Überlieferung eines Volks enthalten: Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes und vom Ursprunge der Welt. Doch auch dieses wird bei anderen Völkern im Überfluß gefunden wie bei den Griechen. Nur ein Werk ragt aus der griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die Homerischen Gedichte, die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verrät Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen sein; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit und zum Teil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt und nachgehends durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden, hatten dabei außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst wahrscheinlich auch noch einen anderen patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechs hundert Jahre vor Christi Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Kleinasien schon bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Kleinasien sich ausbreitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohte. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu sein und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Kon=

tinent selbst losbrach, gar nicht im voraus geahnt zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüter im heroischen Gefühl zu erheben und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. Ob irgend eine solche Begebenheit wie der trojanische Krieg sich wirklich zugetragen habe, dafür gibt es keine vollkommene geschichtliche Gewißheit oder bestimmte Entscheidung. Die Herrschaft des Agamemnon und der Atriden scheint am meisten historisch. Daß zwischen der Halbinsel und Kleinasien mancher Verkehr stattfand, ist an sich nicht unwahrscheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinsel selbst den Namen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürstin Ursache eines allgemeinen und langen Kriegs gewesen, ist wenigstens dem Geiste und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in so manchen Stücken an die christliche Heldenzeit und das Rittertum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz Fabelhaftes und ursprünglich bloß Allegorisches eingemischt worden sein mag: daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweisen auch die daselbst befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln bestehenden Heldengräber. Diese alten griechischen Hünen- oder Heldengräber, welche die Volkssage dem Achilles und seinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er seinen Ruhm zu besingen, einen Homer gefunden hatte, sind schon zur Zeit des Dichters selbst vorhanden gewesen, wie man aus einigen Stellen der Ilias sieht. Erst der Wißbegier oder dem Frevel unserer Zeit war es vorbehalten, diese Gräber aufzuwühlen und die Asche und übrigen Angedenken der Helden, die sich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruhestätte zu entreißen. Wäre aber der trojanische Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkürliche Dichtung: für den Zweck, den Solon und Pisistratus, und für den patriotischen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen sollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geschichtlich gehalten.

So hatten die Homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen durch die Allgemeinheit der schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine eigene Denkart und An-

sicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besonderen Stammes sich drehte, wie dies wohl in den alten arabischen Gesängen oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freier Geist atmet aus diesen Gedichten, ein offener, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unseren Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemälde. Die beiden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heiteren Weltgemälde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wieder finden, nur nicht immer so glücklich entwickelt und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieser Art findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den griechischen vielleicht in unseren nordischen. Auch bei den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit ein halbschmerzliches und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, was uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht, sei es nun, daß der Übergang einer freieren und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich dessen Eindruck hinterlassen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnsucht, was allen Menschen aus alter Erinnerung eines verlornen ursprünglichen Glücks eingepflanzt und angeboren ist, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andere, minder erhabene, für die Poesie aber sehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens stellt sich im Ulysses dar. Es ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber, so erfahren und verständig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abenteuer zu bestehen geeignet ist und eben dadurch der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltene, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beschränkter Erdkunde und einer kindlichen Ansicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigsten Dichtungen zu verschönern. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, soweit wir beide kennen, den Homerischen Gedichten gleichkommen oder sie noch daran übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden wegen der eigenen Anmut der Sprache und der geflügelten

Leichtigkeit der Erzählung. Eine fast dramatische Entwickelung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenschaften, der Reden und Gespräche, eine selbst in der Anführung aller einzelnen Umstände fast historische Genauigkeit. Dieser letzten Eigenschaft, die den Homer auch unter den anderen griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; seiner Wahrhaftigkeit, einer solchen nämlich, wie sie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdankt er wohl diesen Namen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andere Bedeutung des Wortes Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. In Miltons Gedicht würden sich auch ohne das ausdrückliche Zeugnis des Sängers selbst wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem inneren Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermütige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urteil seine eigenen Augen einigermaßen verschließen vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegenteils.

Wie und in welchem Jahrhundert die Homerischen Gedichte auch entstanden und gebildet sein mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing oder eben erst erloschen war. Es sind zwei Welten, die in der Homerischen Darstellung zusammenfließen: die wunderbare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch sehr nahe und lebhaft vor Augen zu stehen scheint, und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Diese Verschmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verschönert, diese anschaulicher gemacht wird, gibt vorzüglich den Homerischen Gedichten den ihnen so ganz eigenen Reiz.

Anfangs herrschten überall Könige und Heldengeschlechter in Griechenland. So ist es noch in der Homerischen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde fast überall abgeschafft, fast jede mächtige Stadt und selbständige Völkerschaft gestaltete sich zu einer kleinen Republik. Mit dieser neuen städtischen Verfassung und bürgerlichen Einrichtung wurden auch die Verhältnisse des Lebens selbst allmählich prosaischer. Die alten Heldensagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unstreitig trug diese Veränderung in der Verfassung viel dazu bei, den Homer in eine Art von Vergessenheit zu bringen, der ihn Solon und Pisistratus erst wieder entrissen.

Ein Kunstgesetz des Homer

von G. Ephr. Lessing.

Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Teile neben einander existieren, aufeinander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander, oder deren Teile aufeinander folgen.

Gegenstände, die neben einander, oder deren Teile neben einander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die aufeinander, oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der anderen Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre,

die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, sowie der entgegengesetzten Manier so vieler neueren Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie notwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vorteilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will?

Für ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte, schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unseren Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte, sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unseren Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen, da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung ebensoviel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte [1]). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unseren Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefel, den Degen; und so ist er fertig und

1) Il. V. v. v. 722—731.

ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franse gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen[1]). Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, sowie ein ähnliches ihm an einem anderen Orte bloß *χρυσείοις ἥλοισι πεπαρμένον*, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen, was thut sodann Homer? Malt er uns außer den goldenen Nägeln nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wieweit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkan; nun glänzt es in den Händen des Jupiter; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Kommandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus u. s. w.[2]) So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homer diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das Unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit (*Ζεὺς Κρονίων*), ein ehrwürdiger Alter gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (*Διακτόρῳ Ἀργειφόντῃ*) teilen oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πέλοπι πληξίππῳ*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker (*ποιμὴν λαῶν*), sie mit Wohlleben und Überfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (*πολύαρνι Θυέστῃ*) der Weg gebahnt

1) Il. II, v. v. 42—46. 2) Il. II, v. v. 101—108.

worden, das, was bisher das Vertrauen erteilt, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber demungeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Teile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwört, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, gibt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennt ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen[1]). Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen: jener ein Werk des Vulkan, dieser von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener der alte Besitz eines edeln Hauses, dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen; jener von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt, dieser von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst anderen die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden, ein Abstand, den Achill selbst bei allem seinem blinden Zorne einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Teile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich aufeinander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen, einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliert und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der anderen vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliert sie, beschlägt sie. Und so,

1) Il. I, v. v. 234—239.

wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können [1]).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen. —

Ich habe gesagt, dem Homer sei z. E. ein Schiff entweder nur das schwarze Schiff oder das hohle Schiff oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte, schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzusetzt: *καμπύλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτάκνημα* [2]), runde, eherne, achtspeichichte Räder, auch das vierte: *ἀσπίδα πάντοσε ἴσην, καλήν, χαλκείην, ἐξήλατον* [3]), ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Üppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber will ich aber nicht aus dem Gleichnisse von zwei freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein bloßes Gleichnis beweist und rechtfertigt nichts, sondern dieses muß sie rechtfertigen: sowie dort bei dem Maler die zwei verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können, so folgen auch hier bei dem Dichter die mehreren Züge für die verschiedenen Teile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kommt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter, sondern sie hat auch für diese gehäuften Beiwörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachteiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die französische, welche z. E. jenes *καμπύλα κύκλα, χάλκεα, ὀκτάκνημα* umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten“, drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts, und das Gemälde alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwätzer. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beiwörter meistens in ebenso kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vorteilhafte Ordnung derselben kann sie der griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichichten“, — — aber „Räder“ schleppt

1) Il. IV, v. v. 105—111. 2) Il. V, v. v. 722—723. 3) Il. XII, v. v. 294—295.

hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein schwankes, verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subjekt gleich mit dem ersten Prädikate und läßt die anderen nachfolgen; er sagt: „runde Räder, eherne, achtspeichichte." So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vorteil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides ist eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen, wir müssen sagen: „runde Räder, ehern und achtspeichicht." Allein in diesem statu kommen unsere Adjektiva völlig mit den Adverbiis überein und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädiziert wird, zieht, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Der allgemeine Charakter des deutschen Volksepos

von A. F. C. Vilmar.

Der rote Faden, welcher durch alle Schöpfungen unseres Volksepos hindurchläuft und sie als deutsche Lieder stempelt, in denen das innerste, reinste, edelste Herzblut des deutschen Volkes strömt, ist die Treue des deutschen Volkes, die sich in diesen Liedern ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Mit unauslöschlicher Anhänglichkeit ist das Stammeshaupt seinen Gliedern, mit gleich unauslöschlicher Anhänglichkeit sind die Stammesglieder dem Stammesoberhaupt zugethan. Milde — wohlwollende, reichliche Freigebigkeit, solange er irgend etwas zu geben hat — ist des Königs, Dankbarkeit, die nur mit dem Leben erlischt, des Mannen Eigenschaft. Für den lieben König und Herrn wird alles gethan, wird treulich gekämpft, wird willig geblutet, wird freudig in den Tod gegangen, für ihn wird mehr gethan als gestorben: für ihn werden starken Herzens auch die Kinder geopfert. Und umgekehrt: von dem treuen Dienstmanne lassen die Könige nicht bis in den Tod, bis zu ihrem und des ganzen Stammes furchtbarem Untergang. Hagen erschlägt den Siegfried aus Mannentreue gegen seine Königin Brunhild; Hagen widerrät den Zug in das Hunnenland; da aber die Könige, seine Herren, die Fahrt dennoch beschlossen haben, so geht er fest und mutig mit, als der Nibelunge „helflicher Trost", wiewohl er sicher vorausweiß, daß diese Fahrt sein Tod, der Tod seiner Herren und der Untergang des Burgundengeschlechts sein wird. Und im Kampfe steht er bei seinen lieben Herren bis an das

Ende. Als dagegen die Feinde von den Burgundenkönigen nur ihn allein wollen ausgeliefert haben und für die Auslieferung Hagens den Königen freien Abzug versprechen, — da ringt sich ein Schrei des Entsetzens aus dem Herzen der Könige hervor: Fahr hin, o Vaterland, fahr hin, o Gattin, fahr hin, blühende Braut, fahr hin, o junges Leben, fahr hin, du edler Stamm der Burgunden, dessen allerletzte wir sind — Hagen wird nicht ausgeliefert! — Rüdiger von Bechlarn, Kriemhildens und Etzels Mann, kämpft mit Gernot, dem Burgunden, dem liebsten seiner Freunde, den grimmen Todeskampf; denn Gernot ist seiner Herrin — zwar Bruder, aber Feind. Sie überleben einander nicht; zugleich fallen die Freund-Feinde, aber die Treue ist gehalten bis in den Tod. — Und als in dem Liede vom Wolfdieterich Berchtung, Wolfdieterichs alter Waffenmeister und Dienstmann, der mit sechzehn Söhnen im Kampfe für seinen Herrn steht, fünf seiner Söhne nacheinander im mörderischen Kampfe fallen sieht, da schauet er jedesmal, so oft einer derselben auf der Walstatt niedersinkt, mit lachendem Antlitze sich um nach seinem Herrn, damit dieser nicht merken soll, daß einer seiner Lieben und Getreuen gefallen ist. Die übrigen elf werden gefangen genommen, und nun zieht Wolfdieterich, dem weh ist nach seinen Dienstmannen, einsam und arm lange Jahre durch alle Welt unter unzähligen Gefahren und Kämpfen, um seine elf Verlorenen zu suchen; Königreiche, die Hand einer Kaiserin und neue Dienstmannen zu viel Tausenden werden ihm angeboten; aber er verschmähet das Königreich, der Kaiserin Minnegunst und die Tausende neuer Mannen, wenn er seine alten Dienstmannen nicht hat. Arm und einsam zieht er lieber sofort wieder weiter, bis er die Treue des Königs gegen seine Mannen erfüllt und sie aus der Gefangenschaft befreit hat.

Diese Züge, von denen ich hier nur einige der hervorstechendsten aushob, sind das eigentliche Lebenselement des deutschen Volkes, das eigentliche schlagende Herz des deutschen Epos. Und für diese Treue muß ein Sinn bei dem Lesen unserer Heldengedichte vorhanden sein, oder sie werden nicht begriffen, nicht verstanden. Die Größe der Helden und die Größe ihrer Thaten ist auf so bestimmte und entschiedene Weise durch ihre Gesinnung der Treue bedingt, daß dieselbe geradezu als das wichtigste und vorherrschende poetische Motiv aufgefaßt werden muß. Dieses Motiv hat das griechische Epos nicht oder nur ungefähr ähnliche und diese in sehr untergeordneter Stellung und in sehr verblichenen Farben. Homers Helden fesseln durch ihre bloße Erscheinung, durch die reine Form ihres Seins und Handelns, die unsrigen durch ihre Gesinnung, die ihrem Sein und Handeln zum Grunde liegt: darum wird das griechische Epos für alle Zukunft ein allgemeineres, das deutsche Epos ein tieferes Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Der Stil des altdeutschen Epos

von L. Uhland.

Jeder epische Kreis, schon weil er nicht ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeit, sondern eine Volksdichtung ist, bildet in dem gemeinsamen Vers auch einen gemeinsamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weise des Ausdrucks und der Darstellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar ist in den deutschen Heldenliedern diese Gleichförmigkeit dadurch einigermaßen gestört, daß sie ihre letzte Gestaltung in sehr verschiedener Zeit erlangt und daß mehrere derselben eine absichtliche Verarbeitung unter den Einflüssen fremdartiger Dichtungskreise erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epische Stil sich ergreifen lassen, wenn wir zunächst diejenigen zu Grunde legen, welche das Gepräge einer natürlichen Entwickelung noch unverfälscht an sich tragen, und wenn wir dann bemerken, wie selbst in den absichtlichern Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewisse altertümliche Formen, gleichsam als unzertrennliche Wahrzeichen des Stoffes, beibehalten worden sind.

Was im deutschen Epos, wie in jedem anderen, zuerst auffällt, ist die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, selbst ganzer Strophen. Die epische Dichtung, weit entfernt in der Mannigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunst zu suchen, hält sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdruckes. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt; diese Wiederkehr aber kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künstliche Abwechselung und Überraschung berechnet ist, und da die versinnlichende Darstellung alle die äußeren Bewegungen und Thätigkeiten in sich aufnimmt, die unter gleichen Umständen die gleichen sind. Dieselbe Stellung des Kampfes oder der Geselligkeit, dieselbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieselben Bezeichnungen mit sich. Wo das Nämliche geschieht, da wiederholt sich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das Gleiche thun, kehrt Schlag auf Schlag dieselbe Wendung. Da aber der Ausdruck sich dem Versmaße anschicken muß, so ist mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen oder mehreren Verszeilen gegeben, bei verschiedenem Versmaße mit leichter Änderung und Anpassung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Gesänge des epischen Kreises trägt diese Wiederholungen von einem Lied in das andere. Es lag auch im natürlichen Vorteil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten war, nicht erst aufzusuchen, den für die Übergänge,

für die wiederkehrenden Verhältnisse schon zugerichteten Vers nicht erst neu zu gestalten, vielmehr mit den bereiten Hilfsmitteln sich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenstand, auf die Gestalten frei zu erhalten.

In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet sich unser epischer Stil weder durch malerische Beiwörter noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenschaften der Helden und Heldinnen sind durch einfache Beiwörter (kühn, schnell, schön, milde, treu, ungetreu, grimmig) ausgedrückt, oft auch mit Verstärkung (wunderschön, sturmkühn, mordgrimm), und diese Bezeichnungen sind nach ihrer allgemeinen Natur nicht auf bestimmte Personen beschränkt. Gleichwohl enthalten solche schlichte Wörter die sittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeschichte, und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutsamkeit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenschaften wenn nicht ausschließlich, doch in vorzüglichem Maße zur Erscheinung bringen, z. B. der milde Rüdiger, Helke die gute, der getreue Eckart, der grimme Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in diesen Gedichten die Verhältnisse der Dienstmannschaft und der Blutsverwandtschaft durchaus behandelt sind, noch darin, wenn der Dienstmann von seinem lieben Herrn, der Fürst von seinen werten, lieben Mannen spricht, der Sohn den Vater anredet: Ach, Vater, liebster Vater!

Aber auch die Farbe, die sinnliche Bezeichnung fehlt keineswegs in den Beiwörtern des äußerlich Erscheinenden. Die Hand ist die weiße, schneeweiße, der Mund der rote, rosenfarbe, so ferner: die spielenden Augen, die gelben Haare, das rote Gold, der grüne Wald, die grüne Heide, die breite Linde, der kalte Brunnen, das tiefe Thal, das wilde Meer, der kühle Morgen, des Morgens in dem Taue, der Sommertag, der sommerlange Tag. So anspruchslos diese Beiwörter lauten, so sind sie doch weder nichtssagend noch überzählig. Wem sie für die Dichtersprache zu einfach dünken, den mögen sie, dieselben oder ähnliche, in der alten Rechtssprache, wo sie nicht minder herkömmlich sind, unerwartet dichterisch und gemütlich ansprechen; das Gemeinschaftliche, Vermittelnde liegt in der unbefangenen Wahrheit des Ausdrucks, in der sinnlichen Auffassung der Gegenstände, welche für jedes Verhältnis die gleiche ist.

Die früher angeführten Beiwörter haben uns den Blick in die sittliche und Gemütswelt eröffnet, die zuletzt ausgehobenen stehen in genauem Zusammenhang mit dem Gesamtbilde körperlicher Schönheit und mit der ganzen Naturanschauung. Die weißen Hände, der rote Mund lassen am einzelnen Teile den frischen Jugendglanz durchscheinen, der die volle Gestalt der Helden und schönen Frauen erleuchtet. Selbst der rüstige Greis entbehrt des lichten Schmuckes nicht; ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der

grüne Wald, der kalte Brunnen, der kühle tauige Morgen zeigt uns in schnellem Durchblick die Natur in ihrem frischen, gesunden Zustande, wie sie vor dem Auge des Sängers steht, auch ohne daß er sich auf förmliche Naturschilderung einläßt. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe, stehen über kühlen Brunnen, süßer Duft weht aus ihren Zweigen, darauf Drossel und Nachtigall singt, Gras und Blumen entspringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Rosse an, lehnen den Speer an der Linden Ast und entschlummern beim Gesange der Vögel; Zaubermächte walten an diesen lieblichen Stellen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt bei vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried. Am glänzendsten zeigt sich in den Rosengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Rosenwald, auf dem sich die riesenhaften Heldengestalten, mit den langen Schwertern ausholend, malen. In den Rosengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen sitzen, um mit Rosen die Sieger zu bekränzen, ist der Streit entboten. Mit Rosen ist das ganze Lied durchwoben.

Aus Feld und Wald springen meist auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Rose ist das Bild der Jugendfarbe. Die spielenden Augen sind denen des Falken gleich. Der hauende Eber ist das heimische Bild der Kämpfenden. Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein Eberschwein zu Walde thut vor Hunden; fremdartiger ist der Löwe, dessen Mut und Zorn, dessen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemütern beigelegt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichterischer Schönheit ausgehoben werden. Rüdigers Herz gebiert Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichnisses aber, welches die Handlung in einem anderen, selbständigen Lebensbilde abschildert und verdoppelt (wie in den Homerischen Bildern), entbehren unsere Lieder; dagegen verstehen sie im weissagenden Spiegel des Traumes die Geschicke bildlich aufzufassen. So der Traum im Eingange des Nibelungenliedes vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andere, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt sehen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens als nach der inneren Tiefe gerichtet ist.

Reich ist unser epischer Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemütszustände durch äußere Haltung und Gebärde. Schweigen ist Ausdruck des Bedenkens, der Mißbilligung. Der Entschlossene spricht kein Wort, bis er den entscheidenden Streich geführt hat. Stummes Ansehen bedeutet Frage, Befremdung; Niedersehen Unmut, Aufsehen Freude.

Das Ansehen im Gespräch heißt unter die Augen sehen. Der

Spähende läßt die Augen wanken; höhnisch oder forschend wird über die Achseln geblickt. Nach etwas senden heißt darnach springen lassen. Zum Empfang, zu vertraulicher Besprechung faßt man sich bei der Hand. Flehende, huldigend sich Ergebende strecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird gesagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und rot werden, verrät die innere Bewegung, den Wechsel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen ist Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erstaunens. Nicht mehr zu lachen ist Eigenschaft und Vorsatz Schwergetroffener, und das erste Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß der Tag der Vergeltung gekommen sei. Vom Weinen werden lichte Augen rot; Helden sieht man Thränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Thränen in den Schoß, wird das Gold vor der Brust von Thränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den ersten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den letzten, gewaltsamsten Ausdruck.

Die mannigfaltigen Verhältnisse des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe haben ihre bestimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif, springt der Held in den Sattel, die Jünglinge singen, die Rosse gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen, dann rauschen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer seinen Gegner nahen sieht, gürtet sein Roß besser, bindet sich den Helm fester. Hagen thut letzteres zum Zeichen, daß man sich vor Kriemhilden vorsehen müsse. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entspricht gerne die Raschheit des Verses und Vortrags. Zusammen springen die Helden, die Schwerter klingen ihnen in der Hand. Unter den Schild bückt sich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwerte gewunken. Tritt ein Stillstand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, so setzt der Held den Schild vor seinen Fuß, lehnt sich darüber; hebt der Streit von neuem an, so wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Kniee gelegt zum Zeichen der Wachsamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner sich mit Schlägen um. In großer Not des Streites kehren Freunde den Rücken zusammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beschreiben, sind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht, Feuer springt von den Helmen, gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achsel bis auf den Sattel durchgeschlagen; die Schwertgriffe schneiden in die Hände, daß nicht Haut noch Fleisch daran bleibt; die Schwerter

erkrummen, brechen vor der Hand, Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnsten werden Streites satt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wiederzusehen; Wunden werden geschlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntausende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Kniee in Blut gewatet, die Arme bis zur Achsel blutig gefärbt, Blut springt von den Füßen all über das Haupt; Männer ganz blutfarb sieht man reiten und schreiten; Blut wird für den Durst getrunken und schmeckt wie der beste Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möchte ein Rad treiben; es strömt in Güssen hinab gleich Regenbächen, es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Toter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer stecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt, Raben, Geier, Wölfe werden gesättigt. Und durch all den unmäßigen Heerschall, davon Berg und Thal ertost, glaubt man der Frauen, der Witwen lautes Weinen, an welches stets gemahnt wird, wie in klagenden Windesstößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zustände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man sieht jemanden bei der Linde, vor dem Münster stehen. Frauen stehen an der Zinne, an den Fenstern; sie schweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranschaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet, „so noch die Leute thun." In der Nibelungennot wird so grimm gefochten, daß man es nimmermehr thut; Etzel faßt selbst den Schild und will kämpfen, was von so reichen Fürsten selten nur geschieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde wird gesagt, solche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehen.

Ein bestimmtes Kostüm in Waffen und Kleidertracht ist allerdings bei unseren Liedern schwieriger auszumitteln, weil sie in so ungleicher Zeit und unter so verschiedenen Einwirkungen ihre letzte Gestalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigern Prunke, der sich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen, und es zeigt sich uns, daß bei manchen Ausnahmen das Kostüm im ganzen nicht weiter vorgeschritten, als es sich am Schlusse des 12. Jahrhunderts befand und um diese Zeit in den Handschriftbildern Herrads von Landsperg dargestellt ist. Denn sowie in den Heldenliedern die Recken selbst noch, wie es Riesenbekämpfern und Drachentötern ziemt, derb und mächtig gebaut sind, mit breiter Brust, doch um den Gürtel schmal, hochgewachsen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wisendshorn erschallt, so ist auch bei der Bewaffnung mehr noch vom

langen, zweischneidigen Schwerte, vom scharfen, spannenbreiten, starken Ger, festen Helme, den harten, lichten Ringen die Rede, statt dessen die Rittergedichte am liebsten mit dem wunderlichen Bilderschmucke der Heraldik spielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung ist jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsstrich und Sitte nicht gestatten, die Formen der nackten Gestalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Wert erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unserer Lieder, zu der blühenden Gesichtsfarbe, den glänzenden Haaren stimmt das blumige Gewand. Öfters wird von Frauen gesagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettstreitend leuchte.

Der heitere Glanz der äußeren Erscheinung war unseren Vorfahren so sehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Wappenröcke mit goldglänzenden Tierbildern, reichem Wechsel der Kleidung, mannigfachem Schmuck von Edelsteinen, Borten, morgenländischen Seidestoffen, eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rothersliede an, die meisten Gedichte unseres Kreises; die kindliche Freude an diesen Dingen, das Anstaunen der neuen Herrlichkeit nötigt oft dem Leser ein Lächeln ab. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen suchen die besten Kleider aus den Kisten, damit ihnen von den Gästen recht viel Lob und Ehre gesagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, so sind sie hochgemut; auf vier Tage je dreierlei Kleider, also zu zwölffachem Wechsel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten zu Brunhildens Burg in schneeblanker Farbe an Gewand und Roß, in rabenschwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegensatzes. Wenn wir nun gleich den Keim dieses äußeren Glanzes schon in der frühesten Anschauung zu bemerken glaubten, so finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorscheint, nur den Übergang zu der vollen Entfaltung, die er in den Rittergedichten der welschen Sagenkreise gewinnt.

Neben den Formen unseres epischen Stils, welche der äußeren Erscheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen in Betracht, welche den Geist der Dichtung, Gedanken und Gemüt derselben entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen oder über dem Ganzen schwebend erkennen lassen.

Sprichwörter, Sinnsprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt, sind die Lehrweisheit des Volkes, der bündige Ausdruck seiner Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen. Sie sind nicht das Erzeugnis eines absichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil

sie nicht Entwickelung, sondern Erfund sind. Der einstige Reichtum unserer Sprache an solchen Kernsprüchen hat sich auch den Heldenliedern mitgeteilt. Wir heben einige derselben aus, welche für den Geist des Heldenlebens bezeichnend scheinen. Biedermanns (des Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. Wer seine Feinde spart und seine Freunde erzürnt, der ist nicht wohl bewahrt. Guten Tag man zu Abend loben soll. Wer sich an alte Kessel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), spricht Meister Hildebrand, als er seinen kampflustigen Sohn ins Gras geschwungen. Wer fällt, der liegt. Es sterben nur die Feigen (Todesreifen). O weh, daß vor Leide niemand sterben mag! so ruft Dietrich, als seine Getreuen erschlagen sind; es zeigt sich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder sich die Glieder zerfleischen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreises regt sich eine mutige Laune, ein frischer Heldenscherz, der in vielen einzelnen Scherzreden sich ausspricht. Beliebt ist jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fiedelbogen, Ilsans ein Predigerstab ist oder Hagen beim Feste den allerbesten Trank schenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie auf ernstem Grunde ruht. Es ist die Kühnheit, die mit der Gefahr, mit dem Tode scherzt, die, wie jene nordischen Helden, lachend stirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüte steht, wie in den Rosengartenliedern, oder sich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, ist auch die helle oder die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im ganzen aber lassen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, sich mit einander vernehmen. Wird in der Not gescherzt, so wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Diese Vorahnungen aber äußern sich teils in weissagenden Träumen, teils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schlusse der Strophen, welche unablässig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühsal, Nichtwiedersehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweisen.

Auch das heiterste Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah, schließt mit solcher Verkündigung seines jammervollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelungen Not.

Unterschied zwischen Epos und Idylle und Charakter der letzteren

von W. v. Humboldt.

Unter dem Namen der Idylle pflegt man den ganzen Teil der Poesie zusammenfassen, welcher mehr ein häusliches Familienleben als eine Existenz in größeren Verhältnissen, mehr ruhige als unter-

nehmende Charaktere, mehr sanfte und friedliche Gesinnungen als heftige Aufwallungen und Leidenschaften schildert und vorzugsweise bei der Freude an der Natur und in dem engen, aber lieblichen Kreise unschuldiger Sitten und einfacher Tugenden verweilt. Wo also diese Einfalt und Unschuld herrscht, dahin versetzt uns der Idyllendichter, in das Erstlingsalter der Menschheit, in die Welt der Hirten und Pflüger. Mit der Epopöe hingegen verbinden wir vor allem nur den Begriff der Darstellung einer Handlung und verbannen jene einfache Unschuld so wenig aus derselben, daß sogar einige der lieblichsten und anmutigsten Idyllenscenen in epischen Gedichten enthalten sind, wie z. B. die Hochzeit der Kinder Menelaos' in der Odyssee und die Ankunft Erminias bei der Hirtenfamilie im Tasso.

Die einzigen Unterschiede, die sich hiernach festsetzen ließen, wären also bloß die, daß die Idylle wenigstens nie einen heroischen Stoff oder heroische Charaktere aufnimmt und daß sie nicht wie die Epopöe notwendige Handlungen braucht. Allein auch von dem epischen Gedichte ist es wenigstens noch nicht ausgemacht, ob es notwendig einen heroischen Stoff darstellen muß; und die Idylle kann durchaus voll Handlung sein, ohne darum weniger Idylle zu bleiben. Um daher auf völlig bestimmte Grenzen zu kommen, muß man einen anderen und mehr methodischen Weg einschlagen.

Des Ausdruckes der Idylle bedient man sich nicht bloß, um eine eigene Dichtungsart zu bezeichnen; man gebraucht ihn auch, um damit eine gewisse Gesinnung, eine Empfindungsweise anzudeuten. Man redet von Idyllenstimmungen, Idyllennaturen. Die Eigentümlichkeit der Idylle muß sich daher auf eine innere besondere Eigentümlichkeit des Gemütes beziehen, sei es nun eine vorübergehende oder eine bleibende, die sich dem Charakter selbst beigemischt hat. Dadurch also unterscheidet sie sich zuerst von der Epopöe, daß sie immer aus einer einzelnen und einseitigen, die letztere hingegen aus der allgemeinsten Stimmung des Geistes entspringt; und gerade in demselben Verhältnis steht sie auch zur Tragödie. Denn die Tragödie erhält, wenigstens in ihrer höchsten Vollkommenheit, gleichfalls der Seele die Freiheit, sich gleich lebendig nach allen Seiten hin zu bewegen, weckt alle Kräfte im Menschen zugleich, ob sie schon ihr Verhältnis zu einander anders als der epische Dichter bestimmt. Die Idylle hingegen schneidet willkürlich einen Teil der Welt ab, um sich allein in den übrigen einzuschließen, hemmt willkürlich eine Richtung unserer Kräfte, um allein in der anderen ihre Befriedigung zu finden.

Wo wir dies im Leben wirklich antreffen, da erscheint es uns als eine Beschränkung, obgleich, da sie gerade die lieblichste und anmutigste Seite der Menschheit, ihre Verwandtschaft mit der Natur, hervortreten macht, allemal als eine solche, die ein gewisses rührendes

Vergnügen gewährt. Die Kunst aber tilgt auch das selbst, was daran Beschränkung ist, noch aus, indem sie dies Einschließen in einen engeren Kreis nicht bloß aus freiem Willen, sondern aus der innersten Natur selbst hervorgehen läßt, aus einer Innigkeit und Naivetät der Empfindung, die sonst nicht ungestört ausströmen könnte.

Denn offenbar sind in dem moralischen Menschen zwei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Dasein geradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dazu zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist er gleichsam an den Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, nur daß er nicht aus Not an sie gefesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die Idylle nun behandelt nie mehr als die erstere, sowie sie immer nur aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt. Sie hat daher einen engeren Kreis, in den sie aber darum nicht weniger Gehalt für den Geist und die Empfindung, nicht weniger Seele zu legen vermag.

Diesem Unterschiede in der Wirkung, welche beide Dichtungsarten hervorbringen, entspricht zugleich ein analoger in ihren Objekten oder wenigstens in der Behandlung derselben.

Das Naturdasein des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt kann nur selten (und dann geht er schon immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stoßen; was ihn bezeichnet, ist nicht, daß er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern daß er es morgen wiederholt, daß er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man muß ihn beschreiben. Das Objekt der Idylle ist daher immer ein Zustand, das der Epopöe eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend.

Daher ist alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zu stande kommt, sowie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergießen, jede heftige Leidenschaft, die unruhige Thätigkeit der Wißbegierde, ja der ganze Forschungsgeist überhaupt, welcher der Kenntnis der Gegenstände manchmal ihr Dasein aufzuopfern bereit ist, der Idyllenstimmung zuwider. Wie sollte der Mensch, dessen ganzes Wesen in der reinsten Harmonie mit sich selbst, seinen Brüdern und der Natur besteht, auch nur des Gedankens an eigenmächtige Zerstörung fähig sein? wie sollte er, der alles, wessen er bedarf, in der Nähe um sich herum findet, unruhig in eine weite Ferne schweifen? was könnte er endlich noch bedürfen außer dem ruhigen Dasein, dem Genuß und der Freude am Leben und dem stillen Bewußtsein eines schuldlosen und un=

befleckten Gewissens, außer dem Glück überhaupt, welches die Natur und sein eigenes Gemüt ihm von selbst und freiwillig darbieten? Wie die Natur selbst, muß sein Dasein in ununterbrochener Regelmäßigkeit hinfließen, wie die Jahreszeiten selbst müssen alle Perioden seines Lebens sich von selbst, die eine aus der anderen entwickeln, und wie groß der Reichtum und die Mannigfaltigkeit von Gedanken und Empfindungen sei, die er in diesem einfachen Kreise zu bewahren weiß, so muß doch darin die Harmonie das Übergewicht behaupten, die sich nie in einer einzelnen Äußerung zeigt, sondern deren Gepräge immer nur dem ganzen Leben, dem ganzen Dasein aufgedrückt ist.

Der Idyllendichter schildert daher immer seiner Natur nach nur eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andere gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiete heraus und, je nachdem er mehr einen ruhigen und und allgemeinen Überblick oder durch die Vergleichung beider eine bestimmte Empfindung erregt, in das der Epopöe oder das der Satire über. Denn diese beiden Gattungen, die Idylle und die Satire, die auf den ersten Anblick einander gerade entgegengesetzt scheinen, sind auf gewisse Weise nahe mit einander verwandt; und gerade in Satirendichtern findet man die rührendsten und schönsten Stellen über die Reinheit und Unschuld des einfachen Naturlebens, die sonst allein der Idylle eigentümlich sind. Beide, die Idylle sowohl als die Satire, schildern das Verhältnis unseres Wesens zur Natur (nur daß die erstere beide in Harmonie, die letztere sie in Widerspruch zeigt), und beide schildern dies Verhältnis für die Empfindung.

Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher. Da er einer Seite der Menschheit einen parteiischen Vorzug vor der anderen erteilt, so erregt er dadurch mehr die Empfindung, als er das intellektuelle Vermögen in Thätigkeit setzt, das, immer allgemein und unparteiisch, immer auch ein Ganzes umfaßt.

Goethes Hermann und Dorothea

von A. W. Schlegel.

Die Anlage des Ganzen ist durchaus episch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorher sieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das ganze gleichmäßig verteilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren aneinander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüt immer

von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Überraschung abgejagte oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte, ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Kontraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eher dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmütigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandteile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Übrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Zwischen der Mutter, dem Pfarrer und dem Richter wird es schwer zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet. Wie schön gedacht ist es, bei Hermann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußeren Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichtum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Wert ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in einem Blick erkannt hat, da sein tiefes, inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmut beweist er in seinem Betragen gegen Dorothea! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmut, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt handelt sie immer liebevoll und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigener Bedrängnis, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht dem Jüngling gegenüber das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht

ein reizendes Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über die Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich und doch zugleich so wahr und eigentümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als notwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des Homerischen Epos, abgesondert von allen Zwistigkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbständigkeit ist, so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in Homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes muß der Geist durch anders modifizierte Mittel sich auszudrücken suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Übereinstimmung. Homers Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt „geflügelt“ nennt. Die häufige Widerkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer kurz vorher dagewesener Reden und manche kleine Weitläufigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerem Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen

kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangene nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter, vermutlich ohne sich besonders daran zu erinnern, die Ausschließung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermanns Ausdruck sein: „dem ist kein Herz im ehernen Busen“, wo sowohl sein mit dem Dativ statt haben, als das Beiwort ehern nicht bei uns einheimische Redensart ist. Ähnlichkeiten wie: „denn mir war Zwiespalt im Herzen“ und „süßes Verlangen ergriff sie“ oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Äußerungen vieler in eine Rede zusammengefaßt werden:

„Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin“

und kurz nachher:

„Aber ein' und die andere der Weiber sagte gebietend“ —

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen da, wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

„Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.“

Was den lieblichen Überfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsere Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es gibt im Homer manche an sich schöne und edle Beiwörter, die, einmal für allemal festgesetzt, dadurch einen Teil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geschichte während des Gesanges ersinnend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigentum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkeren Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben als den Homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen als der zusam-

mengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjektiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe gibt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermutlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyssee, „die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden," das Verdienst der dichterischen Zusammenfügung weitläufig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung „scheint die homerische Diktion, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welche der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen, bescheidenen Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkel sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannigfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln als durch die Bestandteile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Altertümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichste Enthaltung von solchen Konjunktionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal dessen Weglassung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bei kühneren Versetzungen ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Haupt-

wort mit wiederholtem Artikel wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidener, schmuckloser und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Hermann und Dorothea herrscht, in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homers Gesängen einen großen Raum ein, und dies gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das noch nötig sein würde, um die an sich tote Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist als eine persönliche Empfindungsweise des Dichters vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In Hermann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnismäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags oder Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit Dienliches übergangen und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen und die äußeren Gegenstände auf sittliche Eigentümlichkeiten zu beziehen weiß. Beispiele hievon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirtes, des berühmten Birnbaums, der anmutigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftskenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen, wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muß, wie er sie selbst beschreibt:

„Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der vermöge der Götter
Kundig den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nur singet."

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfnis, eine möglichst sinnlich gefaßte Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichnis in einen gelehrten Zierrat ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der tierischen Welt, die unserer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Herrmann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur ein ausgeführtes Gleichnis enthält. Dieses eine ist schön und neu und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Teil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapsodien, die er, wie Herodot die Bücher seiner Geschichte, nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit anderen bedeutenden Überschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach seiner Eigentümlichkeit, nach den besonderen Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisieren gesucht. Als episches Gedicht hatten wir es schon an früherer Stelle charakterisiert. Denn was wir dort als wesentliche Merkmale des Epos angesehen haben: die überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschluß dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: — diese Merkmale lassen sich ebenso gut an dem deutschen Gedicht entwickeln als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht, so wird der Leser, der dies Urteil durch eigene Prüfung beurteilen will, auch wenn er mit den letzteren nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen anderer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fordert, gleich nach dem erschütterndsten Augenblicke einen verhältnismäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Hermann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange,

mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Teilnahme ist also kein leerer Schein. Denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr gefärbt ist, so sympathisiert der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter.

„Hermann und Dorothea" ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigentümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Stil und Charakter von Goethes Hermann und Dorothea

von H. Hettner.

Es ist ein durch und durch deutsches Gedicht, warm aus dem tiefsten Gemüt gequollen, von Grund aus volkstümlich. Und doch gibt es in der gesamten Literatur keine zweite Dichtung, die der Art der griechischen Phantasie und Formempfindung in gleicher Weise nahekommt.

Sicher hat Goethe Recht, wenn er die seltene Gunst der Fabel rühmt, die er einem Vorfall entlehnte, der sich 1731 zu Altmühl bei Öttingen zugetragen, als die wegen ihres protestantischen Glaubens vertriebenen Salzburger jenes Gebiet durchwanderten. Der naive idyllische Grundton und die süße Traulichkeit des eigensten heimischen Daseins war gegeben; zugleich aber bot das Hereinragen der großen Weltgeschicke, deren Gewicht und Bedeutung unendlich erhöht wurde, indem der Dichter die Handlung in die nächste Gegenwart und Wirklichkeit der französischen Revolution verlegte, dem eng umgrenzten Kleinleben den unschätzbaren Vorteil eines weiten und bedeutenden Hintergrundes. Das Genrebild erhob sich ganz von selbst zur Würde und Großheit des historischen Stils.

Gleichwohl war es nur die Sache der höchsten Genialität und Bildung, diesen historischen Stil so hoheitsvoll und im schönsten und reinsten Sinn antikisierend durchzuführen. An keinem anderen Gedicht hat Goethe mit so viel Liebe und Hingebung, mit so viel Sorgfalt und künstlerischer Bewußtheit gearbeitet. Nirgends zeigt er sich so sehr als vollendeter Künstler.

Wir stehen inmitten unserer nächsten Umgebung. Mit wunderbarster Lebendigkeit und Naturwahrheit zeigt sich das Alltäglichste und und Gewohnteste. Solche behaglich gesprächige Sommersonntagsnachmittage, wie sie hier der Wirt vom goldenen Löwen mit seiner trefflichen Gattin und den trauten Hausfreunden verplaudert, haben wir alle durchlebt. Der wohlhäbige, gutmütig launenhafte Vater, die geschäftig mütterliche Hausfrau, der mild verständige Pastor, der kleinbürgerlich kluge Apotheker, selbst Hermann, der schüchtern ungelenke und doch so liebenswürdig tüchtige Jüngling, erscheinen uns von Anbeginn wie alte liebe Bekannte, denen wir schon oft im Leben begegneten. Doch das für den einfach hoheitsvollen Eindruck des Gedichts Entscheidende ist, daß diese frische Naturwahrheit nichtsdestoweniger voll der wirksamsten Idealität ist. Es ist nach Goethes eigenem Ausdruck die Existenz einer kleinen deutschen Stadt, im epischen Tiegel von ihren Schlacken geläutert, auf das rein und schön Menschliche zurückgeführt. Das Enge und Kleine kommt nur insoweit zum Vorschein, als es gilt, die Charaktere auf festen Boden zu stellen; das Wesen und der Kern dieser Charaktere aber, der Antrieb und Bestimmungsgrund ihres Empfindens und Handelns, ist immer und überall nur die schönheitsvoll schlichte Einfalt naiver Natur und Ursprünglichkeit. „Deutschen selber führ ich euch zu, in die stillere Wohnung, wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.“ Und dieselbe schlichte naturvolle Hoheit auch im Gegenbild der wandernden Gemeinde, im Richter und in der heldenhaften Mädchengestalt Dorotheas, nur weitblickender und lebengeprüfter.

Und wir stehen inmitten unseres eigensten tiefsten Gefühlslebens. Die wunderbarste Zartheit und Seeleninnigkeit in der Ausgestaltung des Grundmotivs, in der Schilderung der entstehenden, wachsenden und sich erfüllenden Liebe der beiden Liebenden; eine Offenbarung unergründlichster Gemütsinnerlichkeit, die die Grenzen antiker Empfindungsweise weit überschreitet. Doch das für den einfach hoheitsvollen Eindruck des Gedichts Entscheidende ist, daß in diesen naiv kräftigen Naturen diese Liebe nichtsdestoweniger nichts von moderner Überschwenglichkeit und Empfindungsseligkeit weiß, sondern eine unbefangen gesunde, fast möchte man sagen, urwüchsig elementare ist. Und die drängenden äußeren Ereignisse, die hier dieselbe Stellung einnehmen wie das bestimmende Eingreifen der Götter im alten Epos, fordern rasche Entschließung und Entscheidung, festen Kampf gegen

Hemmnis und Widerstand Auf die kunstvollste und doch zwingend glaubwürdigste Weise ist die echt plastische Situation herbeigeführt, daß das Erwachen und Emporwachsen der Liebe sich wesentlich als naive heroische Kraft, als unbesiegbare Hoheit und Willensstärke zu entfalten und zu bethätigen hat.

Von Hermann und Dorothea gilt durchaus, was Goethe einmal von Rafael sagt, Rafael gräcisiere nirgends, aber er fühle, denke und handle wie ein Grieche.

Über Klopstocks Messiade

von J. Hillebrand.

Wenn irgend ein Dichter, so hat Klopstock sein ganzes Dichten und Streben in einem Werke gleichsam substanzialisiert und wie in einem persönlichen Abgusse dargestellt. Der Messias enthält seine Welt und seinen Himmel zusamt der Art, wie er beide auf einander bezog. Es ist der Gesang, „worin er seinen Gott besungen", der ihn „die Vorzüge der Engel im voraus kosten sowie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ", zu dessen Ende ihn „die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber" geleitet hat, wo „Himmel und Erde seinen Blicken entschwanden" und wo ihn, „wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügungen verführen wollte, die Harfen und Harmonien der Engel zu ihm selbst zurückführten". Von früher Jugend an erfüllte ihn die Idee dieses Gedichts, durch welches er sich selbst über Milton emporzuschwingen den Mut fühlte. „Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich teil nehmen sollen. Denn endlich nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz umgießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine greuliche Opferstätte gesammelt hielt." Die große That der Versöhnung also, das tiefste und bedeutsamste Geheimnis der Menschheit, war ihm die Aufgabe, allein würdig des höchsten Dichterruhms und der vaterländischen Muse; denn Gott und

Vaterland zugleich sollten in diesem Werke ihre Verherrlichung finden. Sein ersungener Ruhm ist ihm „die Frucht seiner Jünglingsthräne und der Liebe zum Messias". (An Fanny). So wurde denn dieses Gedicht der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbezüge und der heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—73) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel anderes sind als Variationen über Motive der Messiade. Wie darin auch eine besondere poetische Richtung eines vollen halben Jahrhunderts zum Abschlusse gekommen ist, darf nicht unerwähnt gelassen werden.

Sehen wir davon ab, daß das Werk, welches in seinen zwanzig Gesängen gleichsam die ungefähren zwanzig Jahre seiner Geburt an sich darstellt, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften notwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen und uns daher in seiner Gesamtheit wohl mit verschiedenen Tönen entgegenklingen muß, fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt: so ist zuvörderst nicht zu verkennen, daß dasselbe, wenn auch ohne bestimmte Absicht des Dichters, zu sehr unter dem Tendenzprinzipe steht, um eine reine, in der Darstellung des Gegenstandes selbst sich befriedigende Ausführung erwarten zu lassen. Der theologische Glaube und die christliche Moral drängen sich als die eigentlichen Strebepunkte fast überall hervor und gestatten, obwohl der Dichter ihnen die Form des Schönen zu geben bemüht ist, doch der freien Kunstgestaltung nicht, sich mit der vollen Unbefangenheit ihrer eigenen unabhängigen Bildungskraft geltend zu machen. Im allgemeinen muß man daher bei dem berühmten Werke sich mehr an Einzelheiten als an das Ganze halten, wenn es auf seine ästhetische Wertschätzung ankommen soll. Es enthält poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesamtheit poetisch-schön zu sein. Wo des Dichters Herz redet, ist freilich seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edlen Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmut wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen, allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung. Wenden wir uns nun von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, in denen Wort wie Inhalt oft in schönster Umgrenzung und innigstem Einklang sich darthun, und legen wir den Maßstab der Epopöe an das Werk, so bleibt es fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines national-klassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde.

Charakter der Gedichte Klopstocks

von Fr. Schiller.

In der sentimentalen Gattung und besonders in dem elegischen Teil derselben möchten wenige aus den neueren und noch weniger aus den älteren Dichtern mit unserem Klopstock zu vergleichen sein. Was nur immer außer dem Gebiete der Individualität im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar. Da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie notwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie notwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allen, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder sein soll und nicht bloß in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unseres Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo im Trauerspiel dieses Namens erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden.

Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüts, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten), dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Weise, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nötig sein, dieses Urteil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen, geistreichen Wehmut neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes reingestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so

vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehreren anderen aus dieser Gattung atmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen teuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Die Eigentümlichkeiten der epischen und lyrischen Poesie

von W. Wackernagel.

Die Epik entnimmt ihre Anschauungen aus der Wirklichkeit der Geschichte, also der sinnlichen Außenwelt: die Anschauungen des lyrischen Dichters gehören der geistigen Innerlichkeit, seine Wirklichkeit ist die des Seelenlebens; während uns also der epische Dichter äußere, Thatsachen vorführt, zeigt uns der Lyriker innere Zustände. In der Epik ist das Objekt der Anschauung verschieden von dem anschauenden Subjekt, und je weniger dieses sich bemerkbar macht, je reiner und ungetrübter bloß das Objekt vor Augen tritt, desto vollkommener wird auch die Dichtung sein; der Charakter der Epik ist also die Objektivität. In der Lyrik sind Subjekt und Objekt eins; das Subjekt hat sich selbst zum Objekt, sie ist gleichsam reflexive Poesie; hier ist also die höchste Subjektivität zugleich die höchste Objektivität, und je subjektiver ein lyrisches Gedicht ist, desto lyrischer ist es auch: man kann deshalb im Gegensatz zur Epik als das Wesen der Lyrik die Subjektivität bezeichnen. Der Epiker erlangt jene Objektivität nur dadurch, daß er sich seiner Anschauungen vorzüglich durch die Einbildungskraft bemächtigt, daß er die Geschichte festhält durch die Erinnerung, daß er der Geschichte nachschafft durch die Phantasie; die epische Poesie ist die Poesie der Einbildungskraft. Die Subjektivität der Lyrik dagegen beruht in dem erregten Gefühl des dichterischen Subjektes; in diesem sind die Anschauungen zu Hause, welche der Dichter ausspricht, und wenn in der Epik das Gefühl nur insoweit thätig ist, als es der Einbildung dient, so wirkt in der Lyrik die Einbildung nur, indem sie dem Gefühle dient: die lyrische Poesie ist also die Poesie des Gefühls.

Jene Oberherrschaft der Einbildungskraft, jene vollkommene Objektivität, welche die Epik charakterisiert, sind aber nur möglich, wenn der Dichter entweder gar keine scharf ausgeprägte Individualität hat oder sich wenigstens ihrer zu entschlagen weiß, solange er dichtet; die Epik ist kein Ausfluß und kein Widerschein des Individuums, sondern der gesamten Nation, sie ist national. Dagegen die lyrische Subjektivität ist allein das Resultat der vollendeten Individualität,

die schon die Grenzen zwischen sich und der übrigen Welt gefunden hat und sich ihrer selbst bewußt geworden ist: sie ist mit einem Worte individuell. Das Epos, weil es so national ist, wird darum auch das volle Verständnis und die volle Reproduktion immer nur bei demjenigen Volke finden, in und aus dessen Mitte es erwachsen ist; über die Grenzen dieses Landes und dieses Zeitalters hinaus wird es immer fremder und fremder. Anders die Lyrik: ein lyrisches Gedicht ist zwar in seinem Ursprunge auf den vereinzelten Punkt eines Individuums eingeschränkt, trotzdem aber und ebendeswegen erstreckt sich seine Wirksamkeit über alle Völker und Länder und Zeiten hin. Denn sowie der Dichter nicht mehr aus dem Volke, sondern lediglich aus sich heraus spricht, spricht er auch nicht mehr als Grieche und Deutscher, sondern lediglich nur noch als Mensch, und damit ist seinem Gedichte die Reproduktion bei allen gesichert, die auch Menschen sind und auch schon gelernt haben, ihre menschliche Besonderheit aus der nationalen Gesamtheit herauszulösen. Während also die Epik national ist, hat die Lyrik einen egoistischen und deshalb kosmopolitischen Charakter. Aus dieser zugleich egoistischen und kosmopolitischen, dieser individuellen, subjektiven, gemütlichen, innerlichen Natur der Lyrik ergibt sich als letzter Unterschied ihr jüngeres Alter; wenn hier auch gar keine äußeren Zeugnisse sprächen, so dürfte man schon aus inneren Gründen zuversichtlich behaupten, sie sei später entsprungen als die Epik. Denn eine solche Poesie ist nur bei vorgerückter Zivilisation möglich; noch jetzt können wir an einfachen, natürlichen Menschen täglich die Erfahrung machen, daß Naturen der Art niemals im stande wären, ein lyrisches Gedicht weder zu produzieren noch zu reproduzieren. Solche Seelen haben dafür ein viel zu gesundes Nervensystem: leisere Eindrücke empfinden sie gar nicht, und durch stärkere werden sie in eine so heftige Aufregung versetzt, daß sie die Leidenschaft nicht zu mäßigen wissen, daß ihnen jenes Maß der Kunst gebricht, ohne welches keine künstlerische Anschauung möglich ist. Was aber außer ihnen geschehen ist, das zu erzählen wissen sie ganz wohl; die epische Poesie kann sehr wohl unter solchen Menschen und muß zuerst unter ihnen entspringen.

Das Volkslied

von A. F. C. Vilmar.

Das Volkslied hat ganz dieselbe Grundlage wie die alten Volkslieder, aus denen das alte Epos entstanden ist: das wirklich Erlebte, wirklich Erfahrene, das wahrhaftige Leben ist sein Stoff wie der Stoff der alten epischen Volksgesänge, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß jetzt nicht Thaten und Erlebnisse des ganzen Volkes gesungen werden, sondern das, was der einzelne erlebt hat und ihm wider-

fahren ist, beides aber mit gleicher Unmittelbarkeit der Anschauung, beides mit gleicher Wahrheit; dort sind es Thaten, hier Empfindungen, welche dargestellt werden, aber beidemale nicht erdichtete Thaten und Empfindungen, für welche erst Teilnahme gewonnen werden müßte, sondern solche, welche diese Teilnahme wirklich besitzen, weil sie vor dem Liede bereits vorhanden waren: es sind Empfindungen von solcher Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt in gleicher Weise, wie das Lied sie darstellt, und daß also auch dieses Volkslied nichts anderes thut, als Vorhandenes auszusprechen. Diese wirklich erlebten Zustände, diese Empfindungen, von denen das Herz voll ist, werden von dem Volksliede im Augenblicke des Erlebens und Empfindens rasch und bewegt, wie das Herz in diesem Momente selbst ist, ausgesprochen, rhapsodisch hingeworfen, ohne sich um den Zusammenhang der Erlebnisse und Gefühle unter einander zu kümmern, wie denn im Momente der lebhaften Empfindung niemand sich Rechenschaft darüber zu geben versucht oder im stande ist, wie die Empfindung entstanden, und wie die eine aus der anderen hervorgegangen sein möge. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, und diese gleichsam stoßweise im Liede ausgesprochen, wie auch uns die Gefühle im Zustande lebhafter Erregung — wie Liebe und Leid den in wahrhafte Liebe und tiefen Abschiedsschmerz wirklich Eingetauchten — stoßweise bewegen. Auf die Ausfüllung der Mittelglieder, auf die Darstellung der Gedanken, auf die Färbung der Begebenheiten, auf die Ausmalung und Schilderung — lauter Eigenschaften der Kunstpoesie — legt das Volkslied auch nicht den geringsten Accent; alles konzentriert sich in der einfachen, wahren, starken Empfindung. Daher ist das Volkslied eben wie das alte Epos voll scheinbarer Sprünge und Lücken; denn was sich von selbst versteht und verstehen soll, wird eben nicht erzählt, nicht besungen; unverweilt und raschen, aber kräftigen Schrittes eilt es vorwärts von Moment zu Moment und reißt den Hörer gewaltsam mit sich fort. Dies ist das, was Goethe als den „kecken" Wurf des Volksliedes so sehr und mit dem vollstem Recht bewunderte; und es ist dieser kecke Wurf eben nichts anderes als die volle, reine, starke Naturwahrheit, welche aus diesen Liedern spricht. Mit dem Texte derselben aber ist notwendig verbunden und gleichsam zusammengewachsen die Melodie, ebenso kunstlos, ebenso einfach, ebenso bewegt und ergreifend wie der Text selbst: alle künstliche Mittel namentlich der Harmonie verschmähend oder derselben geradezu widerstrebend ist sie eben nichts als reine Melodie, aber in solcher wunderbaren Zusammenstimmung mit dem Texte, daß, wie allgemein zugestanden ist, auch die größten Künstler mit bewußtem Streben nur äußerst selten eine dem Volksliede nahe kommende Übereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben. Nicht gesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine.

Und wer hat diese Lieder verfaßt? und wo sind sie gedichtet worden? Niemand, könnte man antworten, niemand hat sie verfaßt, und nirgends sind sie gedichtet worden, von allen vielmehr und überall. Es ist hier eben wieder wie mit dem volksmäßigen alten Epos: es ist kein Name erhalten, und kann kein Name erhalten sein, weil Zustände und Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen besungen werden, welche nicht einem allein und besonders, sondern allen, die demselben Volke entsproßen sind, allen, in denen gleiches Blut fließt, in ganz gleicher Weise angehören, und an welchen jeder mithin seinen Teil Dichtung in Anspruch nimmt. Der Dichter ist auch hier nur das Organ, durch welches die große Menge der Gleichempfindenden, Gleichgestimmten, zum Gesange gleich Befähigten sich ausspricht, und der ebendarum in der großen Menge sich notwendig verliert.

Romanze und Ballade

von A. F. C. Vilmar.

Die auf spanischem Boden entstandene Romanze bedeutet ihrem Wortsinne nach nichts anderes als ein Lied in der Volkssprache, der romanischen, im Gegensatze gegen die Bücher- und Gelehrtensprache, die eigentlich römische, das heißt, lateinische Sprache; ein Volkslied der Romanen, natürlich in ihrer Sprache, ist eben eine Romanze. Auf den Inhalt kommt es dabei nicht an, dieser wird durch den Namen keineswegs gekennzeichnet oder bestimmt, doch sind die ältesten Volkslieder der Spanier wie der Deutschen und der Slaven historischen, wenigstens sagenmäßigen Inhalts, sie sind epische Volkslieder, wie z. B. diejenigen, welche die Geschichte des Campeador, des Cid, erzählen. Lächerlich ist es also, unsere deutschen Volkslieder im ganzen und als solche Romanzen nennen zu wollen, wie freilich oft genug geschehen ist. Im Anfange jedoch, als der Ausdruck Romanze bei uns aufkam, geschah dies nicht, vielmehr verstand man unter Romanze ein nach dem modernen Stil umgebildetes Volkslied historischen Charakters, ein „verfeinertes“ Volkslied, unter dieser Verfeinerung aber ein solches (historisches) Volkslied, welches nach dem Stil der mehr in das Breite gehenden erzählenden Lieder der romanischen Völker umgeformt und mit dem Schmucke der modernen Kunstpoesie bekleidet war. Als Grundlage dieser „verfeinerten Volkslieder“ betrachtete man indes nur die letzten zur Plumpheit herabgesunkenen Ausläufer des historischen Volksliedes, welche in Deutschland fast nur Mordthaten, in Frankreich vorzugsweise spukhafte Schauererzählungen, beide meist in greller, ja krasser Weise vorgetragen, zum Gegenstande hatten. Das wirkliche historische Volkslied war vergessen oder, wo ja noch eine Erinnerung

daran vorhanden war, wurde es den ungefügsten Marktsängereien und Bänkelsängerliedern gleichgestellt. „Die Romanze — so äußerte sich einer der stimmführenden Theoretiker des vorigen Jahrhunderts, Vetterlein — ist aus der alten Mordgeschichte als aus ihrem rohen Anfang mit Hilfe des geläuterten Geschmacks und der echten poetischen Kunst entstanden“. Vorzugsweise verlangte man, wenn schon nicht ganz allgemein, für die Romanze solche Erzählungen, deren Gegenstand eine „rührende“ Begebenheit war; es ging diese Forderung zwar zunächst aus der thränenreichen Sentimentalität von 1760 bis 1780 hervor, war jedoch in gewisser Hinsicht nicht ganz unrichtig, da eben unsere älteren Volkslieder vorzugsweise Kampf und Tod, Lieb' und Leid des alten großen Volksepos in kleineren Bildern wiedergeben.

Ballade ist italienisch, wie Romanze zunächst spanisch, und bezeichnet wörtlich ein Tanzlied, wie wir deren auch bei unseren Minnesängern in reichlicher Anzahl unter der Bezeichnung „ein tanzwîse“ antreffen. Der ursprüngliche Inhalt der italienischen Balladen war wie der Inhalt der deutschen tanzwîsen heiter, scherzhaft, vorwiegend erotisch; oft waren es kleine Liebesgeschichten, erotische Anekdoten, welche in den Balladen besungen wurden. Das Element des Volksmäßigen ist also auch hier allerdings vorhanden; an und für sich aber sind Romanze und Ballade von Grund aus verschieden, verschieden wie die Völker, denen sie ursprünglich angehören: Romanze repräsentiert die objektive, Ballade die subjektive Dichtung. Zu uns ist jedoch der Name Ballade nicht unmittelbar wie der Name der Romanze gedrungen. Längst vor uns hatten sich die Engländer des italienischen Namens Ballade fast in dem Sinne bemächtigt, in welchem wir uns der spanischen Romanze bemächtigten, um nämlich mit demselben ihre meist kunstmäßig umgestalteten älteren historischen Volkspoesien zu bezeichnen. Von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Ballade blieb mithin nur das allgemeine Moment des erzählenden Gedichtes übrig. In dieser neuen Bedeutung, welche demnach ganz mit der modern-deutschen Bedeutung der Bezeichnung Romanze zusammentraf, kam das Wort von den Engländern mit ihren Gedichten zu uns herüber, und die ersten Nachahmungen der altenglischen und schottischen erzählenden Gedichte erhielten den Namen Ballade. Da diese englischen Poesien größtenteils einen ernsten, tragischen, zuweilen düsteren und schauerlichen Charakter tragen, so gewöhnte man sich daran, unter Ballade vorzugsweise ein solches erzählendes Gedicht zu verstehen, in welchem das Ernste, ja das Düstere und Schauerliche vorwalte. Es war eine seltsame Laune des poetischen Geschickes, aus einem kleinen heiteren Tanzliede ein Schauerstück zu machen! So weit beide Dichtungen, Romanze und Ballade, nun auch ihrem Ursprunge nach von einander entfernt sind, so sind sie doch in ihrer Anwendung innerhalb der deutschen Poesie nicht, weder im Stoff noch in der Form, von

einander verschieden, und die modernen Bearbeitungen unserer Volksliederstoffe führen beide Namen ohne Unterschied, wie denn z. B. Bürger in seinen Briefen an Boie über die Leonore sagt, „er habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört.“

Ideengehalt des Tauchers von Schiller

von A. W. Grube.

Dieser Romanze liegt eine wirkliche Geschichte, nämlich die des berühmten sicilianischen Tauchers Pesce-Cola, d. h. Nikolaus der Fisch, zu Grunde, der sich unter einem König Friedrich von Sicilien aus dem Hause Aragonien (es ist ungewiß, ob es Friedrich I. † 1336 oder dessen Enkel Friedrich II. † 1377 war) hervorthat. Schiller benützte eine Novelle, die jedenfalls nach Athanasius Kirchers „unterirdischer Welt“ gearbeitet war, wo berichtet wird, daß Pescecola schon als Knabe im Schwimmen sich jedem überlegen zeigte, daß er tagelang im Meere sich herumtrieb, von rohen Fischen sich nährte und mit Aufsuchung von Austern und Korallen seinen Lebensunterhalt gewann. Einigemal fanden ihn die Ruderschiffer mitten in den schäumenden sturmgepeitschten Wellen an der Küste von Kalabrien; sie hielten ihn erst für ein Seeungeheuer, als sie ihn aber erkannten, nahmen sie ihn ins Schiff. Nachdem er sich durch eine gute Mahlzeit gestärkt, sagte er den Schiffern Lebewohl und warf sich wieder ins Meer. Als nun der König von Sicilien nach Messina kam, war er ebenso gespannt auf die Wunder der nahen Charybde, von der er schon so viel gehört hatte, wie auf den merkwürdigen Taucher, von dem man ihm ebensoviel Unerhörtes gesagt. Er beschloß, durch diesen die Charybde erforschen zu lassen, zog mit seinem Gefolge hinaus und gebot dem Taucher, sich in den Strudel hinabzulassen. Da aber diesem die Gefahren eines solchen Unternehmens wohl bekannt waren, weigerte er sich anfangs; der König, um ihn anzufeuern, ließ eine goldne Schale hinunterwerfen mit dem Versprechen, sie solle sein Eigentum sein, wenn er sie wieder heraufbrächte. Nikolaus, durch das Gold gereizt, stürzte sich mitten in den Strudel und blieb fast drei Viertelstunden unsichtbar, während welcher Zeit der König und alle Umstehenden seiner Rückkunft mit großer Sehnsucht harrten. Endlich ward er durch den Strudel wieder emporgetrieben, hielt die goldne Schale triumphierend in die Höhe und ward in den Palast des Königs geführt, wo er von seiner übermäßigen Anstrengung sich erholen und durch Speise und Trank sich erquicken konnte. Darauf mußte er berichten, was er auf dem Grunde des Meeres geschauet. Er hub also an: „Gnädigster König, deinen Befehl habe ich vollführt. Hätte ich

aber früher gewußt, was ich nun erfahren, nimmer, und hättest du mir auch die Hälfte deines Königreichs versprochen, nimmer würde ich dir gehorcht haben. Ich meinte, es sei Verwegenheit, dem Befehle des Königs nicht zu gehorchen, und stürzte mich nur in desto größere.“ Und nun schilderte er erstens die unwiderstehliche Macht des aus den unteren Felsenklüften hervorbrausenden Stromes, dessen Gewalt keiner widerstehen könne; zweitens die Menge der entgegenstehenden Felsenklippen; drittens das erschreckliche Brausen des Wirbels, das einen Menschen völlig betäuben könne; viertens das Gewimmel der ungeheuren Polypen. „Ich habe einen gesehen, dessen Rumpf war größer als ein Mensch, seine Fangarme waren zehn Fuß lang, und hätten sie mich gefaßt, die bloße Umschlingung würde mich getötet haben.“ Von den „Fischhunden“ (er meinte die Haifische) erzählte er, wie sie in den Felsgrotten hausten, Rachen mit dreifacher Zahnreihe besetzt aufsperrten und alles zermalmten. Durch den Drang eines Stromes sei er in eine Felshöhlung geraten, und da habe er auch die goldene Schale gefunden. Das Meer sei aber noch so tief in kimmerischer Finsternis vor ihm gelegen, daß, wäre die Schale auf den Grund gesunken, er keine Hoffnung gehabt hätte, sie wieder zu bekommen. Auf die Frage, ob er Mut genug habe, noch einmal die Tiefe der Charybde zu erforschen, antwortete er: Nein! Doch siegte zuletzt ein hinabgeworfener Beutel voll Gold und eine kostbare Schale, die ihm nachgesendet wurde. Er stürzte sich abermals in den Strudel, kehrte aber nicht mehr zurück.

Aus diesem gemeinen, bloß um Gold und Geld sich abmühenden Taucher hat nun der Dichter einen idealen Taucher geschaffen, einen edeln Jüngling, der würdig ist, den höchsten Preis zu erwerben. Es würde schon eine treffliche Romanze gegeben haben, wenn der Dichter mit der gelungenen Heldenthat geschlossen und seinem Helden bloß den Lohn zuerteilt hätte, daß die liebliche Königstochter ihm den Pokal, den Preis der Ehre, mit Wein gefüllt, darreicht. Aber dem dramatischen Schiller genügte das nicht; er verschmolz mit dem edlen Motiv der Ehre ein noch begeisterungsvolleres, die Liebe, und stellte diesen sittlichen Antrieben wiederum eine höhere Idee, die religiöse Weltanschauung, entgegen, welche Maß zu halten gebietet in allem, welche warnt, die Gottheit nicht zu versuchen und den Schleier nicht hinwegzureißen von dem, was sie dem menschlichen Auge verbergen will. Indem der Jüngling durch die edelste Leidenschaft zwar, aber doch durch Leidenschaft sich zum Ungeheuerlichen fortreißen läßt, kämpft er nicht bloß gegen die Übermacht der Natur, sondern wider Gottes Ordnung, und die sittliche Hoheit muß die Schranken ihrer Endlichkeit und Einseitigkeit erfahren. So gibt uns der Dichter nicht mehr bloß ein Drama im kleinen, sondern eine Tragödie in den engsten Raum gefaßt, und seine Romanze erhält nicht bloß mehr Reichtum,

sondern auch mehr Tiefe. Es klingt die religiöse Stimme bedeutsam schon aus der Betrachtung des Volkes heraus:

„Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele"

und der Jüngling, dessen religiösen Sinn der Dichter so schön hervorgehoben hat — denn er befiehlt sich Gott, bevor er sich in den Strudel stürzt, und hat noch in der Tiefe einen betenden Aufblick gen Himmel gesandt — bricht, nachdem er sich emporgearbeitet und glücklich gerettet hat, vor dem Könige zuerst und vor allem in die Worte aus, deren Wahrheit er nun selber erfahren hat, und welche ganz besonders dem Könige gelten, der in seiner Neu- und Wißbegier keine Grenzen anerkennen will:

„. . . . Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!"

Daß Schiller hier auf einmal von „Göttern" redet, ist gewiß nicht aus Unbedachtsamkeit, sondern des energischeren Ausdrucks willen geschehen, da das Abstraktum „Gottheit", das auch wohl in den Versfuß gepaßt hätte, zu matt gewesen wäre. In dem Schwunge der ganzen Handlung und Rede nehmen wir keinen Anstoß daran; wir fühlen ja, Dank der siegreichen Phantasie des Dichters, ganz mit dem zur sonnigen Oberwelt zurückgekehrten Taucher die Wonne des Lichtes, das dem aus der Finsternis der Tiefe Hervorgekommenen in rosiger Farbe erscheint; wir fühlen in seiner Freude am Oben den ganzen Gegensatz zum Unten, das die göttliche Ordnung (gleichviel, ob sie in der Einheit oder Mehrheit genannt ist) außer dem Bereich menschlichen Wirkens und Lebens gestellt hat.

Der König, der in seiner Laune und Leidenschaft solchem Gedanken und Gefühl ganz verschlossen bleibt, wird für den Jüngling zum verhängnisvollen Dämon; aber daß nun dieser, was er selbst so lebendig empfunden und so entschieden ausgesprochen hat, selber vergißt im Affekt seiner Leidenschaft, das ist die tiefe Tragik des Stückes, dessen Grundgedanke kein anderer ist als dieser: Selbst die aus den edelsten Motiven der Ehre und Liebe hervorgegangene Heldenthat schlägt zum Verderben des Kühnen aus, wenn er von der Leidenschaft hingerissen das Maß überschreitet und die Gottheit versucht.

Der Kampf mit dem Drachen von Schiller

von A. W. Grube.

(Quelle und Grundgedanke.)

Nach Vertots Geschichte des Johanniter-Ordens, aus welcher Schiller den Stoff für seine Romanze entnommen hat, war es unter Helion von Villeneuve, der von 1323—1346 Großmeister des Ordens vom heil. Johannes auf der Insel Rhodus war, daß eine große Schlange oder ein Krokodil (vereinigt gedacht in der Gestalt des „Lindwurms") arge Verwüstungen auf der Insel anrichtete und sogar Menschen verschlang. Sie lag in einer Felsenhöhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, der mit einer Wallfahrtskapelle gekrönt war, zwei Meilen von Rhodus, der Hauptstadt. Der Ritter, dem es gelang, das Ungeheuer zu erlegen, hieß Dieudonné (Deodat) von Gozon nach seinem Familienschloß in der Provence. Der glückliche Sieger, von seinen Freunden und einer großen Volksmenge begleitet, zog triumphierend in den Palast des Großmeisters ein; der aber hatte den Kampf verboten und ließ den Helden auf der Stelle ins Gefängnis abliefern, berief die Ratsversammlung und beantragte den Tod des Ritters. Doch die Versammlung erkannte nur als Strafe, ihm das Ordenskleid zu nehmen. Nun, als dem Gesetze Genüge geschehen war, durfte der Großmeister wieder die Gnade walten lassen. Auf die Fürbitte des ersten Komturs gab er dem Helden das Ordenskreuz zurück, überhäufte ihn mit Wohlthaten und machte ihn zu seinem Statthalter auf der Insel. Das Haupt der Schlange wurde zum Gedächtnis der glorreichen That auf dem Stadtthore befestigt, und als der Großmeister starb, ward Dieudonné von Gozon sein Nachfolger. Er starb im Jahr 1353. Auf das Grabmal setzte man die Worte: Draconis Exstinctor. —

In der ebenso großartig angelegten als gelungen durchgeführten Romanze Schillers wird uns wie im „Taucher" ein hochherziger Jüngling dargestellt, der unverzagt den Kampf mit einer schrecklichen, ungeheuerlichen, den Kräften des Menschen weit überlegenen Naturmacht wagt in der Begeisterung seines Herzens, der mit dem Jugendfeuer auch die kühle Besonnenheit des Mannes verbindet, mit welcher im „Handschuh" der Ritter Delorges den wilden Raubtieren ins Auge blickt, der aber zu diesen Heldentugenden noch zwei andere gesellt, kluge Überlegung und beharrliche Ausdauer im Kampfe. War im „Handschuh" nur die Möglichkeit eines Kampfes mit gewaltigen Bestien gegeben, so kommt es hier wirklich zu einem solchen und zwar mit einem Tiere, das nicht bloß die höchste Kraft, sondern auch die höchste List und Gewandtheit des Helden herausfordert, mit einem „Lindwurm", halb Schlange halb Krokodil, dem noch schwerer beizukommen ist als

dem Löwen oder Tiger, und das dennoch vom jungen Ritter bezwungen wird. Treten uns im „Taucher" und „Handschuh" nur einzelne Züge ritterlicher Gesinnung und Thatkraft entgegen, so haben wir hier ein ganzes volles Bild ritterlichen Heldentums, dessen ideale Höhe noch wächst, wenn wir den Zweck ins Auge fassen, für welchen der junge Ordensritter kämpft. In den ersten beiden Balladen, so edel auch die Motive sind, welche zur Heldenthat treiben, sind es doch persönliche Interessen, welche den Ausschlag geben: der Taucher wird von der Liebe zur Königstochter hingerissen, Ritter Delorges will auch den leisesten Zweifel an seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit beseitigen. Der junge Ordensritter kämpft nicht um einen Liebespreis, auch nicht, um seine Ehre sicher zu stellen, sondern die unmöglich scheinende That als solche ist es, die ihn reizt, all sein Sinnen und Streben in Anspruch nimmt, eine That, die zugleich als würdiges Ziel, ja als Pflicht erscheint für die Ordensgemeinschaft, der er angehört, und die zu wagen die Not des Landes immer dringender und rührender fordert. Es ist derselbe ritterlich fromme Heldengeist seines Ordens, der schon „fünf Zierden der Religion" in den schrecklichen Kampf getrieben, der auch ihn beseelt und begeistert, nicht ruhen noch rasten läßt, bis er alle seine Kräfte an die That gewagt. Zwar ist sie vom Ordensmeister untersagt worden, aber dies Verbot wurde ja nur erlassen in der Voraussetzung, es sei fortan, nachdem die tüchtigsten Ritter verunglückt waren, unmöglich, den Lindwurm zu töten, und in der wohlmeinenden Absicht, das Leben der übrigen Ritter zu schonen. Wie aber, wenn zum todesverachtenden Mute, zur höchsten ritterlichen Tapferkeit und Gewandtheit die kluge Vorsicht, die ihres Erfolges sichere List hinzuträte, wenn das Untier wirklich im Vertrauen auf Gottes Beistand erlegt, wenn das von seinem blutgierigen Feinde erlöste Volk mit frohlockendem Dank seinen Erretter preisen und mit diesem zum Großmeister hinziehen würde: müßte nicht dieser selbst den jungen Helden, diese Zierde des Ordens, dessen That den Ruhm der ganzen Gemeinschaft weithin verbreitete, die Liebe und Verehrung des Volkes ihr sicherte, gerührt und dankesvoll umarmen, müßte er nicht selber, von der That erhoben und erschüttert, sich freuen, daß sein Verbot für einen seiner Tapfern keine Schranke gebildet habe?

Und der Held hat das Unmöglichscheinende wirklich vollbracht, er hat den Lindwurm bezwungen; triumphierend reitet er heim, hinter ihm her wird das erlegte Ungeheuer geschleppt, frohlockend umringt und begleitet ihn das Volk, das nun wieder frei aufatmet, ins Kloster, wo der Ordensmeister schnell alle Ritter zu einer Versammlung entboten hat. Der Jüngling, auch im höchsten Glücke, umstrahlt von der Glorie des Heldentums, keineswegs stolz und übermütig geworden, tritt „mit bescheidenem Schritt" vor seinen hochwürdigen Ordensfürsten hin, um Bericht zu erstatten von dem, was er für das Land,

für den Orden, für die Religion gewagt und vollbracht — aber siehe, der Meister empfängt ihn mit ernstem, strengem, vorwurfsvollem Blick, aus welchem die ganze Strenge und Hoheit der verletzten Ordensregel spricht; vor diesem gestrengen Blick sinkt plötzlich das Heldentum, das vor unseren Augen sich schon so hoch und herrlich erhoben hatte, und das mit den ersten Worten des jungen Helden noch höher gestiegen war, zusammen, es wird zu einem bloßen Fußgestelle, auf welchem die Pyramide eines ganz anderen, noch höheren und erhabeneren Heldentums sich erst erheben soll. Und der Jüngling führt vor unseren Augen diese zum Himmel emporragende Spitzsäule wirklich auf, indem er ein Werk vollbringt, unendlich schwerer als die Überwindung des Ungetüms, indem er, der ruhmgekrönte, triumphierende Held, der, von der Liebe und Dankbarkeit des Volkes getragen, jeder Züchtigung von Seiten des Ordensfürsten hätte Trotz bieten können, sich geduldig und demütig wie einen Verbrecher verhören und bestrafen läßt, gehorsam sein Ordensgewand ablegt und damit alles, was noch von Stolz und bewußter Spiegelung der eigenen Kraft in ihm vorhanden war, mit der Wurzel aus seinem Herzen reißt. Wer so sich selber zu überwinden, auf alle eigene Größe und Herrlichkeit Verzicht zu leisten, im Bewußtsein, das Schwierigste und Ruhmvollste aus den edelsten Absichten vollbracht zu haben, doch das Bewußtsein, einer christlichen Gemeinschaft anzugehören und der Ordensregel in allen Punkten genügen zu müssen, noch höher stellt und das Bibelwort: Wenn ihr alles gethan habt, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte gewesen! zu bewähren vermag, wer so den ritterlichen Heldengeist mit Christi Sinn und Geist zu durchdringen weiß, — der erst ist der wahre Held und hat die höchste Stufe des Rittertums erstiegen.

So stellt uns der Dichter in diesem Johanniterritter mit leuchtenden Zügen und in vollster Realität die erhabene Würde des christlichen Rittermönchs dar, welcher die Kraft des antiken Heroentums mit dem christlichen Geiste demutsvoller Selbstentäußerung vereinigt und damit erst seiner ruhmwürdigen Heldenthat die rechte Weihe gibt.

Dieser Grundgedanke ist die belebende Seele des ganzen Gedichts, gibt ihm die Gliederung, den Rhythmus und Ton. Der Kampf menschlicher Willens- und Thatkraft, Klugheit und Beharrlichkeit mit einer furchtbaren Naturkraft ist erhaben, spannt, erregt und erhebt unser Gemüt aufs höchste, und so ist die an das Pathos im Taucher erinnernde Pracht und Macht der Darstellung ganz an ihrem Ort; aber sie wallt zugleich in ruhiger Majestät wie ein voller, breiter Strom dahin, sie hat nicht das Stürmische, Hinreißende des tragisch endenden „Tauchers“, der ebendeshalb musikalischer gehalten ist und mehr der Ballade sich nähert; sowohl die größere Besonnenheit und

Würde des Helden wie der größere Reichtum zu erzählender Thatsachen und darzustellender Scenen erforderte die größere epische Ruhe, und doch mußte wieder, um die eintönige poetisch schwache Form der Erzählung zu überwinden und den Charakter der idealistischen Romanze zu wahren, alles dramatisch belebt und selbst das in Zeit und Art weit auseinander Liegende in eine Spanne zusammengedrängt sein, damit die Einheit des leicht überschaubaren Bildes auch den vollen Eindruck der unser Gefühl ergreifenden Idee sicherte.

Uhlands Bertran de Born

von R. H. Hiecke.

So gewaltiger Zauber liegt in dem Göttergeschenk der Poesie, daß, selbst wo der damit Begnadigte sich noch nicht zu einem lauteren Organe derselben gereinigt hat, wo sie noch im Dienste selbstisch kühner und trotzig stolzer Kraft auftritt, sie dennoch mit dämonischer Macht das Gemüt der Hörer zu bestricken vermag. Das ist die Wahrheit, die uns zunächst aus dem genannten Gedicht entgegenleuchtet.

Der schlachtenlustige, in stolzem Selbstgefühl gegen jedes Abhängigkeitsverhältnis sich auflehnende Troubadour Bertran de Born hat mit einem Liede ganze Landschaften gegen ihren Gebieter aufgewiegelt, ja die eigenen Kinder des Königs hat er gegen diesen auf seine Seite herübergezogen und so selbst deren Sinn sich unterworfen, über welche dem König als Vater die Macht am gewissesten und zweifellosesten verbürgt erscheinen mochte. Denn der Tochter des Königs, als sie, eines Herzogs Braut, weit über den Sänger, ihren früheren Geliebten, in eine seinem Liede unerreichbare Stellung hinausgerückt scheinen mußte, — dieser hat er durch sein Lied den tiefsten Schmerz über das verlorene Liebesglück in der Brust aufgeregt und das Herz, das gehorsam dem väterlichen Willen einem Fürsten sich zugeneigt, wenn auch ohne äußeren Erfolg, doch im stillen wieder zu sich umgewendet; und wenn beim weiblichen Gemüte diese Auflehnung der innerlichen Gesinnung schon für einen Abfall vom Vater gelten muß, so hat derselbe mit dämonischer Gewalt ausgerüstete Mann den besten Sohn des Königs nicht nur in seiner Gesinnung dem Vater abwendig gemacht, sondern — wie denn beim Manne die verwerfliche Gesinnung auch eher in der frevelhaften That sich ihren Ausdruck geben wird — durch zornige Schlachtgesänge hat er diesen Sohn sogar nach geschlossenem Frieden zum offenen Aufruhr gegen den Vater entflammt und so einen Krieg entzündet, von welchem der Unbändige sich zugleich die Befriedigung seiner Thatenlust und seines Unabhängigkeitssinnes verspricht.

Aber in diesem dämonischen Zauber des Gesanges, durch welchen er, der länderarme Burgherr und zum Dienst bestimmte Vasall, sich mächtiger als sein Lehnsherr erwiesen, — in ihm tritt doch nicht die reine und nicht die volle Macht der Poesie hervor. Die Kinder des Königs vermochte Bertran zu bethören; den König selbst, der mit gleicher Charakterkraft und mit dem Bewußtsein seines Rechtes ihm gegenübersteht, — den konnte er auf diese Weise nicht bezwingen, vielmehr nur zu erbitterterem Hasse, zu entschlossener Gegenwehr entflammen. Und bittere Frucht hat dem Sänger die Verführung des Königssohnes getragen; denn nicht genug, daß dieser sein Freund gleich im Beginn des Streites einen frühen Tod gefunden, auch Bertran selbst ist im Kampfe unterlegen: sein festes, auf schroffem Felsen trotzendes Schloß ist erobert, gebrochen und von rächerischen Flammen verzehrt, und er, der Burgherr selbst, steht gefesselt vor des Königs Zelte, preisgegeben der Gewalt des erzürnten Gebieters und Vaters, der nun am Genusse seiner Macht sich weidet gegenüber dem Vermessenen, der sich gerühmt, daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes (Kriegsmut oder Dichterkraft) gegen den König nötig sei. Aber dem Hohne beugt sich am wenigsten der starre Mann: wehrlos fordert er doch noch den Zorn des Mächtigen heraus, indem er stolz sich zu dem bekennt, was ihm jener vorgeworfen, ja in breiterer Aufzählung die Macht noch feiert, welche er gegen ihn besessen und geübt. Weiß er doch, daß nicht die Waffengewalt des Königs, sondern das Bewußtsein des gestifteten Unheils seine Kraft gebrochen und ihn wehrlos den Händen seines Feindes überantwortet hat! Seine Schuld ist es, daß der Sohn des Königs, sein Freund, im Kampfe gegen den Vater und gequält von dessen Fluche gestorben; die Hand, welche reuevoll der Sohn in dem Momente des Todes dem Vater Verzeihung flehend hätte reichen mögen, hat er, da dies versagt war, ihm, dem Freunde, gedrückt und dieser bedeutungsschwere Händedruck des unter dem Vaterfluche sterbenden Freundes hat den selbstsüchtig Unbändigen zur Besinnung gebracht und seine ganze Kraft — mit der Heldenkraft auch die Dichterkraft, welche ihm wohl noch neue Verbündete hätte schaffen können, — untergraben und gebrochen. Zwar den Kampf sogleich aufgegeben hat selbst der Schwergetroffene nicht: von der Gewohnheit trotzigen Widerstrebens abzulassen hat er nicht vermocht, — wäre ihm doch Unterwerfung wohl gar als Feigheit gemißdeutet worden! — aber ebenso wenig zum wahren Gegenkampfe mehr den Mut und die Entschlossenheit in sich gefühlt. So ist er unterlegen, — nicht der physischen Macht des Königs, sondern der durch die Liebe zum unversöhnt hingestorbenen Freunde vermittelten inneren, sittlichen Macht des Gefühls seiner Schuld.

Dieses Gefühl ist es, welches ihm nur noch zu einem Trauerliede

sich aufzuraffen gestattet hat, und dieses Gefühl ist es auch, welches, mit der ganzen Stärke männlich an sich haltender und doch zugleich frei strömender Beredsamkeit sich aussprechend, unerwartet und unbeabsichtigt dem Geschicke des Sängers eine neue Wendung gibt. Verzeihung und Straflosigkeit, die er ja von dem Schwerbeleidigten gar nicht hätte erwarten dürfen, ist er so wenig bedacht gewesen sich zu erbitten, daß noch der Schluß seiner Rede, in welchem er dem König alles Verdienst des Sieges abspricht, jeden Verdacht niedrigen Erbangens vor den äußeren Folgen seiner Vergehung unmöglich macht. Aber durch all diesen Stolz, den er der äußeren Gewalt gegenüber behauptet, ist doch der tiefste Seelenschmerz um den Freund hindurch erklungen um den Freund, der wortlos seine Schuld gestraft, der mit einer und derselben bedeutsamen Handlung seinem Verführer verziehen und ihm die heilige, aber scheinbar nicht zu erfüllende Verpflichtung, selbst dem Toten noch die Verzeihung des Vaters zu gewinnen, als ein letztes Vermächtnis auferlegt. Und dieser Seelenschmerz, in ergreifender Schlichtheit sich darlegend, erficht dem Sänger einen neuen Sieg, — den schwersten von allen: absichtslos erreicht er, was keine Absicht und Berechnung erreicht hätte, die Verzeihung des Königs nicht bloß für sich (so hätte sie ihm ja auch nicht genügen können), sondern — damit nichts Unausgeglichenes zurückbleibe — noch über das Grab hinaus auch für den Toten.

So entläßt uns das Gedicht mit einem tief tragischen Eindruck, mit dem demütigenden und zugleich erhebenden Gedanken an die göttliche Ordnung der Dinge, wonach selbst schwere Verschuldung und tiefes Leiden noch gesühnt und aufgehoben werden kann (in dem höheren Sinne der Verklärung) selbst da, wo eine äußere Wiederherstellung nicht mehr möglich ist, wo eine offen bleibende Wunde mit ernster Mahnung fort und fort an die Schwäche menschlicher Stärke und an die Endlichkeit aller menschlichen Größe und Hoheit erinnert.

Zwei Gedichte Platens ästhetisch erläutert

von R. H. Hiecke.

1. Der Tod des Carus.

Noch einmal nach wiederholter schmählicher Demütigung leuchtet der Stern der weltbeherrschenden Roma glänzend auf. Siege, welche an die alte Heldengröße Roms erinnern, sind von Aurelian und Probus erfochten über Zenobia und über die germanischen andringenden Völkerschaften: ein neuer heldenmütiger Kaiser Carus wird auch die letzte noch ungesühnte Schmach tilgen; die Rache an den Persern gilt jedem im Heere, über welches die alte stolze Siegeszuversicht gekommen, für gewiß und unzweifelhaft. Da auf einmal wird der Kaiser vom

Blitz erschlagen, und mit diesem einen Schlage ist alle jene freudige Hoffnung niedergeschmettert: die Götter haben selbst gerichtet; der Untergang Roms ist unzweifelhaft entschieden.

Also der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolkes sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt, der Untergang des einen Mannes wie der Untergang Roms selbst, das ist das großartige Thema dieses Gedichtes voll großartigen Schwunges. Kräftig ausgeprägt die verschiedenen Situationen und Empfindungen: breit, meisterhaft, stolz, prachtvoll und doch in seinem fallenden Gange von einer Empfindung des Schmerzes und der Klage leise durchzogen; das Metrum, um die weiche, unbetonte Endsilbe des vollständigen trochäischen Achtfüßlers kürzer, wie es der Darstellung des schicksalsschwangern Momentes geziemt: ganz das aus der griechischen Tragödie uns wohlbekannte Metrum mit Recht; denn die Tragödie, deren Held Rom war, ist zu Ende. Seine ganze übrige Geschichte ist nur noch Todeszuckung und Verwesung, denen die Poesie sich fern hält.

2. Das Grab im Busento.

Unter den Völkern, welche der Weltherrscherin den Untergang bereiteten, war das edelste, nicht das glücklichste, das der Gothen. Den einen Hauptzweig derselben, die Westgothen, führt uns das vorliegende Gedicht vor, nicht zwar in einem welthistorisch entscheidenden, wohl aber in einem bedeutenden, für Sinn und Geist des Volkes charakteristischen Momente. — Bis tief in das feindliche Land hinein hat sie ihr kühner jugendlicher König Alarich geführt: da stirbt er, — für seine großen Pläne, so Großes er schon gethan, allzufrüh, und noch seinem Grabe droht im fremden Lande, wenn sein wanderndes Volk es wird verlassen haben, durch die Habsucht der entarteten Römer, die den Mut, der ihnen gegen den Lebenden gefehlt, gegen den Toten haben würden, Plünderung, und in dieser dem Toten selbst Schmach und Entehrung. Davor ihn zu sichern, bereiten ihm die Seinen ein unzugängliches Grab in dem zu diesem Ende erst abzuleitenden, dann wieder in sein altes Bett zurückzuleitenden Flusse Busento. So höhnen die Sieger noch beim Weggange die Ohnmacht der Besiegten und befriedigen ihre Liebe zu ihres Volkes bestem Toten, indem sie zugleich dem heroischen Schwunge ihrer Seele eine unvergängliche Erinnerung stiften.

Das Andenken an diese merkwürdige Kraftäußerung der Liebe eines großgesinnten Volkes zu seinem abgeschiedenen Führer hat ohne Zweifel, nachdem der Dichter an der Stätte selbst gestanden, in ihm dies Gedicht geschaffen, gewiß eines der schönsten des hochgesinnten Sängers. Wie voll, ganz und wahr ist die Empfindung, und doch wie wenig ist dadurch die Anschaulichkeit, wie nur zu oft bei ungeübteren Dichtern der Fall ist, beeinträchtigt! Und wie entspricht

das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende elegische Maß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, daß der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist, wie im vorigen Gedichte: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männlicher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Charakter des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachteile, ändern würde: jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade — von ergreifender Wehmut durchhaucht.

Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht; „der Tod des Carus“ (noch einmal so lang) forderte ein mächtiger sich entfaltendes Pathos. — Zu gedenken ist noch der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt (und daher, nicht vom toten Pergament, hat der Dichter die Kunde; denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht heller, sein Ohr hört leiser, als das der anderen mühseligen Sterblichen), noch jetzt tönen im schwächeren Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: die Wirbel und die hohen Stromgewächse deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf und ab ziehen in nächtlicher Stille die Scharen der klagenden Tapferen. Aber nicht an diese Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist wert, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meere trage zum unvergänglichen Zeugnis der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem toten Heldenkönig.

Über die kulturhistorischen Dichtungen Schillers

von H. Kurz.

Wie seine philosophischen Anschauungen, so suchte Schiller die aus dem Studium der Geschichte gewonnenen Resultate in poetischer Form darzustellen, und so entstand jene Reihe von Gedichten, die sein Biograph mit dem Namen kulturhistorisch bezeichnet. Das erste und zugleich eines der trefflichsten ist „der Spaziergang“, in welchem es dem Dichter auf das glücklichste gelungen ist, die ihn beseelende Idee zur klaren objektiven Anschauung zu bringen, und er weiß es kunstvoll zu verbergen, daß er, von der Idee ausgehend, in der Natur die Bilder zu seinen Gedanken gesucht hat; vielmehr erscheinen uns die mannigfaltigen Landschaftsgemälde, die er uns allmählich in der glücklichsten Schilderung vorführt, als die Quelle, aus der jene Gedanken in notwendigster Entfaltung hervorgingen. Die Beschreibung der verschiedensten Naturscenen ist nicht nur vortrefflich, sie werden auch durch

die fortwährende Beziehung zum wandelnden Dichter zur erfreulichsten Einheit gehoben und durch die wechselnden Betrachtungen des Dichters belebt, welche von diesen Scenen hervorgerufen werden. So schreitet die Schilderung der Landschaften mit der Darstellung der Menschheit in ihrer Entwickelung gleichmäßig vorwärts, und wir haben, beim Schlusse des Gedichtes angelangt, einerseits eine Reihe von trefflichen Landschaftsgemälden und andererseits den anschaulichsten Überblick von dem Gange, den die Menschheit in ihrer fortschreitenden Entwickelung von den leisesten Anfängen des gesellschaftlichen Lebens bis zur höchsten Kultur und zur Ausartung derselben gemacht hat, infolge deren die verkannte Natur sich durch gewaltsame Revolutionen wieder in ihre Rechte setzte. —

An den „Spaziergang" reihen sich zunächst „Die vier Weltalter", in denen er die Hauptepochen im Entwickelungsgang der europäischen Menschheit, das goldene und das heroische Zeitalter, das Altertum in seiner hohen Kunstentwickelung und das Mittelalter mit dem Christentum und dessen weltveränderndem Einfluß vor uns als dem „fünften Menschenalter" in ihrer charakteristischen Erscheinung mit treffenden Zügen vorüberführt. Wie die Darstellung des dritten Zeitalters, das in dem kunstgebildeten Hellas zur höchsten Erscheinung gelangte, den Gegenstand der „Götter Griechenlands" bildet, so hat Schiller das erste Zeitalter, die früheste Entwickelung der Kultur, in dem „Eleusischen Fest" in der Form einer zum Preise der Ceres gesungenen Hymne dargestellt und in den „Johannitern" hat er in einer zwischen der Elegie und dem Epigramm eigentümlich schwebenden Form die historische Bedeutung der Ritter des Spitals zu Jerusalem mit tiefer Erfassung ihres Wesens entwickelt. In dem „Lied von der Glocke" endlich führt er uns in ebenso anschaulicher als ergreifender Weise das Leben der einzelnen Menschen in den Familien und bürgerlichen Verhältnissen vor. Es würde die Grenzen unserer Darstellung weit übersteigen, wollten wir auf die Vortrefflichkeit dieses Gedichtes als Ganzes und in seinen einzelnen Teilen aufmerksam machen; das aber können wir zu bemerken nicht unterlassen, daß die Komposition des Ganzen sowie die Ausführung der zur kunstvollen Einheit vereinigten Teile das Gedicht zum vollendeten Kunstwerk bildet, und daß endlich in der Darstellung des Einzelnen, in der Sprache, im Versbau und in der rhythmischen Bewegung die Meisterschaft Schillers auf ihrer höchsten Stufe erscheint. Und so wie er endlich einzelne Momente im Leben der Menschheit, die er in ihrer Gesamtheit im „Spaziergang" vorüberführt, in besonderen Dichtungen reicher entfaltet hat, so hat er auch einzelne Verhältnisse im Leben des einzelnen Menschen zu eigenen Gebilden verarbeitet; wir erinnern nur an „Die Geschlechter", „Die Würde der Frauen", „Die Ideale" u. a. m.; ja er hat selbst die Idee von der hohen Ordnung, welche das Weltall leitet und die auch das belebende Prinzip des bürgerlichen

Lebens ist, wie er in der „Glocke" so trefflich ausführt, in einem eigenen Gedichte, dem „Tanz", poetisch dargestellt.

Für diese kulturhistorischen Dichtungen hat Schiller eine eigentümliche poetische Gattung geschaffen, die, auf epischer Grundlage beruhend (denn auch die Schilderung, wie im „Spaziergang", in der „Glocke" u. s. w., ist epischer Natur), den höchsten lyrischen Schwung entfaltet und zugleich die reichsten und tiefsten sittlichen Ideen über Welt und Leben entfaltet; er hat gerade in diesen die Verschmelzung des Philosophen und des Dichters zur höchsten Vollendung gebracht. Aber so sehr wir auch in denselben die gestaltende Phantasie des Dichters, die reichen poetischen Mittel bewundern müssen, die ihm zu Gebote stehen, und die er mit vollendeter Meisterschaft beherrscht; so sehr uns der tiefsinnige Gehalt in Anspruch nimmt, und so sehr die großartige, edle Gesinnung, die sittliche Hoheit, der würdevolle Ernst unsere vollste Liebe und Ehrfurcht gewinnt, weil wir durch den Dichter zu höheren Anschauungen geleitet werden und uns über die gemeine Wirklichkeit erhoben, uns veredelt fühlen: so müssen wir doch gestehen, daß diese herrlichen Gebilde keine reinen Kunstwerke sind, wie sie uns Goethe darbietet, daß uns nicht sowohl das Leben als die Ideen des Dichters über das Leben dargestellt werden, daß in der That eine vorwiegend subjektive, keine in naiver und reiner Anschauung sich bewegende objektive Dichtung vorliegt.

Über Schillers „Spaziergang".

Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt.

Humboldt an Schiller.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studieren und mich mit jedem einzelnen Teil genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisierte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten ohne Ausnahme dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff und überdies gerade den, der mir meiner Ansicht der Dinge nach immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge,

seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamiert, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüt wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Kultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterem Wiederholen dies Urteil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammen zu stellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urteil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjektiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem anderen her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst; ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. Da, wo sich die Kultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Übergang: „Aber wer raubt mir auf einmal" u. s. f. allerdings abgebrochen, aber dies vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich ist äußerst charakteristisch. Nur einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der

schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Straße" gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen angereiht. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläufig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dies Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht „Flöße" statt „Schiffe" gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seekommunikation der Landkommunikation voraus.

Die Schönheiten der Diktion im einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Schönheit und Neuheit auszeichnet, das „energische Licht", des Schmetterlings „zweifelndem Flügel", die Vergleichung der begrenzten Äcker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinns und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich paßt, aus. So „Enger wird um ihn u. s. w. die Welt," „Sucht das vertraute Gesetz in der Erscheinungen Flucht," „Es irrt selbst in dem Busen der Gott," „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch," dann die Kühnheit des Verses: „Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt" und die unnachahmliche Kürze dieses: „Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur."

Schiller an Humboldt.

Ich habe noch allerlei Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dies mit Gelegenheit nachholen. Heute z. B. einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht leugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gute thue und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir deucht das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemütslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen; denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute

Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüter ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Übung hat, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus. Ich glaube deswegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüt so sehr als eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch auf Veranlassung derselben eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sei denn, daß einige Teile faßlicher verbunden, einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rate zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Korruption angehen, beinahe immer von einem äußeren Objekt ausgehe. Bei der Korruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüt in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vorteil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildnis dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, indem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Goethe als lyrischer Dichter

von H. Kurz.

So groß und bedeutend Goethe auch in allen übrigen poetischen Gattungen ist, so tragen wir dennoch kein Bedenken auszusprechen, daß er als Lyriker am höchsten steht, und daß sich in seinen lyrischen

Poesien sein Talent in seiner herrlichsten Fülle wie in seiner vollsten Kraft entfaltet; es kann sich im Lyrischen kein anderer Dichter mit ihm messen weder an Reichtum des Stoffs noch an Mannigfaltigkeit der Gattungen und Formen. Namentlich bieten seine kleineren Gedichte eine Mannigfaltigkeit der Formen und der Töne dar, die an das Unendliche grenzt. Viele selbst sehr bedeutende Dichter haben den einmal angeschlagenen Ton, wenn er Beifall fand, bis zum Überfluß wiederholt und sich eine bestimmte Manier angeeignet; bei Goethe ist jedes Gedicht ein Wesen eigener Art, jedes ist ganz eigentümlich. Jedes ist ganz aus seinem innersten Wesen hervorgegangen, und doch trägt es wiederum ein so ganz selbständiges Leben in sich, daß der Dichter für den Leser vollständig zurücktritt. Alle tragen den Stempel der höchsten Vollendung und zugleich auch der vollsten Natürlichkeit; denn nirgends findet sich eine Spur von angefügtem Putz weder in Gedanken noch im Ausdruck, Sprache oder Versbau. Gerade in seinen lyrischen Gedichten hat Goethe die vollendetste Meisterschaft der Darstellung entfaltet, durch welche er unwiderstehlich wirkt. Obgleich er eine außerordentlich reiche Mannigfaltigkeit von Formen erscheinen läßt, so sind dieselben doch vorzugsweise volkstümlicher Natur; er hat überhaupt nur einen einzigen Versuch in antiken Strophenformen gemacht („Mahomets Hymne" im Göttinger Musenalmanach von 1774) und außerdem nur den Hexameter und das elegische Versmaß öfters gebraucht.

Was wir von dem Charakter der Goetheschen Lyrik im allgemeinen gesagt haben, gilt ganz vorzüglich von seinen Liedern, und es lassen sich dieselben sogleich beim ersten Anblick dadurch von denen aller übrigen Dichter unterscheiden, daß sie das Gefühl, welcher Art es auch sei, mit einer solchen Sicherheit und Wahrheit darstellen, als ob es sich unmittelbar in Worte gekleidet hätte. Außerdem entfaltet er einen solchen Reichtum und eine solche Meisterschaft im Gebrauche des Reims, daß seine Lieder schon dadurch einen unvergänglichen Reiz haben.

Wie auf seine ganze dichterische Thätigkeit und Richtung, so hatte auch der Aufenthalt in Straßburg und der Einfluß Herders die bedeutendste Wirkung auf sein lyrisches Talent. Von nun an befreite er sich entschieden von jedem fremden Einfluß, und er betrat die Bahn, auf welcher die deutsche Lyrik vornehmlich durch ihn und seinen Vorgang eine so hohe Blüte erreichte. Er nahm den Ton sowie die Form des bei den Gebildeten seit langer Zeit in Vergessenheit oder Verachtung geratenen Volksliedes wieder auf, und, wie dieses, so sprechen auch seine Lieder Empfindungen und Gefühle aus, die sein Innerstes berührten, wodurch sie eine bis dahin ganz unbekannte Frische und Naturwahrheit erhielten, wie in „Jägers Abendlied" und „Rettung", und wie er schon damals von dem tiefsten Drang erfüllt war, die Natur in seinen Dichtungen gleichsam nachzuschaffen, spricht er in dem schönen Gedicht „Künstlers Abendlied" aus. Zwar trat später das volkstüm-

liche Element in der Form immer mehr zurück, doch finden wir selbst in den späteren Liedern gar manche, welche unmittelbare Volkslieder zu sein scheinen und uns als die reinsten Naturlaute entgegentönen, so des „Schäfers Klagelied" und „Trost in Thränen."

Goethe hat es selbst zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß alle seine Gedichte unmittelbar aus den ihn bewegenden Verhältnissen und Zuständen hervorgegangen seien; wir würden dies, auch wenn er es nicht ausdrücklich gesagt hätte, als einen wesentlichen Charakterzug seiner Lieder bezeichnen müssen; denn nur daraus läßt sich die objektive Wahrheit, ihre das Gemüt ergreifende Unmittelbarkeit erklären. Freilich hat er aber als schaffender Dichter die einzelne Gelegenheit, welche den Stoff gab, stets überwunden und in dem Besonderen stets das Allgemeine angeschaut. Daher erhalten selbst diejenigen Gedichte, bei denen er das besondere Verhältnis festhält, dadurch ein so allgemein menschliches Gepräge, daß wir uns der Betrachtung der Zustände hingeben, die er uns vorführt.

Uhland als lyrischer Dichter

von H. v. Treitschke.

Als Chamisso in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennen lernte, schrieb er mit seiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „Es gibt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt, und keiner liest; doch hier ist einer, der macht Gedichte, die keiner schreibt, und jeder liest." Und langsam, aber einmütiger von Jahr zu Jahr begann die Nation in das Lob einzustimmen, als fünf Jahre später die „Gedichte" erschienen waren. Den Weg zum Herzen seines Volkes hat der Dichter zuerst gefunden durch jene Lieder, welche der Weise des alten Volksliedes so treu, so naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verstanden. Er hat zuerst in weiteren Kreisen das Verständnis wieder erweckt für diese volkstümlichen Klänge, und wenn Eichendorff und Wilhelm Müller selbständig, unabhängig von Uhland ihr lyrisches Talent bildeten, so danken sie doch ihm, daß das Volk ihren Liedern froh bewegt lauschte. Schien es doch, als wäre die unselige Kluft wieder überbrückt, die heute die Gebildeten und die Ungebildeten unseres Volkes scheidet, als tönte der Gesang, von namenlosen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volkes heraus. Unwillkürlich fragt der Hörer, ob nicht am Schlusse des Sanges ein Vers hinweggefallen sei, das alte treuherzige:

„Der uns dies neue Liedlein sang,
Gar schön hat er gesungen;
Er trinkt viel lieber den kühlen Wein
Als Wasser aus dem Brunnen."

Der Gesang ist heute, wie zur Zeit der italienischen Renaissance die Redekunst, die geselligste der Künste. Das arme Volk liest wenig, am wenigsten Gedichte; fast allein durch den Gesang wird ihm das Thor geöffnet zu der Schatzkammer deutscher Poesie. An Kunstwert stehen Uhlands erzählende Gedichte seinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Gesittung unseres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten sangbaren Form im Munde von Tausenden, die seinen Namen nie gehört, sie klingen wieder, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich scharen. Es war eine Stunde seliger Genugthuung, als er einmal auf der Wanderung in der Haardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete, und seine eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volkstümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Teil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast deucht uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „Ich hatt' einen Kameraden," daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen".

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in den einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug, eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß, der das Gedicht bald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemütlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmut zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebes Lust und Leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sein Gesichtskreis umfaßte das gesamte Altertum der christlich germanischen Völker; nur sehr selten hat ihn ein Bild der antiken Gesittung zum Liede begeistert, und gänzlich fern lag seinem deutschen Gemüte die Sagen-

welt des Orients, wie sehr sie auch den Meister der Form verlocken mochte. Sehr tief hatte er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch das liebliche Gedicht „Ritter Paris“ weht ein Hauch schalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Fast scheint es, wenn Uhland die Mären der liederfreudigen Provence nachdichtet, als sänge hier wirklich ein alter Südfranzose. Und doch ist dies nur ein Schein: aus Uhlands südländischen Gedichten so gut wie aus seinen angelsächsischen und französischen Balladen weht uns heimatliche Luft entgegen; er behandelt diese fremden Stoffe mit der gemütlichen Innigkeit und in der tief bewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südlicher Romanzen.

Die patriotische Lyrik

von W. Scherer.

„Wir bedürfen einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie“. So schrieb Wilhelm Schlegel im März 1806, indem er auf die Erzeugnisse einer bloß spielenden, müßigen Phantasie hindeutet, wie sie aus seinem eigenen Kreise hervorgegangen waren. „Vielleicht sollte,“ fährt er fort, „so lange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen.“ Die Worte lesen sich wie eine Weissagung auf Ernst Moritz Arndt. — Schlimmere Tage, als sie einst der preußische Grenadier erlebt, zogen über Deutschland herauf; und gewaltigere Lieder wurden gesungen, als er sie anzustimmen vermochte. Alle Bedingungen für eine große patriotische Poesie waren gegeben: eine auf die höchste Stufe gehobene und für jeden Dienst geschulte poetische Sprache; die Frische des dichterischen Impulses, die von den Klassikern auf ihre Lehrlinge überging; ein tiefer nationaler Schmerz; Scham der Besiegten, Haß gegen den Sieger; furchtbarer Druck, drängende Sorgen; Hoffnung und Rüstung; endlich die Rettung, glänzende Rache, herrlicher Sieg, unsterbliche Helden. Schön und tröstlich, wenn ein Gott dem Dichter gab zu sagen, wie er leidet! Aber ist die Gabe nicht noch göttlicher, einem verzweifelnden Volke, das in seiner Qual verstummt, Lieder in den Mund zu legen, die sein Herz erheben und es zu neuen Thaten befeuern? — Goethe besaß sie nicht, diese Gabe. Der Dichter von „Hermann und Dorothea“ war sogar jetzt einer von den Kleingläubigen, welche das Genie des Eroberers für unüberwindlich hielten. Jüngere Poeten versuchten, was er unterließ. Von 1806 bis 1815 brach die patriotische Dichtung nicht ab und erstieg 1813 und 1814 ihren Gipfel. Achim von Arnim be-

sang trauernd und zürnend die preußischen Niederlagen. Heinrich Joseph von Collin gab 1809 österreichische „Wehrmannslieder“ heraus. Friedrich Schlegel gelobte: „Es sei mein Herz und Blut geweiht, dich, Vaterland, zu retten.“ Heinrich von Kleist faßte einen maßlosen Haß in furchtbare, stürmische Worte. Friedrich Baron de la Motte Fouqué schrieb 1813 ein Kriegslied für die freiwilligen Jäger: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ Max von Schenkendorf, ein reicher Lyriker voll Wärme und Wohllaut der Sprache, an Goethe, dem Volkslied und den Minnesängern gebildet, für Kaiser und Reich, für Rittertum und Mittelalter, für den Rhein und seine Burgen begeistert, verfolgte die Ereignisse in schwärmerischen, nur zuweilen etwas leeren Versen. Friedrich August von Stägemann, ein Preuße wie Arnim, Kleist, Fouqué und Schenkendorf, aber kräftiger als Schenkendorf und maßvoller als Kleist, erinnerte bald an Ramler, bald an Schiller, verzichtete aber mit seinem feierlichen Odenstile von vorneherein auf Popularität. Friedrich Rückerts „geharnischte Sonette“ überwanden nicht einmal die Schwierigkeiten des Reimes; seine Kriegslieder und kriegerischen Spott- und Ehrenlieder lehnten sich vergeblich an das Volkslied an: das Sinnreiche drang ein, wo Kraft und Leidenschaft von nöten; und neben herrlichen dichterischen Zügen störten Unvollkommenheiten des Gedankens oder der Form. Aber Theodor Körner! Ein Sänger und ein Held, wie Uhland sagte. Ihm gewährte das Schicksal, die Gesinnungen, die er in Liedern aussprach, mit dem Tode zu besiegeln. Und diese Lieder zündeten! Glückliche Anfänge, schöne Melodien, ein halb lyrischer, halb rhetorischer Ton, kein Rückblick auf vergangene Zeiten, keine Weichheit, keine Träumerei, die volle Frische des Jünglings, die in der Gegenwart lebt, der reinste Enthusiasmus, dem die große Zeit einen großen Inhalt gibt. Körner stammte aus Dresden aber focht und starb im Lützowschen Freikorps. Sein Vater war Schillers Freund und in der Verehrung Schillers wuchs Theodor auf. Er ward ein Idealist wie Max Piccolomini. Er lebte in den Gesinnungen der Jungfrau von Orleans: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“ Ein Strahl von Schillers hohem Geiste erleuchtete seine Seele und verlieh ihm die Kraft hinreißenden Gesanges. — Ihn und alle Mitbewerber jedoch übertraf Ernst Moritz Arndt an augenblicklicher wie an dauernder Wirkung. In Prosa wie in Versen griff er den Deutschen ans Herz, ans Gewissen. Er war ein Volksredner mit der Feder. Sein Ziel war dasselbe wie Scharnhorsts: „Schandeketten zu zerbrechen und den welschen Trug zu rächen.“ Bei dem Frieden in Lüneville erwachte in ihm der patriotische Zorn; 1803 schrieb er unter dem Titel: „Germanien und Europa“ über die Weltlage von 1802; drei Jahre später begann er seinen „Geist der Zeit“ und 1812

trat er an die Seite des Freiherrn von Stein in den Dienst der europäischen Erhebung gegen Napoleon. Da gingen viele Flugschriften von ihm aus: „Der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“, „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, „Ueber Preußens rheinische Mark“ u. a. m. Alle sprudeln von Leben und Feuer, von Glauben und Hoffnung; die erste insbesondere großartig in ihrem biblischen Erzähl- und Prophetenton; alle erfüllt von Begeisterung für Preußen, dem Arndt, obgleich in dem damals noch schwedischen Rügen geboren, mit ganzer Seele anhing. Um jene Zeit verfaßte er seine schönsten Lieder. Viele Formen standen ihm zu Gebote, Oden, Hymnen, Sonette; aber die deutschen Helden Schill, Dörnberg, Gneisenau, Chasot besang er im Stil der älteren historischen Volkslieder. Gern setzte er mit Fragen an: „Was ist des deutschen Vaterland?“ Oder, indem er Scharnhorst als den Waffenschmied der deutschen Freiheit feierte: „Wem gehört der höchste Preis?“ Oder in dem Lied auf Blücher, wo wir in bestimmter Scene den reitenden Feldmarschall vor uns sehen: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ In durchgeführter Frage der Harrenden und Antwort des Boten, wie ein altdeutsches Spielmannslied, beschrieb er die Leipziger Schlacht. Oder er reihte nach älterer Volksweise Lehrsprüche aneinander: „Deutsches Herz verzage nicht!“ Auch dies wohl mit Frageform: „Wer ist ein Mann? Wer beten kann.“

III. Abteilung.

Abhandlungen, Reden, Briefe, Sprüche und Aphorismen.

Von der Ausbildung der Schüler in Rede und Sprache

von J. G. Herder.

1796.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Tier unterscheidet, so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht als die Rede zwischen Tieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden ein Hauptgeschäft der Schule sein müsse.

Wenn wir auf die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur tierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese tierischen Laute durchs ganze Leben. Man stelle sich in eine Entfernung, in der man den Schall der Stimme und die Accente nicht vernimmt, so hört man zwar bei einigen Menschen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel und bei affektierenden Schönlingen den natürlichen Kanarienvogel, nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, ineinandergezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Tierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäuerischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das Verschlucken und Ineinanderschleppen der Worte und Silben abdanken und statt der Tier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständ-

liche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten! Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine älteren Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch im Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen: der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, solange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten, meistens sprechen wir so zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore, ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unseres Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer angenehmen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Kultur geerbt.

Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten bei noch biegsamen Organen seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigener Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft mit Liebe; ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschallte:

Ἔγρετο δ' ἐξ ὕπνου, θείη δέ μιν ἀμφέχυτ' ὀμφή!

Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverständig und knechtisch nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affektierte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, andere, die es vordem besucht haben, die sich einen erzwungen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue, Wahrheit, herzliche Rechtschaffenheit, sowie in Gesicht, Handlung und Geberden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gibt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen

bringt, einen Ton der Überzeugung und der gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unseren Ausdruck auch im Ton der Stimme, ex abundantia cordis: „wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über." Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß, so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. w., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu thun vermöge, dazu gehört Übung; denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel als in der Tonkunst; in dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden zusamt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. Lesen heißt diese Übung, aber ein Lesen mit Verstande und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigene Komposition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größten, die geschäftsreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie kultivierte Nationen und schrieben ihre Kultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit anderen ohne Zwang, in der natürlichsten Art, gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener,

Franzosen und Briten ihrem edelsten Teil nach zu gebildeten Nationen worden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsere neue barbarische Zeit beinahe wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildetere Teil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig, in englischen neuen Schriften werden sie zu Zeit und Unzeit angeführt und mit britischem Stolz gepriesen. Wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was sie sind, geworden. Sie ehrten die Musen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum standen ihnen auch die Musen bei und haben gewiß zu der unglaublichen Übermacht, die jetzt ganz Deutschland in Schrecken setzt, mitgeholfen. Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstil und unser Kanzleistil, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geformte hölzerne Stiele, mit denen wir wol keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind totschlagen werden. Unsere edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsere besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte bloß in unseren deutschen Büchern und Bibeln stehen oder makulaturweise in unseren Buchladen liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller kennen und ehren? Dies laute Lesen, auswendige Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es gibt dem Gemüt Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst

diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinen späteren Jahren etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die in dem ersten schönen Frühlingstag an jedem Kelch der jungen Blumen hängt und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbste des Lebens geht man über gemähte Wiesen oder gar über gebrachte und Stoppel-Felder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört notwendig eigene Komposition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, teils stellenweise, teils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea: kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nun nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf oder berichtige dieselben oder excerpiere oder komponiere, in welcher Übung es auch sei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. Nulla dies sine linea!

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht; darum heißen wir bei anderen Nationen oft Stumme oder ungeschickt Sprechende, grobe Barbaren. Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und poliert. Auch im Umgang sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildeten Stände in anderen Nationen sprechen im Umgange ihre Sprache korrekt, nur der einzige Deutsche nicht. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe: dies ist keine Pedanterie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sicheren Besitz eines regelmäßigen guten Ausdrucks. Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedesmal aufs beste und anständigste zu reden; wenn man gefragt wird, aufs bestimmteste und gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs anmutigste zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs bescheidendste und würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle wohlgesitteten bürgerlichen Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer,

halb, schief, quer und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll; erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zuhinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschiebseln und Parenthesen, so daß man nie zum Zweck kommt und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Aberwitz von Wortspiel und Lächerlichkeiten, über die niemand lacht: so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. „Eure Rede sei allzeit lieblich und mit Salz gewürzet," sagt Paulus. Und Christus sagt: „Habet Salz bei euch! Wenn das Salz und eure Späße abgeschmackt und dumm werden, so schüttet sie auf die Gasse" u. s. w. Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitzig und fein geschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Nüchternheit im Reden des Umganges und zu einem guten Stil der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nötig: 1) Man falle niemanden in die Rede! Ein Mensch, der dem anderen in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder, wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem niemand viel zutraut. Im Buch „Hiob" war Elihu so voll Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, ans Ende. 2) Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeiniglich zur Unzeit wiederholt! Fast niemand kann ihnen ganz entgehen; insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie so viel möglich ein! Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter! Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheit man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und in seinen Gesprächen! Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterrichtung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verderbt, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem er nicht zufrieden sein könnte. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsere Rede ganz sei und was Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbiert außerordentlich gerne und hält sich niederträchtiger Weise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir

wie der Unteroffizier mit dem Knüttel „Hum! ham!“ ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde, oder wir sprechen wie Dienstboten, Lakaien, komplimentenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Komplimenten, an seiner Anrede oder Antwort, am Ton seiner Unterredung; entweder sei er ein Grobian oder ein schleichender Hofierer, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelgestein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und kostbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, tretet hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirn und mit erfreuend lieblicher Rede! Niemand sage, was er weiß, halb; niemand sage es furchtsam und knechtisch! Eure Lehrer werden euch ganz mit väterlicher Gewissenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willigem Ohr sind wir hier, eure genugthuenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. Niemand stocke, niemand zage! Wir sind hier auf den Auen der Musen, der Geberinnen süßer Rede. Die Stimme der Jünglinge zu hören, ist angenehm; die Engel selbst erfreuen sich, sagt Swedenborg, wenn Kinder anmutig reden, wenn sie mit holder Stimme lesen, unübereilt und verstandreich antworten, wenn sie mit einer kindlichen Gewißheit, was sie wissen und gelernt haben, sagen. Ferne sei hier ein Feind, ein Aufhorcher dieser heiligen genialischen Versammlung! Aneinander freuen wollen wir uns und in Ruhe uns Zeit nehmen, einen Garten der Wissenschaften zu durchwandeln, in dem auch wir einst als Jünglinge Rosen fanden. Jeder stehe wie Ulysses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gesenktem Scepter, als ob er was zu sprechen wisse; aber wenn er zu reden anfängt, dann mögen die Worte wie leichte Schneeflocken einander folgen; er befriedige mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen, wohlklingenden Rede!

Wert und Bedeutung der Humanitätsstudien

von Fr. Jakobs.

Aus einer Rede geh. im Lyceum zu München 1807.

Die freie, leichte und anmutige Gestalt, in welcher sich die Humanität der Welt zeigt, führt wohl oft zu dem Wahne, daß sie auch auf einem leichten Wege erlangt werden könne, sowie dem Unkundigen ein vollendetes Werk der Kunst, weil die Spuren der Mühe in ihm ausgetilgt sind, auch ohne Mühe, durch den Zauberstab des Willens seines Urhebers, geschaffen scheint. Wenn aber kein Kunstwerk aufgefunden

werden kann, wie gering auch seine Ansprüche sein mögen, in welchem nicht die Sprödigkeit eines widerstrebenden Stoffes hätte besiegt werden müssen, so fordert auch das Kunstwerk der freien Menschenbildung einen desto schwereren und anhaltenderen Kampf, je thätiger der Stoff ist, sich gegen den schaffenden Geist zu empören, und je gewaltiger er sich sträubt, das Gesetz in sich aufzunehmen und sich mit ihm zu durchdringen. Lang und anhaltend müssen daher die Übungen, stark und kräftig muß das Bestreben sein. Nicht auf dem Rosenpfade der Bequemlichkeit wird das hochgesteckte Ziel errungen; aber die Kränze, die es bietet, der innere Friede, die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, die stille und große Erhebung über die Untiefen des Irdischen — diese Belohnung, die den unverdrossenen Kämpfer erwartet, sie ist

„ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert.“

Wie nun in den Gymnasien der Alten die Leiber freigeborner Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, sondern auch in Gestalt und Bewegung eine edle und freie Weise zu zeigen: so bemächtigen sich unsere Schulen, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllen sollen, des jugendlichen Geistes, um ihn zu der Freiheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückseligkeit gibt, und, indem sie ihm ohne Rücksicht auf künftigen Gebrauch unablässig das Größte und Edelste, wie es sich in dem Geiste der größten und edelsten Menschen aller Zeiten gestaltet und in den schönsten Formen dargestellt hat, vorhalten, eine solche Liebe und Achtung dafür zu entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von sich stößt und jede Blüte der Humanität in sich zu entfalten unablässig bemüht ist. Dieses Bemühen, welches auf das würdigste Ziel gerichtet ist, nimmt jede Kraft des Geistes in Anspruch, weckt die schlummernden und stärkt sie durch erfreuliche Übungen, in denen sich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung und Bildung vereinigen. Hierdurch aber sind die Einrichtungen auf das vollkommenste gerechtfertigt, welche unsere weisen Vorfahren bei der Wiederherstellung der Wissenschaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das schien ihnen eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerst und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Thun der Alten in den Zeiten ihrer Blüte wunderbar würdig und der Nachahmung wert sei. Und haben nicht alle folgenden Zeiten trotz ihrer kühnen Fortschritte zur Vortrefflichkeit dieses Urteil immer von neuem bestätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Literatur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Altertumes angezündet? Und ist nicht jedes Volk, wenn es, von Selbstbewunderung berauscht, seiner edlen Führer entraten zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunsene Schwätzerei herabgesunken?

Die inneren Ursachen dieser Erscheinung auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort. Es ist genug, an die Thatsache zu erinnern, an die unbestrittene Vortrefflichkeit der alten klassischen Welt, an die gereifte und alles durchdringende Bildung ihrer Heroen in jeder Kunst, an die Menge ihrer Werke in jeder Gattung, in denen das Gleichgewicht des Stoffes und der Form uns entzückt; es ist genug, an den unerschöpflichen Reichtum dieser Schätze zu erinnern, um die Einrichtung unserer Vorfahren zu rechtfertigen, welche die Schriftsteller des klassischen Altertums als die reinste Quelle betrachteten, aus welcher eine edle Bildung der Jugend könne abgeleitet werden. Auch sie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem unsrigen, mehr als einen Schriftsteller, den die Zeitgenossen bewunderten, manchen vielleicht, der durch die Fülle und Art des Stoffes sowie durch die zeitgemäße Behandlung den Geist belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die „wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und schnell verwelken," sondern den Unsterblichen, die wie Herkules auf den Höhen des Öta die Feuerprobe der Zeiten bestanden hatten, wollten sie die Bildung der Jugend anvertrauen; ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen; Göttergestalten der Freiheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzusteigen scheinen. Mit diesen Heroen hatten sie ihre Jugend befreundet; in ihrem Umgange stärkten sie ihr männliches Alter; bei ihnen suchte der Greis noch Erhebung und Frieden. Ein großer Teil ihres Lebens war dem Bemühen gewidmet, sich dieser Vertraulichkeit wert zu machen. Denn nicht zu den Trägen und Kraftlosen läßt sich der Geist jener Mächtigen herab. Um in die Versammlung der Götter aufgenommen und ihres Umganges gewürdigt zu werden, wurden dem Sohne des Zeus zahlreiche Kämpfe auferlegt, die er durch eigene Wahl mit vielen anderen vermehrte. Nicht weniger wird von dem gefordert, der in den hehren Kreis jener Alten eintreten, ihre Lieder vernehmen und ihre weisen Gespräche verstehen will. Dieser Lohn ist jeder Anstrengung wert; und schon in sich trägt die Anstrengung ihren Lohn, indem sie die Trägheit besiegt, die selbstsüchtigen Triebe niederschlägt, den Samen der Gemeinheit erstickt und zu jedem geistigen Geschäfte stärkt.

Dürfen wir uns wohl wundern, wenn in einem Zeitalter, wo das Studium des Altertums ausschließend die Schulen beschäftigte, wo die wißbegierige Jugend ohn' Unterlaß auf die Erscheinungen einer Welt geführt wurde, die sich schon durch ihre Entfernung schöner gestaltet, wo sie mit den wenigsten Hilfsmitteln, aber mit desto entschlossenerer Kraft jede Schwierigkeit überwand — dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und starkes Geschlecht erwuchs, das durch Gestalt und Geist den Ernst seiner frühen Bildung beurkundet? —

Laßt uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlassen haben! Laßt uns, statt über die Entartung der Zeit zu klagen, der früheren Zeit nacheifern und mit ausdauerndem Mute das hohe Ziel einer wahrhaft menschlichen Bildung zu erreichen streben! Überzeugen wir uns, daß es nicht bloß das Wissen sei, was man in den Schulen suchen soll, indem ja das größte Wissen mit der größten Verkehrtheit, und tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart sein kann, sondern daß aller Erwerb von Kenntnissen die Bildung und Veredlung des Gemütes zum letzten Ziele haben soll. Zwar darf keine Wissenschaft gering geschätzt werden, wie unbedeutend auch immer ihre Gegenstände scheinen mögen; aber es ist doch gewiß, daß auch die größte Summe unserer Kenntnisse nur ein unendlich Kleines gegen die Masse dessen ist, was wir nicht wissen; es ist ebenso gewiß, daß ihr Bestand oft zufällig ist; daß vieles heute erwiesen scheint, was morgen in Zweifel genommen und bald darauf gänzlich verworfen wird; daß also das Kapital des Wissens sich vermindern kann, indem wir an seiner Vergrößerung arbeiten, während das Streben nach dem Wissen selbst, das gewissenhafte, eifrige und verständige Lernen, einen vom Zufall unabhängigen Wert hat, sowie die sittliche Bildung ganz unabhängig von dem nützlichen Wissen für sich selbst vortrefflich und herrlich ist.

Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit des Studiums der Geographie.

Schulrede von J. G. Herder.

1784.

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem besseren Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wär's, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Teil unserer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasium[1]) den sonderbaren Ausspruch gehört habe, daß sie ein für die Jugend trockenes Studium sei, und in der ich bei manchen Examinibus, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie, ein Studium,

---

1) in Weimar.

das nach meinen Begriffen ebenso trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so notwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen sind, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler, wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor anderen lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundfläche und Hilfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserem Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, hochgeehrteste Versammlung, daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in der ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt und mit ebensovielem Vergnügen anderen gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich, wenn man unter Geographie nichts anderes versteht als ein trockenes Namenverzeichnis von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockene, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte und mißverstandene Wortkenntnis, als wenn man an der Historie nichts als ein Verzeichnis von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennt. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern im hohen Grade abschreckend, saft- und kraftlos. Auch ein großer Teil der politischen Geographie sowie die bloß politische Historie hat für die Jugend nicht Reize, ja, wenn man die Wahrheit sagen soll, nicht einmal Verständlichkeit genug, da von den meisten Kriegs- und Staatsaktionen, die in der Welt gespielt worden, der Jüngling so wenig richtige Begriffe hat, daß diese meistens auch noch manchen Erwachsenen fehlen. Aber ist dies wahre Geographie, wahre Geschichte? Ist elende Nomenklatur eine Sprache? Ist ein Vokabelbuch, auswendig gelernt, denn das, was ein guter Schriftsteller ist? Und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der, um Lateinisch und Griechisch zu lernen, nichts als das Lexikon studierte? Und gerade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namenverzeichnis von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alles dies sind notwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freut, in dem keine lebendige Seele wohnt. Die Farben sind dem Maler notwendig, aber er braucht sie zum Gemälde; alsdann erst erfreuen sie das Auge und unterrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage!

Es heißt Erdbeschreibung; sonach ist die Kenntnis der Erde, überhaupt die physische Geographie vor allem notwendig; eine Kenntnis, die so wichtig als leicht und angenehm unterhaltend ist. Wer wird

das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimate und Regionen auf ihr werden, dies alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenstand fordert: wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es gibt einem edeln Jüngling einen Teil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir Scipios Traum beim Cicero lesen oder eine erhabene Musik hören; denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Naturprinzipien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verständige Aufschluß wünscht. Sowie ich von einem Jüngling einen schlechten Begriff hätte, der z. B. Fontenellens „Gespräch von mehr als einer Welt“[1]) ohne Vergnügen läse, so müßte es eine menschenähnliche Bildsäule sein, die bei den großen Gesetzen, die allgemein auf unserem Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröte meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntnis zuerst empfing und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward.

Der Planet, den wir bewohnen, teilt sich in Erde und Wasser; jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten wie auf einem plano inclinato Ströme rinnen; dies ist das große Behältnis von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert und durch die Höhen der Berge angezogen, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er so denn mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt und überall andere Geschöpfe an Mineralien, Pflanzen, Tieren und Menschen gewahr wird; wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Gesetzen des Klima Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, und ungeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brudergeschlecht ist, von einem Schöpfer erschaffen, von einem Vater entsprossen, nach einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend:

---

1) ein damals sehr gelesenes Buch.

o, wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Produkte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht einer Sonne genießen und einerlei Gesetzen des Schicksals gehorchen: wahrlich, so muß ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Anlagen, Abwechselung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden! Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Ulysses, der die Erde durchreist, vieler Völker Länder und Sitten voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von diesen anschaulich gemacht wird, so müßte es eine stupide Mißgeburt sein, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielte. O hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Haupts zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben! An meinem geringen Teil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurteile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den sensum humanitatis in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vorteile sehen und schätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir,“ sagt Paulus vorm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser. „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wielange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts.“

Es ergibt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie, auf eine wirkliche Art mannigfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sei und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllt, die ihnen weder die Aphthonianische Chrie noch Logik und Metaphysik geben; und die wahrste, angenehmste, nützlichste Kindergeographie ist Naturgeschichte. Der Elefant und Tiger, das Krokodil und der Wal-

fisch interessieren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen; die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Flut, die periodischen Winde u. s. w. sind seinen Jahren und Kräften viel mehr angemessen als die Pedanterei zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Weltteil bei ihm mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Roß, das arabische Kamel, der indische Elefant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman u. s. w. sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdwesen so verschlungen in einander hängt, so wird eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre sowie an Tiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles fügt sich aneinander und entwirft dem Geist des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen und allenthalben von vielseitigem nützlichen Gebrauch sind.

Insonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zunächst der Geschichte, und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene, ja ich darf sagen, daß die Geschichte ohne Geographie sowie ohne Zeitrechnung größtenteils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sei? Und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein unsteter Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deswegen, als weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminierten Karte für die Einbildungskraft, ja für die Beurteilungskraft selbst; denn nur durch ihre Hilfe wird es deutlich, warum diese und keine andere Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unserer Erde spielten; warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten, dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders aufeinander folgen, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden oder vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Ägyptier, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltstreitigkeiten jetzt hier-, jetzt dorthin geschoben sei. Ich

würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies alles auch nur in den notdürftigsten Exempeln zeigen wollte. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schützt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Ökonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntnis und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studierender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! Glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtnis füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung! Überrascht uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edeln Ruhmbegierde in dieser und in allen anderen Wissenschaften eurer Laufbahn, und der Genius eures Lebens wird euer früh begonnenes rühmliches Werk krönen!

Die Haupttugenden des deutschen Charakters.

Aus einer Schulrede von L. Döderlein.

1834.

Unter den deutschen Nationaltugenden sticht eine vor allen hervor, die Treue und Wahrhaftigkeit. Wenn der Germane, erzählt der älteste Zeuge von der Denkart unserer Ahnen, wenn der Germane, seiner Spielsucht nachhängend, alles verloren hat, so setzt er auf den letzten verzweifelnden Wurf sich selbst und seine Freiheit; verliert er, dann läßt er sich, wenn auch an Jugend und Stärke überlegen, doch willig in die Knechtschaft führen, binden, verkaufen; das nennen sie Worthalten. Und wer weiß nicht, wie ein deutscher Fürst Jahrhunderte später ein Ähnliches that! Wie in verschiedenen Zeiten die griechische, die punische, die spanische Treue durch die bitterste Ironie die Meisterschaft in Lug und Trug bezeichnete, so verstanden alle Zeiten unter der deutschen Treue die echte Heilig-

haltung des gegebenen Wortes, von welcher Fürst und Ritter und nicht minder der Bürger und Bauersmann seine Ehre, sein wahres Leben abhängig glaubte. Ein Mann ein Wort, das ist ein Spruch deutschen Klanges! Was ein griechischer Dichter seinem Helden in den Mund legt: „Nur die Zunge schwur das, aber das Herz weiß nichts davon!“ oder was der Nestor der französischen Staatsmänner im Munde führte, daß die Zunge dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verhüllen, das ist wohl witzig, aber verliert, in deutsche Worte übertragen, aus deutschem Munde gesprochen, all seinen Reiz der Leichtfertigkeit. Wie es jedes deutschen Mannes Trachten sein muß, diesen Ruhm dem deutschen Namen seinesteils zu wahren, so haben wir Lehrer und Erzieher noch die besondere Gelegenheit, diesen Sinn im Verein mit den Eltern in den jugendlichen Herzen zu pflanzen und zu pflegen.

Die andere Haupttugend des deutschen Charakters ist die Bescheidenheit. Jene Schüchternheit, welche dem französischen Jüngling fremd ist und, wo er sie an anderen wahrnimmt, als Blödsinn oder als Feigheit erscheint, ist der Schmuck eines deutschen Jünglings. Er erkennt, daß er noch nichts ist als eine Hoffnung. Viel wäre hierüber zu sagen, wozu die Ereignisse unserer Tage und die Haltung einer unserem Wesen fremden Jugend reichliche Veranlassung geben, wenn die Zeit es gestattete. Diesen bescheidenen Sinn dem wiederzugeben, der ihn verloren hat, das vermag keine menschliche Kunst; er ist unwiederbringlich wie die Unschuld; aber eh' er verloren ist, läßt er sich durch Gewöhnung, durch Lehre, durch Beispiel pflegen, ausbilden, befestigen. Vor allem hilft dazu eine strenge Schulzucht. Die äußere Beschränkung der Freiheit hat noch keine Kraft erdrückt, sondern nur geübt und gestählt, wohl aber hat frühe Befugnis des Knaben, seinen Neigungen zu folgen und sich des Zwanges zu entledigen, schon manche gute Natur entweder zum Schwächling oder Wüstling erzogen und verderbt.

Eine der Äußerungen der Bescheidenheit ist der äußere Anstand. Ich sage nicht, daß der Anstand auch innere Bescheidenheit verbürgt, aber die Verletzung des Anstandes hat ihre Quelle fast immer in der Unbescheidenheit. Es gibt zwar Fälle, wo der gutgeartetste Knabe oder Jüngling den Regeln der Schicklichkeit nicht nachkommt aus Unkenntnis des gesellschaftlichen Lebens oder bisweilen selbst aus einem Übermaß von Bescheidenheit, aus Blödigkeit. Aber solche Mängel und ihre Äußerungen machen nie einen häßlichen Eindruck, im schlimmsten Fall reizen sie zum Lächeln, in nicht seltenen Fällen erscheinen sie selbst liebenswürdig als Naivetät und Abdruck eines unschuldigen Naturzustandes, durch dessen Erscheinungen wir unser künstliches gebildetes Alltagsleben nicht ungern unterbrochen und für einen Augenblick beleuchtet sehen. Unendlich verschieden hievon ist jene freche Freiheit, die bestehenden Formen der gesellschaftlichen Bildung aus Gemächlichkeit zu vernachlässigen oder aus Übermut zu verletzen.

Der innere, angeborne Lügengeist raunt solchen Jünglingen ins Ohr, daß alle Höflichkeit, aller Anstand, alle Sitte nur Äußerlichkeit sei, daß es im Leben auf die Sache und nicht auf Formen ankomme, daß es soliden Sinn zeige, nur an die Sache zu denken, und Pedantismus, um die leere Zuthat der Form besorgt zu sein. Ich will hier nicht erwähnen, wie schwer dieser Grundsatz oder diese Verwöhnung sich später in den gebieterischen Verhältnissen des Mannesalters und des Geschäftslebens büßt; ich will nicht erwähnen, wie alle Verachtung der Form zu Gunsten der Sache, die man erstrebt, auf mangelnden Sinn für das Schöne hindeutet, und die rechte, gute That, mit Anstand und Sitte vollbracht, der guten Seele in einem schönen Körper vergleichbar ist. Nur darauf will ich aufmerksam machen, daß die Beachtung aller Regeln des äußeren Anstandes zugleich auch eine Übung in der Bescheidenheit ist; denn der Jüngling unterwirft sich dadurch mit der gebührenden Ehrfurcht den Beschlüssen des älteren Geschlechtes, auch wenn er ihren Grund nicht begreift, ihr Bestehen nicht billigt und von ihren Vorschriften sich gedrückt und beschwert fühlt.

Es ist unser Bestreben nicht, unsere Schüler in die Geheimnisse des feinsten Anstandes einzuführen; diesen Unterricht übernimmt das spätere Leben selbst. Wir wollen Natur und Freiheit schonen und nur dem Anstößigen vorbauen und lieber mit allzuviel Ängstlichkeit als mit zu wenig. Das ist Vorbereitung genug, um einst das höchste Ziel im gesellschaftlichen Benehmen zu erreichen, nämlich die Kunst, innerhalb der Formen sich dennoch unbeengt zu bewegen und so die männliche Freiheit mit dem gesellschaftlichen Anstand zu paaren.

Was heißt „dem Leben lernen"?

Aus einer Rede von J. G. Herder.

1800.

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar, was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntnis auf die andere bauen, der anderen forthelfen muß, so wäre es sehr thöricht, bei allem, was ich lerne, zu fragen: „Wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen?" Thor, übersiehst du dein Leben und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sei? Wenn du Geld sammelst, fragst du oder weißt du

bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck „dem Leben lernen" darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heißt, an sich, soweit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lektion zu lernen, die für ihn und für keinen anderen gehört. Wie einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne er für sich und für keinen anderen, für sein Leben.

Ausgeschlossen wird hierdurch in unserem Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserem Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist's, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältnis, in richtiger Proportion aus, so lernst du dem Leben!

Wie dies geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rat eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird; wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studiert; wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachlässigt, gleich als ob er ein purer puter Geist wäre; wer eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtnis ohne die andere, den Verstand, die Überlegung, pflegt; wer für den Kopf studiert, ohne ans Herz zu denken, und ein anderer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen; wer mit allem tändelt und eine ernste, anhaltende Mühe wie die Hölle flieht: alle diese lernen nicht fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungeteilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken. Wer dies nicht kann, wer sich hiezu nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. Und o, wen straft hier sein Gewissen nicht? Wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Notwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben notwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens wie

in unserem Geschäft bleiben! Erwache, Jugend, und lerne fürs Leben! Die Zeit, für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewiß lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem, gesundem Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine, tüchtige Überlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt oder sonst mit der Sprache und Poesie tändelt, seien auch bei der Jugend vorüber; denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als anakreontische oder Schäferlieder. Mit dem Jahre 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit angebrochen, die mit 1801 u. s. w. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit wecke dieser neue Zeitcyklus auf in Ernst und Überlegung! Ihr Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte, halb abgelebt, eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben!

Endlich, da das Leben nicht nur neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hälfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir: das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Wert, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebaut. Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existieren gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde, sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, liebenswert machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt die Stunden des Tages wohl einteilen; sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten; den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihnen gebührt; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigentümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt, bestehe diese, worin sie wolle, sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und

Verachtung anderer oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft oder zu Verzagtheit, zu Kleinmut, am meisten zu Üppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergällt der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und anderen zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! Lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Rede zum Andenken der Herzogin Anna Amalia zu Sachsen-Weimar

von W. Goethe.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, solange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und teilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Übersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung als eine große und unschätzbare Gabe überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen anderen sich dem Gedächtnis einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen manches Guten teilhaft geworden und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühesten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherrn zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewunderungswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Kultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben ein-

zutreten, seiner selbst und der Vorteile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig fühlte sie sich bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnot. Gerechtigkeit und freier Edelmut bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Ebenso war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich nach dem gegebenen Maß um sich zu versammeln, und sie war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück des weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingeborenen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung sowie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat eine sorgenfreiere Abteilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirtschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die

vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes selbst über Hoffnung und Erwartung alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige, frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht gethan, das, was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft sowie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin gab zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopfernd von den Fluten verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen, lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie

ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten, einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohlerworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr mutiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Äußern ruhig, gefällig, anmutig, teilnehmend und mitteilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen als notwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Übel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüt beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend? Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja, — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Goethe an Fritz von Stein.

Neapel, den 10. März 1787.

Ich danke Dir, mein lieber Fritz, für Deinen Brief, in welchem mich der Ausdruck Deiner Liebe und Neigung recht herzlich freut. Wenn ich Dir nicht oft wiederhole, daß ich Dich sehr zu mir wünsche, so verschweige ich nur, was mir fast täglich im Gemüte ist. Denn was ich sehe, ist gar schön und lehrreich, und Du würdest es noch mehr genießen als ich.

Ich komme so bald zurück, als mir möglich ist, sobald ich mir nur eine gewisse Art von Kenntnis von diesem Lande erworben, sobald ich das Merkwürdigste von Natur und Kunst gesehen habe. Dann will ich Dir viel erzählen, wir wollen mancherlei Betrachtungen anstellen, und mit der Zeit will ich Dich einmal selbst hierher bringen.

Mache Dir keine traurigen Vorstellungen von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nötig, daß ich wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann. Es wird mir und allen den Meinigen zu gute kommen.

Hier ist ein Land so lustig und heiter, wie Du gewöhnlich bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menge Menschen leicht zu nähren. Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig zum Verkaufe durch die Stadt getragen, und die Höcker haben alles voll Rosinen, Mandeln, Feigen, Nüssen, Pomeranzen u. s. w. Das Brot ist gut, und es fehlt nicht an Fleisch. Jedermann lebt in den Tag hinein, weil ein Tag dem andern gleich, und man sich auf keine Zeit des Mangels, keinen Winter vorzubereiten hat. Ich bin oft am Meere. Seit einigen Tagen ist es in starker Bewegung.

Schreibe mir bald wieder. Ich werde Deine Briefe richtig erhalten, wo ich auch sei. Bald werde ich Herkulanum, Pompeji und dann auch Pästum sehen. Grüße, wen Du von mir zu grüßen gut und artig findest, ich billige alles.

Grüße Ernsten und laß ihn mir auch einmal schreiben, was er macht. Empfiehl mich Deiner Großmutter zum geneigten Andenken; ich freue mich aus mehr als einer Ursache nach Hause, und Du bist eine der ersten.

Lebe wohl und gedenke mein. Goethe.

Neapel den 26. Mai 1787.

Deine vielen Briefe, die ich alle auf einmal erhielt, haben mir viel Freude gemacht. Ich bin aus Sicilien glücklich zurück, und Du kannst ohne Sorge sein. Ich komme nun bald, und du sollst schöne Sachen sehen und hören. Zeichne fleißig nach Büsten und versuche auch einmal einen Kopf nach dem Leben. Zeichne Landschaften nach der Natur und suche gleich etwas Interessantes zu wählen, so gut es die Gegend gibt. Ich kann Dir, wenn ich komme, manche Anleitung geben, denn ich komme aus einer großen Schule. Dein italienischer Brief hat mich sehr vergnügt; wenn ich zurückkomme, wollen wir nur italienisch reden.

Wenn Du das Meer sehen solltest, würdest Du große Freude haben. Wenn man es eine Zeit lang gewohnt ist, so kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es gesehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu sehen. Ich bin durch Sicilien gegangen ohne Empfehlungsschreiben und ohne Garde und bin doch

durchgekommen; es geht alles, wenn man sich zu schicken und zu finden weiß. Wenn es meinen Wünschen nachgeht, so sehen wir diese Gegenden einmal zusammen. Oft wünsche ich Dich zu mir, im ganzen sehe ich doch aber, daß es gut ist, daß ich Dich nicht mitgenommen habe. Nun sehe ich Dich bald wieder, und es wird mir eine neue Freude sein.

Lebe wohl, grüße Deine Großeltern, Onkels und Tanten.

Goethe.

Rom, den 30. Juni 1787.

An die Kinder*) und Fritzen.

St. Petersfest war nun wieder eine rechte Gelegenheit, Euch zu mir zu wünschen. Laßt Euch nur von den Eltern erzählen, was ich von der Erleuchtung schreibe, und was sonst irgend in einem Buche davon steht. Wo man auch in der Nacht in der Stadt auf eine Höhe kam, sah man das feurige Feenschloß am Horizonte stehen, und man wünschte sich, mehr Augen zu haben, um es recht sehen zu können. Wenn ich komme, will ich es Euch recht lebhaft beschreiben. Nun ist alles still in dem großen Rom, und es ist jetzt recht Zeit zum Studieren. Ich lerne gar manches, was ich Euch wieder lehren werde, seid indessen hübsch fleißig; denn es kommt einem heute oder morgen zu gute, wenn man etwas gelernt hat. Seit acht Tagen ist eine große Hitze auf einmal eingefallen, so daß man des Tages gar nicht ausgehen mag. Die Nächte sind auch sehr warm und, da es eben Vollmond ist, sehr schön und reizend. Das Volk ist die ganze Nacht auf den Straßen, besonders die Festtagsnächte, und singt und spielt auf der Zither und jauchzt, und kein Mensch mag zu Hause und zu Bette.

Ich lebe ganz still für mich und werde, da Herr Tischbein nach Neapel geht, einen großen, kühlen Saal bewohnen, fleißig in demselben zeichnen und schreiben und an Euch denken.

Lebt wohl, ich kann heute nicht mehr schreiben und will also mit Eurer kurzen Entschuldigung schließen, womit Ihr Eure kurzen Briefchen zu endigen pflegt. Goethe.

Schiller an Körner.

Rudolstadt, 12. September 1788.

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe,

*) Herders.

trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht teurer und kaum so teuer leben als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich. —

Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mitteilen, aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Schiller.

Goethe an Schiller.

Frankfurt, den 22. August 1797.

Ihr reiches und schönes Paketchen hat mich noch zur rechten Zeit erreicht. In einigen Tagen gedenke ich wegzugehen und kann Ihnen über diese Sendung noch von hier aus einige Worte sagen.

Der Almanach nimmt sich schon recht stattlich aus, besonders wenn man weiß, was noch zurück ist. Die erzählenden Gedichte geben ihm einen eigenen Charakter.

Die Kraniche des Ibykus finde ich sehr gut geraten; der Übergang zum Theater ist sehr schön und das Chor der Eumeniden am rechten Platze. Da diese Wendung einmal erfunden ist, so kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieselbe bestehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken möchte, dieses Chor gleichfalls aufnehmen müssen.

Nun noch einige Bemerkungen: Erstens der Kraniche sollte als Zugvögel ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomene und stellen sich neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht ebendieselben zu sein brauchen; es ist vielleicht nur eine Abteilung des großen wandernden Heeres und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geschichte. Dann würde ich nach dem 14ten Verse, wo die Erinnyen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemütsstimmung des Volks, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen, und von den ernsten Betrachtungen der Guten zu der gleichgültigen Zerstreuung der Ruchlosen übergehen und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich seine gaffende Bemerkung ausrufen lassen. Daraus entstehen zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerksam u. s. w. Auf diesem Weg sowie durch den Zug der Kraniche würde alles ganz ins Natürliche gespielt, und nach meiner Empfindung die Wirkung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und bedeutend anfängt, und man fast etwas anderes erwartet. Wenn Sie hie und da an den Reim noch einige Sorgfalt wenden, so wird das übrige leicht gethan sein, und ich wünsche Ihnen auch zu dieser wohlgeratenen Arbeit Glück.

Über den eigentlichen Zustand eines aufmerksamen Reisenden habe ich eigene Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von einer Seite und übereilt sich im Urteil; dagegen sieht man aber auch die Sache von

dieser Seite lebhaft und das Urteil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einfüge; ich spreche sodann von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urteil mit dem Urteil wohl unterrichteter Menschen übereintrifft. Ich nehme sodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Äußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert.

Bei allem dem leugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalgrunde wieder anwandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich ohne irgend einen Rückblick etwa meinen Faust oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

An Wallenstein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach besorgt sein will, wenig oder nicht? Lassen Sie mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.

Das hiesige Theater ist in einem gewissen Sinne nicht übel, aber viel zu schwach besetzt; es hat freilich vor einem Jahre einen gar zu harten Stoß erlitten; ich wüßte wirklich nicht, was für ein Stück von Wert und Würde man jetzt hier leidlich geben könnte. Goethe.

Den 23. August 1797.

Zu dem, was ich gestern über die Ballade gesagt, muß ich noch heute etwas zu mehrerer Deutlichkeit hinzufügen. Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen, daß Sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang ist. Meo voto würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibykus erblickt; sich als Reisenden vergliche er mit den reisenden Vögeln, sich als Gast mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung und riefe alsdann unter den Händen der Mörder die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vorteilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schiffahrt gesehen haben. Sie sehen, was ich gestern schon sagte, daß es mir darum zu thun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der

Eumeniden nach meiner Vorstellung gut verbinden würde. Was den Schluß betrifft, habe ich gestern schon meine Meinung gesagt. Übrigens hatte ich in meiner Anlage nichts weiter, was Sie in Ihrem Gedicht brauchen können. . . . . .

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unsere dichterischen Freundinnen. Ich habe immer noch gehofft, Ihnen noch etwas zum Musenalmanach zu schicken; vielleicht ist die schwäbische Luft ergiebiger. Eigentlich gehe ich von hier aus erst in die Fremde und erwarte um desto sehnlicher einen Brief von Ihnen bei Cotta. Goethe.

Schiller an Goethe.

Jena, den 7. September 1797.

Endlich fange ich an, mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefs an Sie hatte sich mein Übel noch verschlimmert, ich habe mich lange nicht so schlimm befunden. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leiblichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng wie die Tagszeit meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es sein muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. Wir sind mit dem Druck des Almanachs jetzt bald im reinen, und wenn die Beiwerke, Decke, Titelkupfer und Musik keinen Aufenthalt machen, kann das Werkchen noch vor Michaelis versendet werden. Mit dem Ibykus habe ich nach Ihrem Rat wesentliche Veränderungen vorgenommen; die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessiert mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu sein.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwickelung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen. Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen nebst ihrer Veranlassung erst mitteilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung gar zu sehr embarrassiert, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit verteilt u. s. w. Meine Ausführung soll aber nicht ins Wunderbare gehen, auch schon bei dem ersten Konzept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über

dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine That und also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüt ist davon frappiert, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen; er ist ein roher, dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, eh' sie über der Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann; denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen.

Dem Eindruck selbst, den seine Exklamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der That als Folge jenes Schreies wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen: denn sobald nur der Weg zur Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf nebst dem darauffolgenden verlegenen Schrecken), so ist die Ballade aus; das andere ist nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade in ihrer nun veränderten Gestalt an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoffe ich sie Ihnen nebst dem ganzen Rest des Almanachs abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Arions Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung däucht mir kalt, trocken und ohne Interesse zu sein. Er wollte auch die Sakontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle. . . . . . .

Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort wie bisher mich Ihrem Geiste folgen zu lassen. Herzliche Grüße von meiner Frau. Ihr Kleiner, höre ich, ist ganz wieder hergestellt.

Schiller.

Sprüche und Aphorismen.

I. Aus den „Maximen und Reflexionen“

von W. Goethe.

1.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

2.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man wert ist.

3.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

4.

Eigentlichster Wert der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vorteils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

5.

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

6.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

7.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

8.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

9.

Der Irrtum ist recht gut, so lange wir jung sind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter schleppen.

10.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

11.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

12.

Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

13.

Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir alle nur blinzelnd so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar, uns zu verbrennen.

14.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

15.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

16.

Wo der Anteil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtnis.

17.

Gescheide Leute sind immer das beste Konversationslexikon.

18.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

19.

Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich.

20.

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

21.

Allen anderen Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

22.

Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

23.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

24.

Thoren und gescheide Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

25.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

26.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

27.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

28.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.

29.

Wenn wir uns dem Altertum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

30.

So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

31.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

32.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören wie alles hohe Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

33.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

34.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!

35.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

36.

Wo Lampen brennen, gibt's Ölflecken, wo Kerzen brennen, gibt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

37.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

38.

Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.

39.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

40.

Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

II. Aphorismen
von Goethe und Schiller.

1.

Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem großen, majestätischen Palaste. Sch.

2.

Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Sch.

3.

Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unseren Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. G.

4.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit; aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling ist. Sch.

5.

Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen streben, und hegt jedes würdige Verlangen in unserem stillen Busen. G.

6.

Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler

und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen. Sch.

7.

Der Künstler muß goldene Äpfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. G.

8.

Was dem Dichter erlaubt sein kann, ist dem Maler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter als der des Gedichtes, sondern der Maler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen als der Dichter durch seine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Äußeren versöhnen. Dort haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt: wir müssen sehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen. Sch.

9.

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele, und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter. G.

10.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mitteilen; und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. G.

11.

Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar und viele bedürfen's. G.

12.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Sch.

13.

Was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. Sch.

14.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung begleitet sie ihn; von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Sch.

15.

Aus der Geschichte erst lernt man, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare, teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen. Sch.

16.

Der Charakter eines ganzen Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Wertes und Unwertes. Sch.

17.

Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden. Sch.

18.

Nichts ist edel, als was aus der Vernunft quillt; alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Triebe nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Sch.

19.

In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohl der anderen suchen muß. G.

20.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. Erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen. Sch.

21.

Das Leben ist ein betrügliches Lotto; die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit

ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atom les' ich die trostlose Aufschrift: Vergangen! Sch.

22.

Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergalerie wieder gut machen können. Sch.

23.

Erziehung heißt die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann. G.

24.

Die Hauptsache ist der Fleiß; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt auch seinen alleinigen Wert. Sch.

25.

Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Ein- und Ausatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte eines ohne das andere nicht stattfinden. G.

IV. Abteilung.

Aufsatzproben und Dispositionen.

Einleitendes.

Vom Stil im allgemeinen

von W. Wackernagel.

Bekanntlich bedeutet das Wort Stil im Griechischen, von woher es zu den Lateinern und durch diese zu uns gelangt ist, einen gleichmäßig lang gestreckten, mehr langen als dicken Körper: στῦλος ist sowohl ein hölzerner Pfahl als eine steinerne Säule als endlich ein metallener Griffel zum Schreiben und Zeichnen; es fällt eben dem Begriffe nach und auch etymologisch zusammen mit unserem Worte Stiel. Hauptsächlich in der letzteren Bedeutung von Griffel haben es sich die Lateiner angeeignet; sie haben, da ihrer Sprache der Laut des *υ* fehlt, daraus stilus gemacht. Bei ihnen, nicht aber schon bei den Griechen, sind von dieser eigentlichen Bedeutung noch andere uneigentliche abgeleitet worden, und es wird stilus genannt erstens, was wir auch uneigentlicher Weise noch mit dem Ausdrucke Hand und die Lateiner sonst mit dem Worte manus bezeichnen, die Art und Weise, die Schriftzüge zu gestalten, zweitens noch uneigentlicher, noch bildlicher die Art und Weise, seine Gedanken in Worte zu kleiden. So schon bei Terenz, bei Cicero u. a. Also ganz wie wir von einer gewandten Feder oder in Bezug auf die Kunst der Malerei von einem zarten Pinsel, von dem Pinsel des Apelles sprechen. In diesem letzteren, figürlichen Sinne gebrauchen nun auch wir das Wort Stil oder, da wir es zunächst von den Römern entlehnt haben, Stil; aber wir haben da seine Anwendung noch weiter ausgedehnt, weiter, als in dem eigentlichen Sinne begründet ist. Überall in dem ganzen weiten Gebiete aller Kunst, auch der bildlichen, auch der Musik, nennen wir es Stil, wo sich in der äußeren Darstellung eine innere Eigentümlichkeit durch charakteristische Merkmale deutlich ausspricht; wir sprechen also z. B. auch von einem romanischen Stil in der Baukunst, von einem Stile Rafaels und Sebastian Bachs; ja die Künstler sagen ganz im allgemeinen ohne irgend eine

nähere Bestimmung z. B. von einem Gefäße, es habe Stil, wenn dasselbe zweckmäßig und schön und zugleich in irgendwie eigentümlicher Weise gestaltet ist. Insbesondere aber gebrauchen auch wir das Wort Stil in Bezug auf sprachliche Darstellung, sei das nun prosaische oder poetische; synonym damit ist der Ausdruck Schreibart, synonym, aber nicht gleichbedeutend: man kann in allen Fällen Stil sagen, aber nicht in allen Schreibart. Von einer Abhandlung kann man sowohl Stil als Schreibart gebrauchen, von einem Lied, einer Predigt nur Stil, nicht Schreibart, selbst wenn Lied und Predigt auch geschrieben vor einem liegen und bloß gelesen, nicht gesungen, nicht gesprochen werden; für die Reproduktion und die Beurteilung nimmt man sie doch immer als gesungen und gesprochen. Sollen wir nun den Begriff des Wortes Stil in dieser seiner besonderen Beziehung auf die sprachliche Darstellung noch näher definieren, so wird das ungefähr in folgender Weise geschehen können: Stil ist die Art und Weise der Darstellung durch die Sprache, wie sie bedingt ist teils durch die geistige Eigentümlichkeit der Darstellenden, teils durch Inhalt und Zweck des Dargestellten. Diese Definition ist weder zu weit noch zu eng. Sie ist weit genug, daß all die verschiedenen Anwendungen, die man innerhalb der Literatur von dem Worte Stil macht und durchaus billiger Weise macht, sich damit wohl vereinigen lassen, daß es also ganz wohl zu ihr stimmt, wenn man von einem dramatischen Stil und von dem dramatischen Stil der Griechen und dann wieder von dem Stil des Äschylus spricht. Sie ist aber auch nicht so weit wie eine ziemlich verbreitete, die zwischen Stil und Schreibart einen ganz willkürlichen Unterschied festsetzt und zu diesem Endzweck in den Begriff des Stils Dinge aufnimmt, die eigentlich der Poetik und Rhetorik, ja der Logik zugehören. Stil ist nach dieser unterscheidenden Definition die Art und Weise, wie man zur Erreichung eines bestimmten Zweckes seine Gedanken bildet, ordnet und darstellt; Schreibart ist dagegen die Art und Weise, wie man die Worte, als bloße hörbare Ausdrücke genommen, wählt und zusammenstellt, geht also nur auf das Verhältnis, in welchem der Vortrag zu den Anforderungen des Wohlklangs und allenfalls noch des Periodenbaus steht. Damit aber ist dem Stil mehr und der Schreibart weniger gegeben, als ihnen gebührt.

In unserer vorher aufgestellten Definition ist gesagt worden, die Art und Weise der Darstellung sei teils bedingt durch die geistige Eigentümlichkeit des Darstellenden, teils durch Inhalt und Zweck des Dargestellten, d. h. um es mit anderen Worten und kürzer auszudrücken, der Stil hat eine subjektive, er hat eine objektive Seite. Nehmen wir also z. B. die Schulrede von Herder über die Geographie, so ist der Stil, die Art und Weise der sprachlichen Darstellung, einmal objektiv bedingt durch Inhalt und Zweck; durch den Inhalt, d. h. erstlich durch die thematische Idee, die Nützlichkeit und Annehmlichkeit der geographischen

Studien und zweitens durch den Stoff, durch das ganze Gedankenmaterial, das jene eine Idee um sich versammelt; durch den Zweck, insofern darauf ausgegangen wird, die Zuhörer und gerade diese, nämlich Schüler und Lehrer und Schulfreunde, von Seiten des Gemütes für die Anerkennung und Bethätigung jener Idee zu gewinnen, und insofern um dieses Zweckes willen jene Gedanken sich zu einer Rede und namentlich zu einer Schulrede gestaltet haben. Objektiv betrachtet hat also das Ganze den Stil einer Schulrede über die Geographie. Indessen das teilt diese Rede mit jeder anderen, die über das gleiche Thema vor eben einer solchen Zuhörerschaft etwa ist gehalten worden oder gehalten werden kann. Was sie von diesen unterscheidet, was sie zu einer Rede Herders macht, das ist nun die subjektive Seite des Stils, das ist die Art und Weise, in der nur Herder, weil er gerade diesen Geist und diese Bildung besaß und in dieser Zeit lebte, seinen Gedanken Worte gab, seine Art und Weise, die Gedanken einzukleiden und zu schmücken, die Worte zu ordnen, zu trennen, zu verbinden.

Natürlich gehören beide Seiten immer und notwendig zusammen, sie fallen nicht getrennt und trennbar auseinander; denn es ist ja damit eines und dasselbe, die äußere sprachliche Form nur von verschiedenen Standpunkten her betrachtet; es kann auch in einer gut und gesund abgefaßten Schrift nicht bloß das eine oder bloß das andere vorhanden sein: eine Schrift, die nur objektiven Stil hat, (leider gibt es solcher nur zu viel) macht, wenn man sie überhaupt lesen mag, zum mindesten denselben unangenehmen Eindruck, den überall die Charakterlosigkeit macht. Es muß beides da sein, beides in der rechten organischen Vereinigung, und bald mehr von dem einen, bald mehr von dem anderen. Dies mehr oder minder ist jedesmal bedingt durch den Inhalt, dadurch, ob auch dieser von subjektiver oder von objektiver Natur ist: lediglich davon hängt die größere oder geringere Subjektivität oder Objektivität der äußeren Darstellung, des Stiles, ab.

Vom Begriff der Disposition

von J. H. Deinhardt.

Über das Wesen der Disposition finden wir die ersten sicheren Bestimmungen bei den Griechen und Römern, und namentlich wurde derjenige Teil der Dispositionslehre, der sich auf die öffentliche Rede bezieht, mit einer Vollständigkeit und Gründlichkeit behandelt, die uns auch jetzt noch als musterhaft erscheinen kann. Bei dem öffentlichen Leben, welches in Griechenland und in Rom herrschte, spielte die Rede eine unendlich wichtige Rolle; aber einer der wesentlichen Teile der Redekunst ist die Dispositionslehre. Denn die Redekunst zerfällt ihrer Natur nach in fünf Teile, die von Quintilian in seiner musterhaften

Anleitung zur Redekunst (de institutione oratoria libri duodecim) und schon vor ihm von Cicero in seinen rhetorischen Schriften mit den Namen: inventio, dispositio, elocutio, memoria und pronuntiatio bezeichnet werden. Man verstand nämlich unter inventio die Auffindung des Stoffes oder genauer die Mittel und Wege, durch welche man sich des zur Rede erforderlichen Stoffs bemächtigte; unter dispositio aber die dem Zwecke der Rede entsprechende Anordnung und Gliederung des Stoffs; elocutio ist die sprachliche Darstellung oder der Stil; memoria bezieht sich auf die sichere Aufnahme der geschriebenen oder auch nur meditierten Reden in das Gedächtnis; mit dem Worte pronuntiatio endlich bezeichnete man den mündlichen Vortrag, also z. B. die richtige Betonung der Worte, die angemessene Stärke und Modulation der Stimme und die rechte Haltung und Bewegung des Körpers und seiner Organe. Bei schriftlichen Darstellungen, die nicht vor einer Versammlung von Menschen vorgetragen werden sollen, z. B. bei Aufsätzen aller Art und Büchern fallen die beiden letzten Teile der Redekunst natürlich hinweg, und es bleiben in diesem Falle nur die inventio, die dispositio und die elocutio zu beachten. Von diesen drei Momenten bezieht sich aber die inventio vorzugsweise auf den Inhalt der Rede oder der Abhandlung, d. h. auf die Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle und Zwecke, welche im Verlauf der Rede ausgesprochen werden sollen; die dispositio und elocutio (die Disposition und der Stil) aber haben das Gemeinsame, daß sie sich beide auf die Form der Rede beziehen, und zwar mit dem Unterschiede, daß die Disposition die allgemeine Gedankenform und Ordnung ist, die dem Aufsatze zu Grunde liegt, der Stil aber die sprachliche Form, deren Haupteigenschaften Korrektheit, Deutlichkeit, Gewandtheit, Angemessenheit und Schönheit des Ausdrucks sind. Man sieht daraus, daß die Disposition der logische Teil oder das logische Moment jeder Rede und Abhandlung ist, indem das einem allgemeinen Begriffe oder Zwecke (einem bestimmten Thema) entsprechende Verteilen und Anordnen der Gedanken ohne Zweifel als eine logische Operation des Verstandes betrachtet werden muß.

Quintilian vergleicht in der Einleitung zum siebenten Buche seines angeführten Werkes die Disposition der Rede mit der Anordnung und Verteilung der Steine und der anderen Stoffe, die der Baumeister zu machen hat, wenn er ein Gebäude errichten will. Denn gleichwie diejenigen, welche Bauwerke aufführen wollen, sich keineswegs damit zufrieden geben, daß sie Steine, Holz, und was sonst zum Bauen gebraucht wird, zusammenbringen, wenn der Baumeister diese Stoffe nicht zugleich zweckmäßig ordnet und zu einem Ganzen zusammenstellt, so erhält man auch beim Reden durch eine noch so große Fülle von Stoff nur einen Haufen und eine bloße Masse, wenn man ihn nicht durch die Disposition zweckmäßig verbindet und in Ordnung bringt. Auch mit der künstlerischen Konstruktion einer Bildsäule, ferner mit der Gliederung unseres

körperlichen Organismus und endlich mit der Verteilung der Heeresmassen einer Armee, die ein geschickter Feldherr vornimmt, vergleicht Quintilian die Disposition der Rede. Wenn man in dem Körper eines Menschen oder eines Tieres ein Glied mit einem anderen vertauschte und ihm eine andere Stelle anwiese, so würde, wenn man auch sonst alles einzelne beibehielte, eine Mißgestalt entstehen; auch würden die Glieder selbst, wenn sie nur ein wenig von ihrer naturgemäßen Stelle fortgerückt würden, die Kraft verlieren, in ihrer Art thätig zu sein und für das Gesamtleben des Körpers zu wirken; ebenso würden Heeresmaßen, wenn sie nicht richtig disponiert wären, sich nur gegenseitig im Wege stehen und sich in ihrer Wirksamkeit stören, statt sich, was sie sollen, gegenseitig zu unterstützen und zu einem einzigen Ziele hinzuwirken. Zuletzt kommt Quintilian auf den Gedanken, daß das ganze Weltall nur durch Ordnung bestehe und daß alles zu Grunde gehen müsse, wenn die Ordnung gestört würde. Von dieser Ordnung der Dinge des sinnlichen und geistigen Universums soll die Ordnung schriftlicher Darstellungen, die man die Disposition nennt, gleichsam ein Abbild und Nachbild sein. Jede wertvolle Rede oder Abhandlung soll ein ebenso lebendiges Ganze sein wie ein organisches Naturwesen oder wie ein vollendetes Kunstwerk, also getragen von einem einfachen Begriff und Zweck und in allen ihren Teilen so geordnet und gegliedert, wie es der Idee des Ganzen entspricht.

Man kann unter den schriftlichen Darstellungen, welche disponiert werden sollen, zunächst die Abhandlungen und die eigentlichen Reden unterscheiden, indem die Abhandlungen sich in der Sphäre der Erkenntnis halten, die Reden aber den Zweck haben, den Willen zu bestimmen; für beide Arten der Darstellung aber gilt das Gesetz, daß die Disposition nichts Willkürliches ist, sondern aus der Natur des Gegenstandes ebenso notwendig sich ergibt, wie die ganze Organisation und Gliederung einer Pflanze aus dem Zwecke, den sie realisieren soll. Für solche Abhandlungen, deren Aufgabe es ist, einen Naturgegenstand, z. B. ein Tier oder eine Landschaft zu beschreiben, wird sich die für jede Disposition so eben aufgestellte Forderung fast von selbst verstehen; die Disposition, die einer solchen Beschreibung zu Grunde gelegt ist, wird um so vollkommener sein, je mehr sie ein Abbild der Ordnung ist, die der Gegenstand seiner Natur nach in sich selbst trägt. Aber auch die Darstellung eines historischen Ereignisses wird um so wahrer und naturgemäßer werden, je mehr in ihr die zeitliche und kausale Ordnung, die das Ereignis in sich selbst trägt, festgehalten und emporgehoben wird, und erst diejenigen Geschichtschreiber sind groß in ihrer Art, die sich die historischen Ereignisse nicht willkürlich zurecht legen, sondern die in den Ereignissen liegende ewige Ordnung erkennen und ihren Darstellungen zu Grunde legen. Selbst reine Begriffe haben in sich eine ihrem Wesen entsprechende Gliederung und Entwickelung

ihrer Momente und Merkmale, und eine schriftliche Begriffs-Entwickelung wird daher sicherlich um so gründlicher disponiert sein, je vollständiger und anschaulicher die dem Begriff selbst inwohnende Ordnung in der Disposition festgehalten und wiedergegeben ist.

Aber nicht bloß in den eigentlichen Abhandlungen (Beschreibungen, Erzählungen, Schilderungen, Begriffs-Entwickelungen, Beweisführungen u. s. w.) wird die Disposition gleichsam ein Spiegelbild der Ordnung sein, die den darzustellenden Gegenständen ihrer Natur nach eigen ist, sondern auch die Disposition der eigentlichen Rede, sowohl der politischen und gerichtlichen als auch der geistlichen, wird durch die objektive Natur des Themas, welches der Redner behandeln soll, notwendig bestimmt werden. Denn alle Redner haben den Zweck, in bestimmten Kreisen von Zuhörern gewisse Überzeugungen hervorzubringen und gewisse Gefühle zu erregen und hierdurch den Willen zu bestimmen; und mit diesem Zwecke stehen bestimmte Mittel in Verbindung und eine bestimmte Methode und Ordnung, dieselben in Anwendung zu bringen. Daher wird derjenige Redner seine Rede am besten disponieren, der sich in den objektiven Zweck seiner Rede lebendig zu versetzen und diejenige Gliederung und Aufeinanderfolge der Vorstellungen zu finden weiß, die nach den Gesetzen der Psychologie am geeignetsten ist, die Gemüter der Zuhörer zu bestimmen und zu gewinnen.

So läßt es sich denn begründen, daß eine wahrhafte Disposition einer Abhandlung oder einer Rede nichts Willkürliches ist, was der Verfasser der Arbeit etwa nach seinem subjektiven Belieben machen könnte, sondern etwas Objektives, was sich aus der Natur der Sache, die disponiert werden soll, mit Notwendigkeit und gleichsam von selbst ergibt, und daß man also die Disposition definieren kann als die dem Begriffe oder Zwecke der Sache, welche dargestellt werden soll, gemäße Anordnung und Entwickelung der Vorstellungen.

Aus den bisherigen Bemerkungen geht aber ferner hervor, daß es unmöglich ist, eine zweckmäßige Disposition zu entwerfen, wenn man nicht vorher die Sache, um deren Darstellung es sich handelt, aufs genaueste kennen lernt und sich des Stoffs, der verarbeitet werden soll, aufs vollständigste bemächtigt hat. Dieses geschieht aber je nach der Natur des Themas durch Beobachtung, Erfahrung, Nachdenken, Studium, Lektüre und ähnliche Thätigkeiten. Bezöge sich also das Thema auf mein inneres Seelenleben, so müßte ich mich selbst erkennen; bezöge es sich auf eine Naturerscheinung, so müßte ich den Verlauf derselben möglichst genau und möglichst oft beobachten; sollte das Wesen einer geschichtlichen Thatsache oder Persönlichkeit dargestellt werden, so müßte ich die Quellenschriftsteller studieren und mit einander vergleichen; bestände das Thema darin, daß das Werk eines Schriftstellers nach gewissen Gesichtspunkten bearbeitet werden soll, so wäre dieses Werk wiederholt und mit steter Rücksicht auf den gegebenen Gesichtspunkt

zu studieren; auch wäre in allen diesen und ähnlichen Fällen außerdem noch dasjenige sorgfältig zu beachten, was kundige Männer über den betreffenden Gegenstand geurteilt und geschrieben haben. Oder sollte ein Redner einen eines Verbrechens Angeschuldigten verteidigen, so hätte er, ehe er an die Disposition seiner Rede denken könnte, sich mit der Handlung, die als Verbrechen bezeichnet wird, nach allen Beziehungen bekannt zu machen, also zuerst zu fragen, ob sein Klient die angebliche Handlung wirklich begangen hat; und wenn sich dieses nicht ableugnen ließe, so hätte er weiter genau zu untersuchen, wie der Verlauf der Handlung gewesen ist; ferner aus welchen Motiven dieselbe hervorgegangen ist und welche Folgen sie gehabt hat; auch ob sie wirklich unter die Kategorie des Verbrechens gehört, unter welche sie von den Anklägern gestellt worden ist; ferner hätte er auch den früheren Lebenslauf des Angeschuldigten zu betrachten, ob darin etwas zu finden ist, was zu seiner Rechtfertigung dienen kann; endlich hätte er auch die Gesinnungen, Vorurteile und Ansichten derer zu beachten, die über die Handlungen zu richten haben. Erst wenn er auf diesen Wegen seinen Gegenstand nach allen Seiten hin aufs genaueste erforscht hat, ist er im stande, seine Rede richtig und wirksam zu disponieren. Durch solche Forschungen und Studien ergibt sich denn auch erst der Kern- und Hauptpunkt der Sache, auf den sich die ganze Darstellung zu richten hat, wenn sie einen Erfolg haben soll, und von welchem aus die Gliederung der Disposition gemacht werden muß, wenn sie für den Vortrag gleichsam dasselbe sein soll wie der Riß zu einem schönen Gebäude oder die allgemeine Gliederung eines tierischen Organismus.

Einer unserer besten Schriftsteller, dessen Aufsätze sich ebensosehr durch Klarheit und Ordnung der Gedanken als durch eine einfache und gediegene Sprache auszeichnen, der unvergeßliche Justus Möser, hat in einem kleinen Aufsatze die Frage beantwortet, wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange, und darin besonders auch die bisher besprochene Wahrheit hervorgehoben, daß die Disposition nichts Willkürliches und von dem Schriftsteller äußerlich Gemachtes sein dürfe, sondern sich aus der genauesten Durchforschung und sehr oft wiederholten Überlegung der Sache wie von selbst ergeben müsse.

Was in diesen vortrefflichen Bemerkungen von dem Vortrage der eigenen Empfindungen gesagt ist, das läßt sich auf den Vortrag aller anderen Gegenstände anwenden. Über welchen Gegenstand man auch immer zu schreiben beabsichtigt, man kann in jedem Falle eine zweckmäßige Disposition des Aufsatzes nur aus der genauesten Kenntnis des Gegenstandes, welcher dargestellt werden soll, und aus der innigsten Vertrautheit mit seinem Wesen und seinen Erscheinungsformen gewinnen; und es ist daher die Pflicht des Schriftstellers oder Redners, sich ganz und gar in die Sache zu versenken, die er darstellen will,

dieselbe nach allen Seiten und Gesichtspunkten, die sie darbietet, zu betrachten und immer wieder zu betrachten, bis sie ihm nach ihrem Umfange und Inhalte gleichsam durchsichtig geworden ist, und dann aus ihrem eigentümlichen Wesen heraus den Vortrag zu disponieren. Eine Disposition dagegen, die vor der genauesten Erforschung der Sache etwa nach äußerlich eingelernten philosophischen Kategorien gemacht ist, thut der Sache Gewalt an, verzerrt ihre eigentümliche Gestalt und läßt sie in einem schiefen Lichte erscheinen. Und wie sehr sich auch einer schon in der Kunst des Disponierens geübt haben mag, er wird doch, einen so großen Vorteil er auch vor Anfängern in der Darstellung voraus hat, bei jedem neuen Gegenstande das Durchforschen desselben von vorn anfangen und die Anordnung und Behandlung der Sache immer von neuem aus ihrem eigenen Mittelpunkte herausfinden müssen. Denn jeder besondere Gegenstand hat auch eine seiner Individualität entsprechende ganz bestimmte Form und Gliederung; er teilt sich gleichsam selbst von innen heraus, und der Schriftsteller soll eben nicht eine Einteilung machen, sondern sich der ursprünglichen Teilung der Sache bemächtigen.

Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange

von J. Möser.

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit anderen vortragen wollen, mag leicht gegründet sein, aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die toten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser; und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sklavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinaufempfinden und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls und geben uns aus ihrer

glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nötig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des anderen Tags verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. Sowie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von näheren Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Teilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier beiseite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nötig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat; und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der anderen. Gesetzt ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponieren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice, aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte," so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponierte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdrücken will.

Das Kolorieren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt, aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Übung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das mehrste hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppierung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind, so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Überlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger oder den Durst zu Entdeckungen; jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten

Aufwallungen seiner Seele. Wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, solange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie dieselbe arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. Aber auch für die Liebe gibt es keine Disposition, kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur anderen gekommen ist.

Aufsatzproben und Dispositionen.

Uhlands „Graf Eberhard der Rauschebart“ *).

(Eine Nacherzählung.)

Uhland war im Gegensatze zu anderen schwäbischen Dichtern seiner Zeit den alten Sagen und Heldendichtungen sehr zugethan und hat mit Vorliebe die Stoffe zu seinen Liedern der Geschichte seiner Heimat entnommen. So hat er auch die beiden Grafen Eberhard den Rauschebart, auch Greiner d. i. Zänker genannt, und seinen Sohn Ulrich in Rhapsodien besungen. Ich will im folgenden den Inhalt dieser vier Gedichte kurz erzählen.

Graf Eberhard hatte während seiner Regierung mit einem doppelten Feinde zu kämpfen, zuerst mit den widerspenstigen Rittern Schwabens, die sich sogar zu einem Bunde, dem sogenannten Schleglerbunde, gegen ihn vereinigten, und dann mit den schwäbischen Reichsstädten. Diese Kämpfe legte Uhland seinen Rhapsodien zu Grunde und schildert in den beiden ersten Gedichten den Grafen Eberhard als Feind der Schlegler, in den beiden letzten ihn und seinen Sohn Ulrich im Streit mit den Reichsstädten.

Im Sommer des Jahres 1367 verweilte Graf Eberhard, seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen, in Wildbad im Schwarzwald. Hier gedachten ihn die Schlegler zu überfallen und in ihre Gewalt zu

*) Die folgenden Aufsätze sind größtenteils den verdienstlichen Arbeiten Leuchtenbergers, Linnigs, Schöntags, Werneckes und Zorns entnommen (vergl. den Literaturnachweis).

bringen. Als er einst im Bade saß, wurde ihm gemeldet, es zögen von den beiden Seiten des Thales feindliche Haufen heran. Der Plan der Schlegler wäre gelungen, wenn nicht ein treuer Hirte den Grafen gerettet hätte, indem er ihn auf geheimem Pfade glücklich über das Gebirge nach Stuttgart brachte. — Noch in demselben Jahre versammelten sich die Ritter des Schleglerbundes, dessen Häupter nunmehr den stolzen Namen Könige führten, in dem Städtchen Heimsen, um Rat zu halten, wie sie den Grafen gefangen nehmen und dann nötigen könnten, sie von dem verhaßten Zwange des Landfriedens und des Lehndienstes zu befreien. Aber ihr Plan ward dem Grafen verraten. Unbemerkt rückte er im Dunkel der Nacht heran und ließ rings um den Ort Holz und Stroh häufen. Bald züngelten die Flammen an den Mauern und Türmen empor und zwangen die Schlegler durch das einzige freigelassene Thor herauszuziehen und sich ihrem Gegner zu unterwerfen.

Mit den Reichsstädten lag Eberhard vom Jahre 1376 an in Streit. Im Jahre 1377 belagerte Ulrich von der Burg Achalm aus die alte Stadt Reutlingen. Als es in der Stadt an Lebensmitteln zu fehlen begann, da machte ein Haufe Bürger nachts heimlich einen Ausfall ins nahe Urachthal. Um den Zurückkehrenden ihre Beute abzunehmen, verlegte ihnen Ulrich den Weg in die Stadt. Tapfer hielten seine Ritter stand, bis sie plötzlich von der Stadt aus auch im Rücken angegriffen wurden. Nun war ihre Sache verloren. Die meisten fielen; Ulrich entkam schwerverwundet nach Achalm. Als er von seinen Wunden genesen nach Stuttgart zurückkehrte, nicht ohne Bangen, da er sich schuldig fühlte, wurde ihm von seinem strengen Vater die verdiente Strafe. Schweigend schnitt dieser zwischen sich und ihm das Tafeltuch entzwei. — Erst elf Jahre später, als Eberhard mit vielen Rittern und Bauern von neuem gegen die verbündeten Reichsstädte zog, erhielt Ulrich Gelegenheit, seine Ritterehre wieder herzustellen. Bei Döffingen kam es im Jahre 1388 zur Schlacht. Fest entschlossen, sich heute des Vaters Gunst wieder zu erwerben, stürzte sich Ulrich in den Kampf, wurde aber bald zum Tode verwundet hinweggetragen. Ulrichs Fall drohte Verwirrung in Eberhards Reihen zu bringen; da führte des Grafen unerschütterter Sinn zum Sieg. Ohne eine Thräne zu vergießen, feuerte er die Seinigen von neuem zum Kampf an; und als nun auch Wolf von Wunnenstein — sonst sein Gegner, für heute sein Bundesgenosse gegen den gemeinsamen Feind — auf die Städter sich warf, da geschah, was der Graf, um die Seinigen zu ermutigen, die Feinde zu verwirren, schon vorher laut gerufen hatte — die Feinde flohen. Erst jetzt nach errungenem Siege gab sich der Vater dem Schmerz um den gefallenen Sohn hin.

So war es dem alten Greiner gelungen, über seine Feinde Herr zu werden. Auch mit Wolf von Wunnenstein kam es noch zu einer aufrichtigen Versöhnung. Beide sind sich in ihren letzten Lebensjahren Freunde gewesen.

Wer kosten will die süße Nuß,
Die harte Schal' erst knacken muß.

Der Kern der Nuß ist von einer harten Schale umgeben; wer ihn haben will, der muß sich die Mühe nehmen, dieselbe zu zerbrechen; daher kommt das Sprichwort:

„Wer kosten will die süße Nuß,
Die harte Schal' erst knacken muß."

Der allgemeine Gedanke, den dieses Sprichwort enthält, ist klar: Wer etwas erreichen will, sagt es, der muß sich darum bemühen.

Beispiele für die Richtigkeit dieses Satzes bietet das alltägliche Leben auf Schritt und Tritt. Wer Herz und Sinn an dem weiten Ausblick erfreuen will, den der Gipfel eines hohen Berges gewährt, der muß eben die Mühe, ihn zu ersteigen, auf sich nehmen; er muß dies vielleicht sogar wiederholt thun, bis er endlich den ersehnten Genuß hat. Will einer irgend eine körperliche Geschicklichkeit oder Fertigkeit sich aneignen, so muß er gar mancherlei ertragen und thun, bevor er ans Ziel kommt. Ganz besonders aber gilt dieser Satz von der Bildung des Geistes. Schon wer zu denen gehören will, die man im gewöhnlichen Leben die Gebildeten zu nennen pflegt, schon der muß viele Jahre seiner Jugendzeit darauf verwenden, alles das zu erlernen, was derjenige wissen muß, der auf Bildung Anspruch macht. Wer aber vollends auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft oder Kunst etwas Tüchtiges leisten will, der darf sein Leben lang weder Mühe noch Arbeit scheuen; denn „dem Verdienste voran hat den Schweiß gesetzet die Gottheit".

An großen Männern der Geschichte die Wahrheit des Sprichwortes zu erweisen, ist leicht. Ich erinnere an Demosthenes. Er wollte ein großer Redner werden und ist auch einer geworden. Aber er hat diesen Ruhm nicht leicht gewonnen. Was die Alten von den Anstrengungen erzählen, die er gemacht haben soll, um alle die Hindernisse, die seinem Streben entgegenstanden, zu beseitigen, mag übertrieben sein. So viel steht fest, daß er, um sein Ziel zu erreichen, eine Ausdauer und Willenskraft bethätigte, wie wenige. Ein anderes Beispiel! Friedrich II. der Große mochte sich nicht damit begnügen, der König eines kleinen, wenig angesehenen Landes zu sein; er wollte Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte erheben, und es ist ihm auch gelungen. Aber welche Anstrengungen mußte er darum machen! In drei harten Kriegen mußte er sich das wichtige Schlesien erstreiten, mußte Jahrzehnte lang durch die rastloseste Thätigkeit die inneren Kräfte seines Landes heben, bis es ihm endlich gelang, seinem Reiche die erstrebte Stellung zu verschaffen. Die beiden Beispiele — sie ließen sich ja leicht vermehren — mögen genügen!

Wenden wir schließlich den Satz auf unsere eigene Lage an! Wir trachten zunächst darnach, uns die allgemeine Bildung zu erwerben, die

uns in späteren Jahren unser Fortkommen in der Welt ermöglichen soll. Da gibt es denn so manche Schwierigkeit zu überwinden; wir müssen uns so manches, was unseren Altersgenossen in anderen Verhältnissen gestattet ist, versagen. Schon viele haben wir mit oder ohne ihre Schuld aus unseren Reihen treten und den Kampf aufgeben sehen. Auch wir dürfen nur dann hoffen ans Ziel zu kommen, wenn wir Fleiß und Mühe nicht sparen. Wollen wir also ernstlich unsere Pflicht thun und, wenn es uns zuweilen schwer wird, bedenken, daß

Wer kosten will die süße Nuß,
Die harte Schal' erst knacken muß!

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Gar oft erweckt ein schöner Sonnenaufgang in uns die Hoffnung auf einen heiteren Tag. Aber schon nach wenigen Stunden beginnt sich der Himmel zu trüben; die Sonne verschwindet zeitweise hinter Wolken; der Wechsel der Windrichtung verkündet einen Umschlag des Wetters; bald bedeckt graues Gewölke den Himmel, und auf den hellen, sonnigen Morgen folgt ein unfreundlicher, regnerischer Tag. Durch diese Erfahrung entstand das Sprichwort: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben."

Mißzuverstehen ist das Sprichwort nicht. Man soll eine Sache, will es sagen, um eines guten Anfangs willen nicht auch schon für wohl gelungen halten, sondern soll mit dem Lobe zuwarten, bis sie glücklich beendigt ist. Zwar ist ein guter Anfang immerhin viel wert; „dimidium facti, qui coepit, habet," sagt Horaz; aber sichere Bürgschaft für ein gutes Ende gibt er nicht. Leicht können uns ja nahe am Ziel die Kräfte versagen, oder das Glück kann uns verlassen; Freunde, auf deren Wort und Beihilfe wir bauten, können untreu werden; kurz aus gar vielen Ursachen kann ein glücklich begonnenes Werk mißlingen.

So naheliegend und einleuchtend aber auch die Wahrheit des Sprichwortes ist, so wird sie dennoch von vielen nicht beachtet. Fast täglich führt uns das Leben Menschen vor Augen, die den Fehler begehen, den Tag vor dem Abend zu loben. So sind, wenn im Frühjahre die Saaten gut gedeihen, viele thöricht genug, mit Sicherheit auf eine reiche Ernte zu rechnen, ohne zu bedenken, wie leicht der ganze Segen vernichtet werden kann. Welche Eltern sind nicht stolz auf einen Sohn, der sich körperlich und geistig gut zu entwickeln beginnt? Allein nur zu oft gehen ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung, sei es daß ein frühzeitiger Tod den Sohn ihnen entreißt, sei es daß derselbe auf Abwege gerät und seinen Eltern statt der gehofften Freude Kummer und Schande macht. In diesen und in allen ähnlichen Fällen wird die

Enttäuschung um so schmerzlicher sein, je weniger an die Möglichkeit eines Fehlschlagens der Hoffnungen gedacht wurde.

Daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die dieser Wahrheit sich verschlossen und erst durch bittere Erfahrungen zu der richtigen Einsicht kamen, wird niemand bezweifeln. Der reiche lydische König Krösus fühlte sich so sicher in seinem Glücke, daß er den weisen Solon verlachte, als dieser ihn daran erinnerte, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Und gerade an ihm erfüllte sich wie an keinem die Wahrheit des Wortes. Wem fiele dabei nicht König Belsazar ein, dessen Ende Heinrich Heine in dem bekannten Gedichte so ergreifend dargestellt hat? Wenige Stunden nachdem er lästernd gerufen:

„Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon!"

wenige Stunden nachher in derselbigen Nacht noch ward er von seinen eigenen Knechten umgebracht.

Was sollen wir nun aus dem Sprichworte lernen? Offenbar das, daß es thöricht ist, auf einen guten Anfang allzu feste Hoffnungen zu gründen. Diese Einsicht wird uns ebensosehr vor Übermut im Glück als vor Verzweiflung beim Mißlingen unserer Pläne bewahren.

Wer nach jedem bellenden Hunde werfen wollte, müßte viele Steine haben.

Es ist nicht gut, wenn ein Mann gegen Lob und Tadel völlig gleichgültig ist; wem das Herz nicht höher schlägt, wenn er verdientermaßen seine guten Handlungen, seine tüchtigen Leistungen rühmend anerkannt sieht; und wer sich nicht betroffen fühlt, wenn ihn ein wohlbegründeter scharfer Tadel trifft, bei dem ist gar sehr zu fürchten, daß ihm das Gute selbst wenig am Herzen liegt, das Böse als solches ihm wenig Abscheu einflößt. Andererseits aber ist es auch ebensowenig anzuraten, gegen die Urteile anderer Menschen allzu empfindlich zu sein und namentlich den vielen Redereien, die gewöhnlich bei jedem in die Augen fallenden Streben, bei jeder nur etwas auffälligen Handlung laut werden, allzuviel Gewicht beizumessen. Mancher besitzt zu seinem eigenen Schaden eine solche Empfindlichkeit. Diesem ruft mit Recht unser Sprichwort zu: „Wer nach jedem bellenden Hunde werfen wollte, müßte viele Steine haben."

Betrachten wir den guten Rat, den uns dieses Sprichwort gibt, etwas näher, um zu sehen, wie wohlbegründet er ist. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die bellenden Hunde nicht beißen, wie ebenfalls ein Sprichwort sagt; es ist also eine unnötige und nutzlose Mühe, sie

mit Steinen verscheuchen zu wollen; lassen wir sie ruhig bellen, und wandern wir unsers Weges ruhig weiter, so haben wir von ihnen nichts zu befürchten; sie hören schließlich von selbst auf. Ist es etwa beim gewöhnlichen Gerede der Menschen anders? Das eitle Geschwätz, das bei jeder sich über das Maß des Alltäglichen erhebenden Handlungsweise vorgebracht wird, ja selbst oft ganz gewöhnliche Handlungen begleitet, läßt der Verständige gänzlich unbeachtet und stört sich nicht im mindesten daran.

Denn zunächst, was sind die Anlässe zu solchen Redereien? Am häufigsten wohl die liebe Langeweile, die nach irgend einem Stoffe hascht, den sie verarbeiten kann, und der daher alles willkommen ist; gar mancher, der keine höheren Interessen hat, weiß eben nichts Besseres zu thun, als sich mit Gleichgesinnten von den sogenannten Ereignissen des Tages zu unterhalten und darüber sein Urteil abzugeben, das natürlich meistens eben nicht günstig lautet; denn der Mensch tadelt aus angeborener Schwäche nur gar zu gern. Sich selbst bewußt, wie wenig Tüchtiges er selber zu leisten im stande wäre, möchte er auch nicht gern eingestehen, daß andere das besser verstehen; und seine Kurzsichtigkeit hindert ihn am richtigen Verständnis. Oft aber sind die Beweggründe viel häßlicher; oft spielt Parteilichkeit bei solchen Gesprächen eine große Rolle; schlimmer noch ist es, wenn Eigennutz und Eifersucht mit im Spiele sind; am tadelnswertesten aber sind sie, wenn sie ihre Quellen finden im elenden Neide, in böswilliger Schadenfreude, in hämischer Verleumdung; wo solche Gesinnungen herrschen, da bleibt es freilich zuweilen nicht beim bloßen Bellen, da kommt's schließlich zum Beißen.

Wofern es aber beim bloßen Reden bleibt, so thun wir am besten daran, uns weiter gar nicht darum zu kümmern. Wollten wir uns gegen solcherlei Angriffe verteidigen, so würden wir erfahren, was der Wanderer erfährt, der sich des Hundes, welcher ihn bellend verfolgt, erwehren will. Statt ihn zum Schweigen zu bringen, reizt er denselben nur noch mehr, ja er weckt alle Hunde der Nachbarschaft zu gleichem Treiben auf. So würden auch wir durch Verteidigung nur noch immer mehr und lauteres Gerede hervorrufen; jeder Grund, den wir vorbringen, wird von neuem bekrittelt, jedes Wort ruft neue Erwiderungen hervor. Schweigen wir dagegen und thun nur ruhig weiter, was wir für gut und recht erkannt haben, so wird mehr und mehr das Gerede verstummen, die Schwätzer werden müde, der Gegenstand verliert mehr und mehr sein Interesse, und mittlerweile findet sich dann ein anderer Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit reizt und über dem sie das bisher Besprochene vergessen. Da zeigt sich denn ganz ersichtlich, wie wenig die Sache selbst sie interessierte; nicht etwa um wirklich etwas Besseres, Zweckmäßigeres zu erreichen, sondern bloß des lieben Ichs wegen aus Langeweile und Tadelsucht haben sie sich mit dem Gegenstande beschäftigt, und da sollten wir irgend ein Gewicht auf

solche Redereien legen? Schweigende Verachtung ist die beste Strafe, die ein solches Treiben treffen kann.

Und welche Wirkung hat es auf uns selber, wenn wir unangenehm berührt von solchen Angriffen uns ihrer erwehren?

Werden wir nicht schließlich verdrießlich und verstimmt werden, wenn wir sehen, wie nutzlos unsere Anstrengungen sind, wie das Gerede, statt aufzuhören, nur noch immer lauter und ausgedehnter wird? Vielleicht treibt uns sogar der Mißmut, einen ursprünglich wohl erwogenen Plan eitlem Geschwätz zuliebe abzuändern, vielleicht gar in verdrießlicher Stunde ihn sogar ganz aufzugeben und ermüdet vom fruchtlosen Kampfe mit dem vielköpfigen Feinde die Hände ganz in den Schoß zu legen. Dieses letzte würde jedenfalls große Schwäche und feige Nachgiebigkeit verraten, und das erstere müßte immerhin der guten Sache bedeutenden Eintrag thun.

Wenn sich also über uns und über unsere Handlungen ein derartiges Geschwätz erhebt, so mögen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß die edelsten, besten und größten Menschen einem gleichen Schicksale nicht haben entgehen können, und uns vergegenwärtigen, wie diese ruhig und ungestört ihre hohen Ziele verfolgt und schließlich die Beschämung ihrer Splitterrichter erreicht haben. Selten mag, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Mann so viel besprochen und bekrittelt worden sein als Perikles in dem redseligen, tadelsüchtigen Athen! Und doch — wie ruhig, wie sicher wandelte er seine Bahn, mit welcher Gelassenheit hörte er das Gerede seiner engherzigen Feinde und Neider, das oft kindische Schwatzen seiner leichtsinnigen Mitbürger an! Wie selten öffnete er seinen Mund zur Verteidigung — und wie groß und herrlich wurde Athen unter seiner Leitung! Die Blütezeit Athens bezeichnen wir mit dem Namen des Perikleischen Zeitalters. Einen solchen Mann dürfen wir uns gewiß auch für unsere stilleren Lebenskreise zum Muster nehmen. —

Lassen wir uns nicht irre machen, wenn sich unnützes Gerede erhebt und der eine dies, der andere jenes an uns und an unserem Streben auszusetzen findet. Wir können unbesorgt weiter wandern und uns mit dem Sprichworte beruhigen: Bellende Hunde beißen nicht. Ein anderes Sprichwort sagt ebenso bezeichnend: Das sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Pflug und Schwert.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesittung der Menschheit.

Aus einem Metalle bildet der Mensch zwei entgegengesetzten Zwecken dienende Werkzeuge, den Ernährer der Menschheit und den Verderber,

das eine die Grundlage aller menschlichen Gesittung, das andere das Sinnbild der rohen Gewalt, des Mörders Gehilfen: Pflug und Schwert.

Das sind vielleicht die ersten Ergüsse unserer Gefühle, wenn wir das Schwert und den Pflug zu einander in Beziehung bringen. Was verdanken wir nicht dem Pfluge! Von ihm gelockert spendet die Mutter Erde reichliche und sichere Nahrung der bedürftigen Menschheit, die sonst auf die kärgliche und unsichere Jagdbeute oder auf den ebenfalls nicht genügenden Ertrag ihrer Viehherden angewiesen wäre. Zu der Kleidung, die uns das Fell des Wildes und die Wolle des Schafes gibt, kommt dank dem Pfluge die glatte linde Leinwand und ähnliche Stoffe, die der Landbau uns liefert. Doch nicht bloß Nahrung und Kleidung schafft uns jenes bescheidene Geräte: noch andere Güter müssen wir von dem Pfluge, dem wichtigsten Geräte des Landbaues, herleiten. Daß wir feste Wohnstätten gründeten, hat ja erst der Ackerbau wie einerseits notwendig, so andererseits möglich gemacht. Unsere ganze Gesittung, die staatlichen Einrichtungen sind bedingt durch den Ackerbau: mit einem Wort, der Preis, den unser Schiller in seinem eleusischen Feste der Ceres spendet, —

„Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt“ —

dieser Preis darf dem unscheinbaren Geräte zuerkannt werden, das uns der Göttin Gabe vermittelt.

Wie ganz anders sind die Gefühle, mit welchen ein Mensch von milder Gesinnung das Schwert betrachtet! Vielleicht sind noch die Spuren menschlichen Blutes daran zu finden, in das es einst getaucht wurde. Aber auch wenn es rein ist, in unserem Geiste haftet doch die Vorstellung von dem entsetzlichen Gebrauche, zu dem es gefertigt ist. Tödlich demjenigen, an dem es gebraucht wird, ist es ein Unsegen für den, der es führt. Gewaltthätig wird sein Charakter; gewöhnt Gewalt zu üben, muß auch er Gewalt fürchten. So raubt ihm das Schwert das Gefühl der Sicherheit: in steter Erwartung eines Feindes muß er stets auf der Hut, stets zur Abwehr gerüstet sein. Wenn er also selbst nicht dem Schicksale verfällt, das er anderen bereitet, so ist ihm doch die Ruhe der Seele geraubt. Und muß er nicht schließlich auch eine andere Vergeltung fürchten, wenn die menschliche ihn ja nicht erreicht?

Es ist begreiflich, wenn der weich fühlende Mensch mit Schauder von diesem Werkzeuge des Mordes sich abwendet. Indessen dürfte doch nur ein einseitiges und beschränktes Urteil, das nur den Mißbrauch der Waffe — ob Schwert, ob Schießgewehr — berücksichtigt, hier stehen bleiben. Wir aber dürfen nicht verkennen, welchen Wert bei richtigem Gebrauche die tödliche Waffe für den Menschen hat. Daß uns dieselbe gegen die wilden Tiere schützt, vergessen wir beinahe, nachdem — in unseren Gegenden wenigstens — mit ihrer Hilfe dieselben fast ganz ausgerottet sind. Aber auch gegen die Angriffe böser Menschen

bedürfen wir der Waffe, und wenn wir persönlich sie nicht leicht zu ziehen brauchen, so verdanken wir auch dies nur dem Umstande, daß die Obrigkeit und ihre Diener das Schwert tragen, bereit, es zum Schutze des Redlichen zu brauchen. Das Schwert des Scharfrichters, das dem Leben des Verbrechers ein Ende macht, verteidigt mit dem tötenden Streiche Eigentum, Ehre und Leben von Tausenden, und selten ist heute die Notwendigkeit, daß dieser Streich geführt werde, da es in der Regel noch in der Scheide bleibend die Angriffe des Gesetzlosen auf die Friedlichen zurückhält. Und wie im inneren Leben der Völker, so ist auch in dem Verhältnisse der Staaten untereinander das Schwert unentbehrlich. Es mag traurig sein, daß selbst gesittete Völker gegen einander der Schutzwehr bedürfen; aber solange ein Volk nicht sicher ist, ob es nicht von seinen Nachbarn angefallen, von einem Gewaltthätigen unterjocht werde, so lange muß es im Schwerte seine Rettung finden. Der Gebrauch in solchem Dienste adelt das Schwert und adelt seinen Träger. Denn nicht niedere Triebe lassen es ihn führen; nein die heiligsten Interessen: Recht, Freiheit, Vaterland will er schützen, und er selbst setzt freudig sein Leben ein, um andere zu erhalten. Er darf einstimmen in das Lied des edlen Sängers, der sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes hingegeben hat:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein freudig Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.“

Also ist es nicht das Schwert, das wir verabscheuen dürfen, sondern nur der Mißbrauch desselben. Von der rechten Hand geführt schützt es, was uns der Pflug erworben, schützt Gesetz und Sitte, Freiheit und Vaterland. Und mit dem rechten Geiste geführt macht es nicht den Sinn wild, sondern tapfer und aufopferungsfähig. Wohl mag die Hand am Pfluge in treuer Arbeit beitragen zur eigenen und zu anderer Erhaltung, es mag bei seiner Handhabung redliche und friedliche Gesinnung gedeihen; aber Fleiß und Rechtschaffenheit machen noch nicht den vollen Mann; erst wer bei redlicher und friedlicher Gesinnung auch die Kraft hat, sich zu schützen, und den Mut, sein Leben zum Schutze der Angehörigen und des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen, erst der ist der ganze Mann. Wohl dem Volke, dessen Söhne solche Männer sind!

Zunge und Schreibfeder.

Vergleichung.

Welch unschätzbare Gabe besitzt der Mensch an der Sprache! Durch sie drückt er seine Bedürfnisse, seine Gefühle, seine Gedanken aus, durch sie vernimmt er die inneren Regungen des Mitmenschen

und bereichert sein eigenes Geistesleben. Kaum vermögen wir uns den Zustand vorzustellen, in welchem sich der Mensch befinden müßte ohne Sprache. Erst durch sie werden die geistigen Kräfte, die in ihm schlummern, geweckt und entwickelt; ja die Vernunft selbst, in welcher er seinen wesentlichen Unterschied und Vorzug vor dem Tiere erkennt, wäre kaum denkbar ohne sie.

Das hauptsächliche Werkzeug zum Sprechen ist die Zunge, die daher als Sinnbild jener Äußerung des menschlichen Geistes gilt und oft als gleichbedeutend für Sprache gesetzt wird. Dieses Werkzeug handhabt sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Unmittelbarkeit. Wir denken — das Wort erklingt hell und frisch zum Ausdruck der Freude, dumpf und gehalten in der Trauer, süß und weich in schmeichelndem Kosen, herb und gellend in bitterer Erregung. Die Artikulation der Klänge und der Tonfall der Stimme schmelzen so sehr zum unmittelbaren, man möchte fast sagen unwillkürlichen Ausdrucke des Gedankens zusammen, daß man glauben möchte, das gesprochene Wort sei selbst in einer fremden Sprache zu verstehen. Dazu gesellt sich wie von selbst das Mienen- und Gebärdenspiel und der Blick des Auges, in welchem sich der ausgesprochene Gedanke spiegelt. Hören wir gar einen sprachgewaltigen Meister der Rede, so ist es, als gösse er durch seine Worte seinen Geist in unsere Seele. Ist es ihm einmal gelungen, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, so läßt er uns nicht mehr los: die Bilder, die er vor uns entrollt, erhalten Leben und Bewegung; Gedanken, welche unklar und verschwommen uns vorschweben, entwickelt er zu lichtvoller Klarheit und Bestimmtheit; die Gefühle, welche in uns schlummern, weckt er und setzt sie in Thätigkeit, entfachte Leidenschaft beschwichtigt er: kurz unser Anschauen, Denken, Fühlen, Wollen beherrscht er durch sein Wort und formt unser Herz wie weiches Wachs.

Es ist begreiflich, daß für die Fälle, in welchen das gesprochene Wort den Dienst versagt, der Mensch auf einen Ersatz sann: er fand ihn in der Schrift, deren Sinnbild für uns Neuere, die wir uns zum Schreiben der Feder bedienen, die Schreibfeder ist. Freilich erscheint dieser Behelf dürftig gegenüber dem reichen Ausdrucke der Sprache, die tote Feder ein schwerfälliger Ersatz für die lebendige Zunge. Da sitzt der Schreibende und malt oder kritzelt künstlich ersonnene, mühsam eingeübte Zeichen; der Leser ergreift die starren Zeichen und enträtselt dieselben: nicht der Tonfall der Stimme, kein Blick des Auges, keine Gebärde läßt das Wort aufleben. Wie umständlich, wie unvollkommen! so mag man sagen.

Und doch hat die Schrift eine so ausgedehnte Anwendung gefunden, daß es fast scheinen möchte, als wolle sie den mündlichen Verkehr aus seinem Rechte verdrängen. Wir lesen mehr als wir hören; wir schreiben mehr als wir sprechen. Ins einzelne einzugehen ist wohl überflüssig; ich erinnere nur daran, daß man wegen des ausgedehnten Gebrauches

von Schrift und Druck — der vervielfältigten Schrift — unser Zeitalter das papierene nennt. Schon dieser ausgiebige Gebrauch, der von der Feder gemacht wird — und von den Typen —, läßt auf ihren Wert schließen. Und in der That finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die Schrift, anscheinend ein so dürftiger Ersatz des gesprochenen Wortes, ihre eigentümlichen Vorzüge vor demselben besitzt und weittragenden Einfluß übt.

Den ersten Anstoß zur Erfindung der Schrift mag zwar das Bedürfnis einer Verständigung zwischen räumlich Getrennten gegeben haben, aber zunächst soll doch der Wert hervorgehoben werden, den sie hat als Mittel, das Wort zu fixieren. Das gesprochene Wort verweht der Wind, das geschriebene bleibt für alle Zeiten; jenes mag entstellt werden, dieses bleibt unverändert. Drum kündet das Monument noch späteren Geschlechtern das denkwürdige Ereignis, das Gesetz wurde in ehernen Tafeln eingegraben oder auf Pergament geschrieben dem Archive anvertraut. Die Ergebnisse des Nachdenkens und der wissenschaftlichen Forschungen werden zu Papier gebracht: so bleiben sie aufbewahrt für den folgenden Forscher, der auf den grundlegenden Ergebnissen seiner Vormänner den Bau der Wissenschaft weiter führen kann. Und was beim Hören überhört, falsch aufgefaßt, vergessen werden könnte, das kann er bei genauerem Lesen noch bemerken, richtiger fassen, seinem Gedächtnisse einprägen.

Das gesprochene Wort vernimmt nur der Anwesende, das geschriebene auch der Entfernte; jenes ist nur einem beschränkten Kreise vernehmlich, dieses einer unbegrenzten Zahl. Konnten sonst wenige Glückliche am Munde des Meisters hangend von ihm lernen, so vermögen jetzt Unzählige, welchem Lebenskreise sie auch angehören, in welchen Zonen sie auch leben, aus allen Quellen des Wissens zu schöpfen, die irgendwo sprudeln. Nur durch die Schrift und deren Vervielfältigung, den Druck, ist die gewonnene Ausbildung der Wissenschaft möglich geworden — und ihre Verbreitung.

Überhaupt die Verbreitung aller geistigen Kultur. Die erhabensten Gedanken, die edelsten Gefühle, die sprechendsten Bilder werden uns durch sie vermittelt; und ist nur unsere Seele richtig gestimmt, so klingen auch ohne Vermittelung des lebendigen Wortes in ihr beim Lesen die Saiten, welche klingen sollen. Vermag ja der gebildete Musiker beim Ansehen einer Partitur mehr von der Komposition des Meisters zu vernehmen als der musikalisch nicht Gebildete, wenn diese Musik von einem vollzähligen Orchester vorzüglich vor ihm aufgeführt wird. Doch wieder zurück in das engere Gebiet, an welches wir gewöhnlich denken, wo vom Schreiben die Rede ist. Die Dichtungen der Sänger aller Zeiten, die zündenden Reden der großen Staatsmänner, die erhebenden Betrachtungen der tiefen Denker und der begeisterten Gottesmänner klingen durch die Schrift in uns und wecken den Sinn

für das Schöne, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit, für Sittlichkeit und Religiosität. Aus dem beschränkten Gesichtskreise der nächsten Umgebung hebt uns die Schrift und läßt uns schauen, was irgendwo ein Geist geschaut, empfinden, was ein Herz empfunden hat. Ist also die Zunge die Künderin, Vermittlerin, Weckerin des geistigen Lebens, so ist es die Feder, welche nicht vergehen läßt, was ein Geist geschaffen, und welche es allgemein zugänglich macht.

Merkwürdig aber ist noch eine Wirkung der Schreibfeder. Sie ist doch ein so viel gebrauchter Ersatz der Zunge, daß sie fast als Nebenbuhlerin derselben erscheint, welche diese aus dem Gebrauche des Menschen verdrängen möchte; zum mindesten möchte man glauben, die häufige Anwendung der Feder müsse ungeübt machen im Gebrauche der Zunge. Aber im Gegenteil, bei richtigem Gebrauche der Feder lernen wir erst die ganze Macht der Zunge entfalten. Unsere großen Redner, deren zündende Worte die Herzen entflammen, verdanken ihre Meisterschaft in der Handhabung der Sprache der Feder. In mühsamem Nachdenken machen sie sich die Gedanken klar, die sie aussprechen wollen, und bringen sie in die Form, die sie für die wirksamste halten; sie schmieden und schärfen die Gedankenblitze, welche sie in die Herzen ihrer Hörer schleudern wollen. Erst nachdem die Feder vorgearbeitet hat, gelingt das Werk: das Wort, in welchem die ganze Schärfe des Gedankens, die ganze Glut des Gefühles konzentriert ist, ertönt nun in ungehemmtem Flusse in lebendigem Vortrage und reißt die Hörer unwiderstehlich mit sich fort. Selbst die unvorbereitete Rede des Mannes, welcher sich gewöhnt hat, seine Sprache mit der Feder zu modeln, gewinnt an Bestimmtheit und Kraft: wie von selbst runden sich die Sätze und schließen sich zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammen. Stilus est optimus magister dicendi, sagt Cicero, der es wissen muß. Er hat aus den Quellen der Bildung, welche unter den toten Pergamenten rieseln, getrunken, er hat seiner Sprache durch den Griffel Rundung und Wohlklang, Schönheit und Kraft gegeben, und wenn er auftrat, so lauschten selbst Gegner seiner Rede. Und wenn dem Demosthenes ein boshafter Gegner nachsagte, seine Reden röchen nach Lampenöl, so liegt in dieser hämischen Bemerkung die widerwillige Anerkennung eines der Gründe, welche des großen Staatsmannes Reden so herrlich und so wirksam machten, nämlich daß er sie so peinlich vorher ausarbeitete.

Solchen Wert hat der armselige Notbehelf. Die Zunge bleibt das natürliche Sprachwerkzeug, dessen unmittelbare Wirkung durch nichts anderes erreicht werden kann, aber die Feder hat neben ihr die größte Bedeutung erlangt als die Bewahrerin, Verbreiterin des ihr anvertrauten Wortes, die den geistigen Gewinn des einzelnen zum dauernden Eigentum der Menschheit macht, und endlich selbst als das Instrument, das jener erst die vollkommenste Wirkung gewinnen hilft. Mit innigem

Dank mag der Mensch zu dem Schöpfer blicken, der ihm in der Zunge das Werkzeug zur Manifestierung und Entwickelung des Geistes gab, mit befriedigtem Selbstgefühl darf er die Feder ansehen, durch welche er die verliehene Gabe des Geistes nach allen Richtungen ausgebildet hat.

Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein.

(Eine Chrie.)

Der römische Geschichtschreiber Curtius läßt in seinem Leben Alexanders des Großen den unglücklichen Darius Kodomannus, als der große Entscheidungskampf gegen den Macedonier bei Arbela beginnt, seinem schon zweimal geschlagenen Heere die Worte zurufen: Effugit mortem, quisquis contempserit, timidissimum quemque consequitur. IV. 14.

Fürchtet ihr vielleicht den Tod, will er sagen, wohlan, so wisset, daß derjenige, welcher sich in naher, ringsum drohender Gefahr befindet, ihr weit eher durch Mut und Besonnenheit als durch Ängstlichkeit und Verzagtheit entgeht, daß ihr also gerade dadurch, wovon ihr Rettung hofft, durch die Flucht, euch ins Verderben stürzen, dagegen, wenn Rettung möglich ist, sie finden werdet in tapferem Widerstande.

Wenn nun gleich dieser Gedanke nicht hinreichend sein möchte, im Anblicke der Gefahr aus Furchtsamen Mutige zu machen; ja wenngleich der schwache Fürst, der so sich äußert, selbst vielleicht in den nächsten Tagen seinen Heldenspruch nicht befolgte: so läßt sich doch nicht leugnen, daß in seinen Worten, wenn wir sie recht erwägen, viel Wahres liegt.

Denn erstlich raubt das Gefühl der Furcht dem Menschen die Ruhe, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, deren er bedarf, um die Gefahren, die ihn bedrohen, richtig zu ermessen, auf ihre Abwendung zu sinnen, kein Rettungsmittel unversucht zu lassen, jeden günstigen Augenblick zu ergreifen, um ihr zu entrinnen oder sie unschädlich zu machen; ja der Taumel, in dem er sich befindet, stürzt ihn wohl gar in neue, unerwartete Gefahren.

Dagegen hält der Mut das Bewußtsein klar und die Besinnung fest, und alles, was geschehen kann und was geschehen muß, wird von dem Unverzagten schnell erwogen, rasch ergriffen, unverzüglich angewandt; er findet einen Ausweg im dicksten Gedränge und triumphiert nicht selten über seinen Verfolger. Aber, was noch weit schlimmer ist, die Furcht raubt dem Verzagten sogar das Maß von körperlicher Kraft, das erforderlich ist, um der Gefahr abwehrend zu begegnen.

Er fühlt seines Armes Muskeln erschlafft, der Schenkel Sehnen versagen ihm den Dienst, und rettungslos versinkt er im Abgrunde, den er noch hätte vermeiden können. Der Tapfere jedoch behält den vollen Gebrauch seiner Stärke, er darf sich zur Zeit der Not auf seine gewohnte Schnelligkeit und Gewandtheit verlassen; ja der Anblick der Gefahr scheint seine Kräfte noch zu verdoppeln, und was er vorher nicht vermocht hätte, vermag er im Augenblicke der Entscheidung. Der Verfolger selbst ehrt seinen mutigen Gegner und bietet ihm oft, wenn der Kampf sich gegen ihn entschieden hat, Leben und Freiheit an, während der Feige verächtlich von ihm dem Schwert der Knechte oder der Kette des Sklavenhüters überlassen wird. Der Zuschauer fühlt sich weit geneigter, helfend sein eigenes Gut und seine Sicherheit für den Tapfern aufs Spiel zu setzen, der sich hilft, so lange er atmet, als für den Verzagten, der sich selbst verläßt.

So verliert der geflügelte Bewohner der Lüfte, wenn die Schlange, das am Boden kriechende Geschöpf, mit funkelnden Augen und giftatmendem Rachen zu ihm aufblickt, den Gebrauch seiner Schwingen, vergißt das Fliehen und wird dem langsam herannahenden Untiere zur Beute; aber der mutige Hund, am schäumenden Eber hängend, vermeidet besonnen den tödlichen Hauer, hält mit verdoppelter Kraft den schnaubenden fest und teilt mit dem herbeieilenden Jäger den schwer errungenen Sieg.

Was machte auch einen Alexander, einen Cortez, einen Karl den Zwölften so siegreich als ihr unerschütterlicher Mut! Ohne diesen hätte Philipps Sohn vor Gazas Mauern die zum Stoße schon erhobene Hand des wilden Arabers mit raschem Schwertschlag nicht vom Arme getrennt; hätte der Spanier auf jenem Turme die beiden Mexikaner, die ihn über die Brüstung mit hinabzureißen suchten, nicht den grausen Weg allein in die Tiefe machen lassen; wäre der nordische Held nicht ein Gegenstand der Bewunderung bei den Osmanen gewesen und hätte es nicht wagen dürfen, diese asiatischen Barbaren so übermütig zu reizen.

Auch haben ausgezeichnete Menschen zu allen Zeiten Gesinnungen, den Worten des Perserkönigs ähnlich, ausgesprochen. Sagte nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, Alexander, als er den Trank seines Arztes nebst Parmenios Brief in der Hand hielt, nach langer Überlegung: „Ich will lieber durch eines anderen Verbrechen als durch meine eigene Furcht sterben?" Hat nicht die Ansicht des Volkes sich in Sprichwörtern geäußert, wie jenes alte: Fortes fortuna adjuvat, und: Wagen gewinnt?

So sei denn zur Zeit der Gefahr unser Wahlspruch: Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein! Und haben wir die Gefahr zu bestehen im Dienste des Vaterlandes, für die Frei-

heit und Größe unseres Volkes, so sei unsere Losung das Wort des weisen Römers:

Dulce et decorum est pro patria mori.
Mors et fugacem persequitur virum
Nec parcit imbellis juventae
Poplitibus timidove tergo.

Das Werk lobt den Meister.

(Eine Chrie.)

„Das Werk lobt den Meister“ ist ein Sprichwort, welches recht verstanden und wohl beherzigt im praktischen Leben von großer Wichtigkeit ist und auch auf uns selbst eine veredelnde Kraft äußert.

Betrachten wir die Bedeutung desselben näher: das Werk ist das Geschaffene, das Hervorgebrachte; es lobt den Meister, d. h. den, der es hervorgebracht hat; es lobt, obgleich etwas Lebloses, zwar nicht mit Worten, aber doch beredt genug, wenn es Schönheit, Zweckmäßigkeit, Ordnung und Vollendung zeigt.

Bekannt ist und selbstverständlich, daß der, welcher es in irgend einer Kunst zur Meisterschaft gebracht hat, seine eigenen Meisterwerke nicht lobt und nicht zu loben braucht, da sie für ihn reden und seine Meisterschaft von selbst bekunden; denn es wäre überhaupt gegen die geziemende Bescheidenheit, sich selbst zu loben. Mit prahlerischem Eigenlob gebärden sich bloß Stümper und Pfuscher, weil sie ihre Unvollkommenheit selbst fühlen und durch ein prahlerisches Wort die eigenen dem Werke anklebenden Mängel zu verdecken suchen, viele auch, weil sie in ihrer thörichten Eitelkeit glauben, daß sie in ihrer Kunst Meister seien; und deshalb bieten sie alles auf, dem ungläubigen Beschauer die Vortrefflichkeit ihrer Werke mit eitlen Worten darzuthun.

Selbst loben darf man sein eigenes Werk nur in Ausnahmsfällen, besonders wenn es nötig sein sollte, der Schwierigkeiten der Kunst oder der Schönheiten des Werks Unkundige auf dieselben aufmerksam zu machen und sie darüber zu belehren, ferner, wenn man von Neidern hämischerweise getadelt wird, und wenn es die angegriffene Ehre oder der wahre Künstlerstolz fordert.

Geradeso wie das größte und herrlichste Werk, das wir kennen, die Natur, besonders wenn sie sich zur Zeit ihrer jährlichen Verjüngung in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit entfaltet, uns zur Bewunderung und zum Lobe und Preise ihres göttlichen Meisters hinreißt, ohne daß uns jemand darauf aufmerksam zu machen braucht, weil die Schönheit, die Größe, die Pracht, die Ordnung und Zweckmäßigkeit dieses größten aller Werke uns am lautesten die hohe Kunst und Weisheit ihres

Schöpfers predigt: also soll es auch mit jedem vortrefflichen Werke der Menschen sein.

Wer lobt den künstlichen mit vielen Gängen und Wohnungen versehenen Bau der geschäftigen Ameisen, wer die mit höchster Kunst gefertigten Bienenzellen, wer braucht zu preisen den planmäßig angelegten Wasserbau des Bibers und das feine Gewebe der Spinne? — Durch den bloßen Anblick fühlen wir die Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit dieser Werke der Thierwelt, ohne daß uns jemand ihr Lob zu verkündigen braucht.

Selbstlob ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern für ein Zeichen der Schwäche und gewöhnlich auch mangelhafter Begabung angesehen und für eine Untugend gehalten worden. Die Geschichte beweist, daß das wahre Verdienst sich durch eigene Kraft und eigenen Glanz immer und überall Bahn gebrochen hat.

Deshalb sollen wir in allem, was wir thun, mit Bescheidenheit zu Werke gehen und uns unserer guten Werke und Thaten nicht rühmen. Vor allem soll der Jüngling, der erst anfängt zu streben und des Schaffens Kräfte sich zu sammeln, mit eigenem Lobe zurückhaltend sein, da ihm noch viel zur Meisterschaft fehlt. Derselbe soll vielmehr guten Beispielen großer Meister nachahmen und stets glauben, daß die Höhe und Meisterschaft in einer Kunst nur wenigen Auserlesenen vergönnt sei.

Gut verloren — etwas verloren;
Ehre verloren — viel verloren;
Mut verloren — alles verloren.

Goethe.

Das Schicksal des Menschen ist in der Regel wechselnd und unbeständig: Freude und Leid, Gewinn und Verlust, Glück und Unglück folgen in bunter Reihenfolge aufeinander. Es ist eine weise Einrichtung der göttlichen Vorsehung, daß wir uns selbst im glänzendsten Glück nie völlig sicher, im trübsten Elend nie ganz verlassen und verloren fühlen dürfen; dort kann ein plötzlicher Schlag uns aus unserem Freudentaumel furchtbar erwecken, hier ein ungeahnter Glücksfall dem tiefsten Leid ein Ende machen. Und die tägliche Erfahrung lehrt, wie außerordentlich häufig das eine wie das andere ist. Ein bunter Wechsel also ist charakteristisch für unser Leben, und glücklich kann sich derjenige preisen, der mit Ruhe und Gelassenheit denselben über sich ergehen lassen kann. Denn es ist schwer, bei einem plötzlichen gewaltigen Umschwung besonnenen Gleichmut zu bewahren; vor allem ist dazu notwendig, die verschiedenen Güter, die gewonnen oder verloren werden, nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Goethe stellt in einem Gedichte, das die Überschrift „Verlust" trägt, den Verlust an Gut als einen geringen dar, den Verlust der Ehre als einen großen, den Verlust des

Mutes als den größten. Wir wollen sehen, inwiefern er mit seiner Schätzung recht hat.

Gut verloren — etwas verloren! In der That ist der Verlust an irdischem Besitz nicht allzu hoch anzuschlagen. Das Geld hat ja doch nur einen relativen Wert; an und für sich kann es unmöglich jemanden glücklich machen; es kann nur dazu dienen, mannigfaltige Lebensgenüsse seinem Besitzer möglich zu machen. Ein wahres inneres Glück, dessen erste Bedingung der Friede des Herzens ist, kann es nun und nimmermehr gewähren. Die Erfahrung lehrt es ja an zahllosen Beispielen, wie wenig große Reichtümer wirkliches Glück zu begründen im stande sind, wie oft in stattlichen Palästen ein glänzendes Elend haust, wie gerade der Reichtum selbst die Quelle des Unsegens wird. Dagegen die Armut ist wiederum an und für sich kein Unglück; wir können arm und dennoch glücklich und zufrieden sein. Es kommt nur darauf an, wie weit die Wünsche unseres Herzens gehen; wer sich zu bescheiden vermag, wer nicht mehr verlangt, als eben seine Mittel gestatten, und mit williger Entsagung seine Freude in seinem kleinen Kreise sucht, den wird die Armut nicht drücken, sie wird ihm sogar eine Quelle reichen Segens werden. Mit vollem Rechte sagt Goethe in einem anderen Gedichte:

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da."

Gewiß — das Glück ist immer da; es liegt nicht außer uns, ist nicht von äußerlichen Bedingungen abhängig, sondern liegt lediglich in unserem eigenen Busen, wenn wir es nur da zu finden wissen. Und die Armut lehrt es fürwahr dort leichter finden als der Reichtum.

Indessen auch ganz abgesehen von dem Glück, das uns auch unter ärmlichen Verhältnissen erblühen kann, ist doch der Verlust von Geld und Gut nicht gar so hoch anzuschlagen, wie es so oft von engherzigen Menschen geschieht. Der Dichter fügt auch sofort einen guten Rat hinzu:

„Mußt rasch dich besinnen
Und Neues gewinnen!"

Gewiß ist es nach einem Verluste das schlechteste Mittel, ihn wieder einzubringen, wenn man sich endlosen Klagen ergibt und dabei unthätig die Hände in den Schoß legt. Klagen fördern nicht weiter, sie machen den Verlust nur noch fühlbarer. Wer dagegen sogleich wieder mit energischer Thätigkeit sich regt und schafft, wer umsichtig jede sich darbietende Gelegenheit zu neuem Erwerbe benutzt, wer mit unermüdlicher Anstrengung die Hilfsquellen, die ihn die Umstände und sein eigener erfinderischer Kopf finden lassen, ausbeutet, der wird schon mit der Zeit so viel wiedergewinnen, daß er die erlittene Einbuße ver-

schmerzen kann. Wir sehen ja so manchen Menschen, der unter den ärmsten Verhältnissen geboren war, durch seine Tüchtigkeit sich emporschwingen zu Ansehen und Reichtum; warum also sollte einer, der viel besessen und alles verloren hat, nicht ebensogut wieder zu seinem alten Wohlstande sich emporarbeiten können? Wie mancher reiche Fabrikherr, in dessen Diensten viele Hunderte von Arbeitern stehen, war ursprünglich nichts anderes als selbst ein solcher Arbeiter in fremdem Lohne! Wer gewerbreiche Gegenden kennt, wird viele solche Beispiele anzuführen wissen. Es ist ihnen gewiß oft recht schwer geworden, den festen Grund zu ihrem kolossalen Vermögen zu legen; leichter noch als ihnen dürfte es in mancher Beziehung denen werden, die unter glücklichen Verhältnissen gelebt haben, und denen sich ungesucht manche Verbindungen und sonstige Mittel und Wege bieten, die jene erst mit Mühe aufsuchen mußten. Werden sie nun außerdem noch vom Glück begünstigt, treten Zeitereignisse ein, die ihre Unternehmungen in ungeahnter Weise befördern, so daß sie den reichsten Gewinn einbringen, so werden sie bald sich wieder in ihrem alten Glanze sehen, und die Tage der Armut werden ihnen nur noch eine Erinnerung sein, die ihr neugewonnenes Glück verschönt.

Ehre verloren — viel verloren, heißt es weiter. Der Verlust der Ehre ist also nach der Ansicht des Dichters ein größerer als der des Vermögens, und wir müssen ihm darin völlig beistimmen. Denn zunächst ist der Verlust empfindlicher an und für sich und sodann auch schwerer zu ersetzen als dort. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von einem Verlust die Rede ist, den man sich selbst durch eigene Schuld zugezogen hat. Wer durch schlechte, ehrlose Handlungen die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger verscherzt und seinen guten Namen befleckt hat, dem wird es höchst peinlich sein, wenn er sich von allen Rechtschaffenen gemieden und verachtet sieht; seine ganze Stellung zu dem ihm umgebenden Kreise ist eine andere, ganz unbehagliche geworden; man flieht seinen Umgang, ja jede Berührung mit ihm, man beachtet alle seine Schritte mit Mißtrauen, man tritt ihm überall mißtrauisch entgegen, so daß seine ganze Wirksamkeit gelähmt und ein freudiges Streben und Schaffen unmöglich wird. Und was noch schlimmer ist, mit der äußeren Ehre ist auch sein innerer Friede entwichen; sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe; er muß sich sagen, daß die Verachtung, die ihn drückt, eine wohlverdiente, die Unruhe, die ihn quält, eine selbstverschuldete ist. Böse Thaten lassen im Herzen einen Stachel zurück, der immerfort den Sünder peinigt, selbst wenn die schlimmen Folgen derselben längst verschwunden sein sollten. Nur wahre Reue und Buße, nur völlige innere Umkehr vermag den Stachel zu entfernen und den gestörten Frieden wiederherzustellen. Mit diesem inneren Frieden kehrt aber noch nicht die äußere Achtung wieder: die Welt verlangt erst Bürgschaft für eine vollkommene Sinnesänderung

und hält noch lange an der einmal gefaßten Meinung fest; sie muß erst begründete Beweise dafür haben, daß der Verbrecher seinem bisherigen Treiben völlig entsagt hat, ehe sie wieder mit Vertrauen ihm sich nähert und seine alte Stellung wieder einräumt. Der Dichter verlangt, er solle Ruhm gewinnen, dann würden die Leute sich anders besinnen — gewiß sehr richtig; aber unter solchen Umständen Ruhm gewinnen, das hat seine großen Schwierigkeiten, und nicht jeder besitzt die Fähigkeit und Kraft dazu, durch glanzvolle Thaten die seinem Namen anklebenden Makel verblassen zu machen. Unmöglich freilich ist es nicht, jedenfalls aber viel schwerer, als verlorenen Reichtum wiederzuerwerben; denn das wohlverdiente Mißtrauen, mit dem man einem solchen Manne begegnet, die Kränkungen und Zurücksetzungen, die er erfahren muß, stehen ihm überall noch lange hinderlich im Wege. Am leichtesten noch gewinnt ein Mensch, der seinen guten Namen verloren hat, Achtung und Ehre wieder, wenn er sich aus dem Kreise, in dem er bisher lebte, ganz und gar entfernt und an einem Orte, wohin die Kunde von seiner befleckten Vergangenheit noch nicht gedrungen ist und auch nicht leicht dringen wird, sich niederläßt. So hat schon mancher, dem es in der Heimat schwer, wenn nicht unmöglich geworden wäre, seine verlorene Ehre wiederzugewinnen, jenseits des Ozeans sich eine geachtete Stellung in der Gesellschaft wieder erworben und selbst die entfremdeten Gemüter seiner Landsleute durch eine achtenswerte Thätigkeit, die hier keine Hemmungen fand, wieder zu seinen Gunsten gestimmt. Und wenn dieses auch nicht der Fall ist, so wird sein Name und seine Schande doch bald in seinem Vaterlande vergessen sein, und die neue Gesellschaft, worin er lebt, ihn wenigstens nicht mit Mißtrauen empfangen.

Mut verloren — alles verloren, heißt es zuletzt. Freilich, wer den Mut verloren hat, dem ist nicht mehr zu helfen; Mutlosigkeit ist gleichbedeutend mit ratloser Unthätigkeit; wer mutlos geworden ist, der mag nicht mehr darüber nachsinnen, ob es nicht noch irgend Mittel und Wege gebe, sich aus seiner traurigen Lage zu befreien; noch viel weniger aber mag er irgend etwas thätig unternehmen, um eine günstige Veränderung herbeizurufen. Seine Kraft ist gebrochen, sein Geist ist stumpf, seine Arme müde — wie sollte da Hilfe kommen? — Aus ihm selbst heraus nicht, eben weil er ja nichts unternimmt, und von außen her auch nicht, weil er ja die dargebotenen Mittel zu ergreifen nicht die Lust hat; er verzweifelt von vornherein an dem Gelingen und legt darum die Hände ruhig in den Schoß. Zu allem Großen ist der erste Schritt der Mut, sagt ein bekanntes Sprichwort; wer aber mutlos ist, der thut auch nicht den geringsten Schritt und wird somit auch nie vom Flecke kommen. So wahr es also ist, daß frisch gewagt halb gewonnen ist, so wahr ist es auch, daß Mut verloren, alles verloren haben heißt.

Eine Bemerkung drängt sich hier zum Schluß unwillkürlich auf: es gibt einen alten deutschen Spruch, der ähnlich klingt wie das Gedicht von Goethe, und diesem hat er auch wohl unzweifelhaft bei der Abfassung desselben vorgeschwebt. Er heißt:

Gut verloren — nichts verloren;
Ehre verloren — halb verloren;
Gott verloren — alles verloren.

Wir bemerken einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen beiden Sprüchen. Goethe hat zu jeder Behauptung einige erläuternde Worte hinzugefügt, die hier fehlen; ferner lauten die Prädikate etwas anders, und wir können nicht in Abrede stellen, daß nichts — halb — alles bezeichnender klingt als etwas — viel — alles; die Gegensätze treten doch viel schärfer und bestimmter hervor als hier. Endlich aber, und das ist das Wichtigste, in dem einen heißt es: Mut verloren, in dem andern: Gott verloren. Es fragt sich: Wer hat besser gewählt, der alte deutsche Spruch oder der größte deutsche Dichter?

Wer Gott verloren hat, d. h. wer in hartnäckiger Verstocktheit sich von ihm abgewandt hat und in seinem Herzen spricht: Es ist kein Gott, der hat sich freventlich losgerissen von dem Urquell seines Lebens; er verschmäht das höchste, das einzige Gut, mit dem vereint zu sein, hienieden die höchste Seligkeit, dereinst die Vollendung gewährt. Ohne Gott kein wahres Glück auf Erden, keine tröstende Hoffnung für die Ewigkeit; wer also Gott verloren hat, der hat in der That alles verloren, verloren die Gegenwart und die Zukunft, die Erde und den Himmel. — Wer den Mut verloren hat, d. h. wer ganz die Hoffnung aufgegeben hat, durch eigene Thatkraft oder durch eine glückliche Wendung des Schicksals das Verlorene wiederzugewinnen und seine Zukunft freundlicher zu gestalten, wer also in stiller Ergebung rat- und thatlos sich in das ergibt, was er für seine unentrinnbare Bestimmung hält, der hat freilich auch alles verloren; aber dieses „alles“ hat doch eine andere, viel engere Bedeutung als in dem eben genannten Spruche; es bezieht sich offenbar nur auf die Güter dieser Welt, die wir durch mutiges Wagen uns erringen können, also mit anderen Worten auf Gut und Ehre, die ja, in weitester Bedeutung genommen, die gewöhnlichen Ziele des menschlichen Strebens in sich umfassen. Der Mut wird in dem Goetheschen Gedicht nicht als ein Gut an und für sich aufgefaßt, sondern nur als ein Mittel, um zum Besitze anderer und zwar irdischer Güter zu gelangen. Demnach können wir also die vom Dichter vorgenommene Abänderung nicht gerade für eine glückliche halten; und wenn er freilich in seiner Weise recht hat, so hat doch der alte deutsche Spruch in noch weit höherem Sinne recht.

Glücklich bestandene große Gefahren sind eine Wohlthat für die Völker.

Wenn eine gewaltige Not urplötzlich über einen einzelnen, eine Familie oder eine Gemeinde hereinbricht, so entwickelt sich nicht selten in den Bedrohten eine Besonnenheit, ein Mut, ja selbst eine körperliche Ausdauer und Kraft, die weder andere ihnen, noch auch sie selbst jemals sich zugetraut hätten, von der sie vorher gar keine Ahnung hatten; und sind sie dem Verderben nun glücklich entronnen, so zeigen sich hintendrein oft äußerst wohlthätige Folgen sowohl für den Geist wie für den Leib. Solche Erscheinungen zeigen sich fast bei allen großen Feuersbrünsten, verheerenden Überschwemmungen, argen Kriegsdrangsalen und ähnlichen Gefahren, in denen oft schwache Frauen und Knaben Heldenthaten verrichten, die unsere vollste Bewunderung verdienen. Was von dem einzelnen gilt, das läßt sich auch von ganzen Völkern behaupten. Die Geschichte führt uns viele Beispiele davon vor, daß Völker nicht bloß die furchtbarsten Gefahren, die ihnen den unvermeidlichen Untergang zu bringen drohten, glücklich überstanden, sondern auch aus denselben weit kräftiger und herrlicher hervorgingen, als sie jemals vorher waren. Mit Recht behaupten also die Geschichtschreiber, daß große und glücklich bestandene Gefahren eine außerordentliche Wohlthat für die Völker seien, daß selbst tiefe Erniedrigung oft ein Anlaß zu herrlicher Entfaltung und Blüte werde.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geschichte, um zu sehen, wie sehr sie zu dieser Behauptung berechtigt. Als der Perserkönig seine Boten nach Griechenland entsandte, Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu verlangen, erzitterte manches tapfere Griechenherz, und viele rieten zu stiller Ergebung; manche Staaten gehorchten dem Gebote und gaben das Geforderte. Denn wie sollte das kleine, schwache, in sich zerspaltene Griechenland dem mächtigen Herrscher widerstehen können, auf dessen Ruf sich der ganze Orient zu den Waffen erhob, der seine Streiter nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen zählte? Dennoch blieben Sparta und Athen und mit ihnen wenige andere Staaten ungebeugt; sie weigerten sich der sklavischen Unterwürfigkeit und nahmen den ungleichen Kampf an. Wir brauchen den Verlauf desselben nicht zu schildern. Trotz ihrer unermeßlichen Übermacht erlagen die Perser dem Heldenmut der verbündeten Griechen; beschämt und entmutigt floh der Großkönig in sein Reich zurück und sah sich bald sogar in seinem eigenen Lande angegriffen und bedrängt. Für Griechenland aber brach gerade jetzt eine Zeit des Glanzes und der Blüte an, die alle späteren Jahrhunderte mit Bewunderung erfüllt. Wie ein Phönix erhob Athen sich aus seiner Asche, prachtvoller und schöner und mächtiger, wie es je gewesen, und wurde bald der

glänzendste Mittelpunkt des gesamten griechischen Lebens. Und auch ganz Griechenland empfand die wohlthätigen Wirkungen jener Kraftanstrengung: die Volkskraft nahm einen gewaltigen Aufschwung; der griechische Geist entfaltete seine Schwingen und schuf die edelsten und vollendetsten Gebilde; wenn auch nicht Eintracht, so entwickelte sich doch einesteils ein erhöhtes Bewußtsein der Nationalität, der Zusammengehörigkeit aller griechischen Stämme, andernteils des Gegensatzes zwischen Hellenen und Barbaren, ein Bewußtsein, das selbst in späteren Zeiten der Zerrüttung dem hellenischen Söldner jenes trotzige Selbstgefühl gegenüber dem Barbaren, dem er diente, verlieh. Mit einem Worte: Griechenlands Blüte datiert vom Tage von Marathon.

Wir wollen manche Beispiele, wie sie die Geschichte aller Zeiten bietet, übergehen, um noch einen Augenblick bei einem zu verweilen, welches die neuere Geschichte unseres Vaterlandes aufstellt. Nie war Deutschland so tief gebeugt als zur Zeit der napoleonischen Gewaltherrschaft, wo die deutschen Fürsten gehorsame Satrapen des fremden Herrschers waren, wo ihre Völker unter Spaniens Gluthimmel oder auf Rußlands eisigen Gefilden ihr Blut für dessen unersättlichen Ehrgeiz verspritzten; nie war namentlich Preußen so tief erniedrigt und schmachvoll gedemütigt als nach jenen Tagen von Jena und Friedland, als der übermütige Sieger zu Tilsit den Frieden diktierte, der dem Könige die Hälfte seiner Staaten entriß und ihn den unwürdigsten Bedingungen unterwarf. Und doch ist diese Zeit der Schmach und des Elends gerade die Zeit der Wiedergeburt Preußens, der segensreichen Entwickelung Deutschlands. Mit unglaublicher Kraft gestaltete sich vor allem Preußen um: veraltete, hemmende Einrichtungen wurden abgeschafft, das Heer neu und volkstümlich organisiert, den Städten Freiheit der inneren Verwaltung verliehen, der Bauernstand von der Erbunterthänigkeit befreit und ihm vollkommenes Eigentum gesichert, die Jugend durch neue Bildungsanstalten gefördert und auf den neu erstandenen Turnplätzen mit frischer Kraft erfüllt; — kurz, überall regte sich ein neuer Geist, neues Leben. Bald schlug denn auch die Stunde der Erlösung; auf Leipzigs und Waterloos Gefilden sanken die französischen Adler; bald wehten die deutschen Fahnen vor den Thoren von Paris, und der gestürzte Eroberer wurde fern von Europa auf eine einsame Felseninsel verbannt. An Preußen, an Deutschland aber ging die gewaltige Bewegung auch für die Folgezeit nicht spurlos vorüber; was an geistiger und politischer Entwickelung, an wohlthätiger Umgestaltung des gesamten staatlichen Lebens seitdem in beiden vorgekommen, knüpft sich gutenteils an jene Zeit der allgemeinen begeisterten, ruhmgekrönten Erhebung.

Diese beiden Beispiele mögen genügen, um anschaulich darzuthun, daß die Geschichte die Wahrheit jener Behauptung bestätigt; fragen wir also jetzt, welche Umstände denn jene Gefahren so heilbringend

und fruchtbar machen. Zunächst finden wir, daß die großen Gefahren, die dem Einzelnen wie dem Ganzen den Untergang drohen, die Kräfte, die bisher zersplittert, vielleicht in feindseligem Hader gegen einander gerichtet waren, mit einander vereinen. Athen und Sparta hatten sich vor den Perserkriegen fremd gegenübergestanden, ja mit einer gewissen Eifersucht betrachtet; Österreich und Preußen waren vor der napoleonischen Zeit feindlich gesinnt gewesen, da jenes das verlorene Schlesien nie hatte vergessen können und den „neuen Vandalenkönig an der Ostsee“ gründlich haßte: als aber die gleiche Not alle bedrängte, reichten sie versöhnt sich die Hände, vergaßen allen inneren Hader, alle Sonderinteressen und stürzten sich, beseelt von dem Gedanken an das eine gemeinsame Vaterland, mit vereinten Kräften auf den Feind. Jeder fühlt in solcher Gefahr, daß Vereinzelung zum unausbleiblichen Untergange führen muß; daher opfert er willig seine wenn auch begründeten Ansprüche, ordnet seine Interessen dem Wohl des Ganzen unter und stellt sich bereitwillig an den Platz, den ihm die Umstände anweisen. Wie edel ist nicht die Entsagung, mit welcher Themistokles und die Athener trotz der Überlegenheit ihrer Seemacht sich den Spartanern im Seekriege unterordneten! Wie wohlthätig berühren uns die Worte des Aristides, als vor der Schlacht bei Platää ein Streit um den Ehrenposten auf dem linken Flügel ausgebrochen war: „Es geziemt sich nicht, in diesem Augenblicke um den Vorrang zu streiten; entscheidet ihr, Lacedämonier, nach eurem Gutdünken und stellt uns, wohin ihr wollt. Wir werden auf jedem Platze, den ihr uns anweist, uns als tapfere Männer beweisen.“ — Die natürliche Folge jener Vereinigung, des gemeinsamen Kampfes und Sieges ist eine Steigerung des Nationalgefühls; die Stämme, die früher gleichsam als Fremde sich befehdeten, fühlen jetzt lebendig ihre Verwandtschaft, ihre Zusammengehörigkeit; dem anders redenden Feinde gegenüber erkennen sie sich als Brüder, und die Versöhnung wirkt wenigstens insoweit später fort, als sie dem Auslande gegenüber sich als ein einheitliches Ganze fühlen. Die großen Thaten des Befreiungskampfes aber geben diesem Nationalgefühl eine erhöhte Unterlage.

Allein nicht bloß vereint die Bedrängnis die vorhandenen getrennten Kräfte, sondern sie entwickelt auch neue in ungeahnter Weise. Nur durch gewaltige Anstrengung kann das Volk sich der Not erwehren; aber eben in der Anstrengung wächst die Kraft durch die Übung und Anspannung. Leicht gibt der einzelne wie ein Volk den Kampf auf, wenn es sich um etwas Geringfügiges handelt; man meint, man habe nun alles Mögliche gethan und müsse schließlich doch nachgeben. Aber, wo es das Höchste gilt, wo Freiheit und Vaterland auf dem Spiele steht, wo es auf Sein oder Nichtsein ankommt, da denkt niemand an feiges Nachgeben; jeder spannt seine Kräfte aufs äußerste an und leistet oft das Unglaubliche. Wo das Leben nichts mehr gilt,

verzichtet man willig auf Ruhe und Erquickung, die man sonst nicht glaubt entbehren zu können. Freudig legt der Mann die eigene Habe, die wertvollsten Kleinode, die teuersten Andenken auf den Altar des Vaterlandes, und Frauen und Kinder stehen ihm in begeisterter Aufopferung nicht nach. Lieber Armut und Tod als schmähliche Knechtschaft ist die allgemeine Losung, und diese führt zum Siege. Wenn die athenischen Weiber im Angesichte ihrer brennenden Stadt sogar die Gattin und die Kinder des Lykidas, der zur Annahme der glänzenden, vom macedonischen Könige überbrachten Friedensbedingungen geraten hatte, umbrachten: durfte da jemals Mardonius hoffen, die Griechen bezwingen zu können? — Die einmal geweckte Kraft aber verschwindet mit der Gefahr nicht wieder; sie wirkt auch nachher noch fort und treibt das Volk in neue Bahnen; denn die Kraft will sich auch bethätigen, wozu freilich die bisherigen engeren Verhältnisse keinen hinreichenden Spielraum gewähren; der einmal geweckte Thatengeist erprobt sich in neuen großen Unternehmungen. Ist es Zufall zu nennen, wenn sogar noch während des Kampfes der vereinigten Niederlande mit Spanien die ersten holländischen Schiffe nach Ostindien segelten, daß eben damals die ostindische Kompagnie gestiftet wurde, daß überhaupt der Handel bald einen ungeahnten Aufschwung nahm und die niederländische Kriegsflotte auf allen Meeren herrschte? Gerade nach jenem gewaltigen achtzigjährigen Kampfe haben die Niederlande eine politische Rolle gespielt, wie niemals später wieder; mochten sie auch im Innern noch so uneinig sein, nach außen standen sie einträchtig zusammen.

Ja selbst die physische Kraft des Volkes wächst im rüstigen Kampfe; in langem Frieden verweichlichen die Völker, Luxus und Wohlleben reißen immer weiter ein und üben ihren entnervenden Einfluß; denn die Sorge um einen behaglichen Lebensgenuß nimmt alle Gemüter in Anspruch. Ein gewisses Maß physischer Kraft und energischen Mutes ist aber jedem Staate zu seiner Existenz nötig. Wo die Bürger die Anstrengungen des Kriegsdienstes scheuen und ihre Sicherheit fremden Söldnern anvertrauen, da muß der Staat bei einem kräftigen Anprall zu Grunde gehen; das zeigt zur Genüge das Perserreich und das römische Kaiserreich. Als eine kleine Griechenschar im Herzen des unermeßlichen Perserreiches, umgeben von zahlreichen feindlichen Heeren, denselben zu trotzen wagte und in der That sich glücklich durchschlug, war die Fortdauer des Reiches nur mehr eine Frage der Zeit; Agesilaus konnte es so gut zertrümmern wie Alexander. So waren auch die Tage des römischen Weltreiches gezählt, als kaum ein geborener Italiener mehr die Waffen tragen konnte oder wollte, und deutsche Söldner zum Schutze berufen werden mußten. Ist aber ein Volk, ein Reich noch nicht durch allgemeine Fäulnis zum Untergange reif, so wirkt ein gefahrvoller Krieg erfrischend auf den physischen Organis-

mus des Volkes. Zwar wird auch viele gesunde Kraft vernichtet, allein doch auch noch mehr Schwächlinge, deren es am Ende gar zu viele gibt, werden hinweggerafft, sei es durch die Anstrengungen der Feldzüge selber, sei es durch die Leiden, Entbehrungen und Krankheiten, welche die gewöhnlichen Begleiter der Kriege sind. Die Kriege räumen also auf unter dem im langen Frieden verkommenen Geschlecht und machen Platz für neue kräftige Erscheinungen. Was aus dem Felde fröhlich wieder heimkehrt, alle Drangsale glücklich überdauert, ist gewiß ein mannhaftes Geschlecht voll Kraft, Mut und Selbstgefühl, das es auch mehr oder weniger auf die Nachkommen vererbt.

Und nicht bloß die erhöhte physische Kraft des Volkes kommt dem nachfolgenden Geschlechte zu gute; auch ein gewaltiger geistiger Aufschwung, eine warme Begeisterung für die idealen Güter des Lebens ist die natürliche Folge eines siegreichen, großen Kampfes. Wir haben gesehen, wie in diesem die Rücksicht auf materielles Wohlbehagen, auf all die kleinlichen Genüsse und Freuden des Daseins zurücktritt; um das eine ideale Gut zu retten, werden alle materiellen Güter, selbst das Leben in die Schanze geschlagen. Wo aber eine solche Begeisterung die ganze Nation erfüllt, wo glühende Vaterlandsliebe wiederum in aller Herzen entzündet wird, da wird überhaupt die Liebe für alles Schöne und Große geweckt und vor allem der Sinn für die großartigen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft belebt. Mit den Perserkriegen beginnt für Griechenland die schönste Blütezeit der Kunst. Eine schöne Sage bringt die drei Heroen der dramatischen Kunst mit denselben in eine Verbindung: während Äschylus bei Marathon und Salamis als rüstiger Mann wacker mitkämpfte, führte Sophokles als der schönste Jüngling den Siegesreigen nach der letzten Schlacht, und an demselben Tage wurde Euripides geboren. Fällt nicht auch das Zeitalter des ersten bedeutenden römischen Dichters und Annalisten mit den punischen Kriegen zusammen? Und in ähnlicher Weise begann nach dem Siege der Engländer über die spanische Armada nicht bloß die englische Seemacht sich großartig zu entwickeln, sondern wenige Jahre nachher sehen wir auch Shakespeare mit dem ersten seiner unsterblichen Werke die Bühne betreten.

Überhaupt aber erzeugen gewaltige Zeiten auch große Männer, an deren Namen sich für die Folgezeit erhebende Erinnerungen knüpfen. Denn die verwickelten, gefahrdrohenden Verhältnisse geben dem schlummernden Talente Gelegenheit, sich zu entwickeln; im trägen Frieden verkümmert mancher schöne Keim. Welch glänzende Redner entstehen, wenn Gefahr von innen oder von außen die Existenz des Staates bedroht? Die Energie, die die Zeit verlangt, der Haß und die Liebe, die sie weckt, spiegeln sich in den Reden wieder, die als Muster für alle Zeiten gelten dürfen. Fichtes Reden an das deutsche Volk werden jederzeit eine unterdrückte, nach Freiheit lechzende

Nation begeistern. Vor allem aber sind es Feldherren und Staatsmänner, welche die sturmbewegte Zeit hervorlockt; die Geschichte trägt ihre Namen in ihre Tafeln ein; sie leben fort im Munde ihres Volkes von Geschlecht zu Geschlecht und wecken noch in späteren Enkeln die Begeisterung, die sie einst selber zum Siege führte. Namen zu nennen, wäre überflüssig; fast jedes Blatt der Weltgeschichte weiset deren auf, namentlich die deutsche Geschichte im laufenden Jahrhundert.

Doch genug der Thatsachen, die uns beweisen, wie wohlthätig es für ein Volk werden kann, wenn es zuweilen aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt wird. Zwar der Friede ist ein hohes Gut, und mit Recht bitten wir Gott um die Erhaltung desselben; allein, wie überall, so ist auch hier das Übermaß vom bösen. Denn, wie Schiller sagt:

„Der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen:
Aber Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles hebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Wenn also etwa unser deutsches Vaterland wieder einmal wie 1870 durch fremden Übermut gezwungen wird, zur Wahrung seiner Ehre und zum Schirm seiner Grenzen das Schwert aus der Scheide zu ziehen, — sollen wir da mattherzig um Frieden flehen? Nein, nein und abermals nein! sondern

„Drauf und dran,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!"

Die deutsche Jugend wird auch künftig des Ruhmes eingedenk und würdig sein, den unsere Heere in den letzten Jahren auf Frankreichs Feldern sich errungen haben.

Kenntnisse sind der beste Reichtum.

Überall auf der ganzen Erde sehen wir die Menschen unersättlich nach Reichtümern streben. In diesem Jagen nach Glück vergessen sie leicht die edelsten Güter des Lebens. Reichtum ist den meisten Menschen nichts anderes als ein Zustand des Überflusses an zeitlichen Gütern, während doch das Wort in Wahrheit eine weitere Bedeutung hat und im allgemeinen den Zustand bezeichnet, in welchem überhaupt etwas Wünschenswertes in Menge und Überfluß vorhanden ist. So spricht man z. B. auch von einem Reichtum an Gedanken und Worten, von Reichtum an geistreichen Bemerkungen, Einfällen und Witzen u. s. w.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß eine Fülle von zeitlichen Gütern etwas Gutes und Begehrenswertes ist, weil man sich dadurch das Leben auf mannigfache Weise erleichtern und verschönern kann, worauf der weniger mit Glücksgütern Gesegnete verzichten muß. Aber so glücklich auch manchmal der Überfluß an zeitlichen Gütern die Menschen macht, so ist dies doch nicht der beste Reichtum, da dieser überhaupt nicht in zeitlichen Gütern besteht.

Denn zeitliche Güter können uns durch Unfälle aller Art leicht entrissen werden. Häufig sind dieselben auch gar nicht durch uns selbst erworben, sondern vielmehr bloß ererbt, gewähren mithin auch weniger wahre Freude als selbst gewonnene Güter; ja sie sind häufig geradezu auf schlechte, unredliche Art erworben, und was so erworben ist, kann kein wahres Gut sein. Es entspringt daraus höchstens äußere und nur scheinbare Ehre von Seite derjenigen, welche sich durch das Geld blenden lassen, während es den Besitzer selbst nicht zum wahren Genusse kommen läßt, ja ihn sogar oft mit innerer Verachtung vor sich selbst bestraft. Endlich wird der Reichtum an Geld und äußeren Gütern überhaupt auch häufig mißbraucht, indem er nur zum Mittel dient, Leidenschaften und Ausschweifungen zu frönen, und ein ganzes Heer von feilen und nichtswürdigen Menschen heranlockt, deren höchster Gott das Geld ist.

Aber es gibt einen schöneren und edleren Reichtum, den Reichtum an geistigen Gütern, und mit Recht behauptet man: Kenntnisse sind der beste Reichtum.

Denn sie werden nur durch eigenes eifriges und angestrengtes Studium gewonnen und sind uns, einmal mit Mühe erworben, ein teurer und lieber Besitz und gewähren viel mehr und viel edlere Freuden als das Geld. Geld kann uns durch einen Zufall, durch ein Unglück, durch Gewalt und auf tausenderlei Weise über Nacht geraubt werden, Kenntnisse und Güter des Geistes überhaupt ist uns kein Mensch zu nehmen im stande, sie sind unser unverlierbares, festes Eigentum, auf das wir stolz sein können. Mit Recht konnte ein berühmter Weiser des Altertums sagen, als alle wegen ihrer Schätze in Furcht und Angst waren: „Ich trage alles das Meinige bei mir.“ Nicht bloß Geldreichtum, auch Reichtum an Wissen und Kenntnissen sichern dem Besitzer die Bedürfnisse des Lebens und ersetzen in reichlichem Maße die äußeren Güter, ja sie sind häufig ein vorzügliches Mittel, sich Reichtum an Gut und Geld zu verschaffen, da ein kenntnisreicher Mann heutzutage überall gesucht und gewürdigt wird.

Ferner veredeln und verschönern auch die Kenntnisse das Leben und bieten uns selbst wie auch unseren Mitmenschen einen außerordentlichen, unbezahlbaren Genuß. Kenntnisse wecken und nähren den Sinn für edle und wahre Freuden und sind oft die Ursache vieler neuer und schöner Regungen des Geistes und eine Quelle un-

geahnter geistiger Empfindungen; den weniger ideal angelegten Menschen sind sie wenigstens ein nützlicher, angenehmer Zeitvertreib, der vor Langeweile schützt und viel Böses verhütet. Endlich wird der kenntnisreiche, gelehrte, wenn auch arme Mann von allen seinen Mitmenschen geachtet und geehrt, während der ungebildete, kenntnisarme Reiche von dem vernünftig Denkenden geringgeschätzt, ja oft verachtet und verspottet wird.

Zwar können auch die Kenntnisse mißbraucht werden und einer schlechten Sache dienen, doch ist die schädliche Wirkung nicht so allgemein und der Nutzen und die edle Anwendung des Wissens und der Kenntnisse weitaus vorherrschend.

Wahrer Reichtum besteht also nicht in Geld und Geldeswert, sondern in nützlichen Kenntnissen und in der Bildung des Geistes und Herzens, die der beste Reichtum sind. Strebet also, wenn ihr wahrhaftig reich werden wollt, o Jünglinge, nicht nach dem Erwerbe von äußeren Gütern, sondern nach einem Schatz von Kenntnissen und befleißiget euch vor allen Dingen mit Eifer der Bildung des Geistes und Herzens!

Inwiefern ist der erste Gesang der Odyssee eine treffliche Einleitung zum ganzen Epos?

Die erste Aufgabe jedes größeren Schriftwerkes, ja sogar jeder umfangreicheren Abhandlung, das Verständnis des Inhaltes durch eine umsichtig ausgearbeitete Einleitung vorzubereiten, kann auch einer größeren Dichtung nicht erspart bleiben. Wie bei einer prosaischen Erörterung sorgsam die Grundlagen zu legen sind, aus denen sich die Beweispunkte entwickeln, so müssen bei einem Drama oder Epos zu Anfang des Gedichtes Personen, örtliche und zeitliche Verhältnisse, kurz alles, was für den Verlauf der Handlung von Wichtigkeit ist, dem Zuschauer und Leser vorgeführt werden, freilich nicht in einer reizlosen, nur auf den Verstand berechneten Weise; es ist vielmehr nicht die geringste Kunst des Dichters, in den ersten Stadien der Handlung ganz zwanglos und gleichsam unvermerkt die für das Verständnis des Folgenden geeigneten Fingerzeige zu geben.

Fragen wir nun, ob Homer der Forderung, den Zuhörer oder Leser in das Verständnis seiner Odyssee einzuführen, vollständig genügt hat, so wird diese Frage nur bejaht werden können. Der erste Gesang ist eine lebendige, dramatische Erzählung und macht uns zugleich mit allen Personen, den Örtlichkeiten und der augenblicklichen Lage des Helden und seiner Familie aufs genaueste vertraut.

Während Odysseus auf der Insel der Kalypso weilt, beschließen die Götter in Abwesenheit des auf den Laertiaden ergrimmten Poseidon, seine Heimkehr zu bewerkstelligen. Dann eilt die treue Schützerin des Helden, Athene, nach Ithaka und tröstet den Telemach, der nun auf ihren Rat beschließt, auf Kundschaft nach dem Vater auszuziehen.

Dies der kurze Inhalt des Gesanges, in dem wir als Hauptgruppen der Handelnden Götter und Menschen unterscheiden. Odysseus selbst freilich bleibt im Hintergrunde, aber indem der Dichter die Hauptperson, auf welche der Gedanke des Lesers vor allem gerichtet ist, dessen geistigem Blick noch entzieht, macht er ihn gleichwohl zum Mittelpunkt der Erzählung.

Die Erwähnung des berüchtigten Ägisthus gibt der Athene Veranlassung, sich ihres Schützlings anzunehmen, und gerne willfahrt Zeus ihrem Verlangen, den edlen Dulder heimkehren zu lassen, solange Poseidon, den er durch Blendung seines Sohnes erbittert, abwesend ist. Aber während die Göttin freudig zur Familie des Begnadigten eilt, kann sich der Leser des beunruhigenden Gedankens nicht erwehren, ob denn auch das Rettungswerk gelingen werde.

Indem nun so der Dichter den Blick auf die Zukunft lenkt, macht er uns, allerdings in wohlberechneter Art auch nur wieder andeutungsweise, mit einer Fülle von Ereignissen bekannt, die, lange schon geschehen, die Voraussetzung der sich entwickelnden Handlung bilden. Alle Helden, welche die Einnahme von Troja überlebt, sind in ihre Heimat zurückgekehrt; nur er, durch dessen List die hohe Veste gefallen, wird wiederholt bald hierhin, bald dorthin verschlagen und so gezwungen, viele Länder und Völker kennen zu lernen. Und während anfangs das Bewußtsein, Gefährten im Unglück zu haben, ihn vor der Verzweiflung bewahren konnte, ward er bald auch aller seiner Genossen beraubt, da der Sonnengott ihr böses Gelüste, an seinen Rindern sich zu vergreifen, durch ihren Untergang ahndete.

Nach all diesen Drangsalen befindet sich Odysseus auf der Insel der schönen Nymphe Kalypso, die nun durch ihr Verlangen, ihn für sich zu besitzen, den Helden ebenso grausam von seinem Vaterlande fernhält wie sein Todfeind Poseidon durch seinen Zorn.

Doch mit nicht geringerer Sehnsucht als Odysseus nach seinen Lieben verlangt, denken diese Tag und Nacht seiner, sein treues Weib die still duldende, in Sehnsucht sich verzehrende Penelope, und der herangeblühte Sohn Telemach, zwar noch wehrlos, aber mutig und seiner künftigen Aufgabe sich allmählich bewußt werdend. Sie erinnern sich des Gatten und Vaters um so mehr, als ein Schwarm von Fürsten die, wie es scheint, verwitwete Gemahlin ihres Königs zu einer neuen Ehe zwingen will und mittlerweile ununterbrochen im Hause des Odysseus sein Besitztum in üppigen Gelagen verpraßt. Und nicht nur das wüste Treiben der wilden Dränger wird anschaulich vorgeführt;

es treten auch die Chorführer der lüsternen Schlemmer, Antinous, der Trotzige, und Eurymachus, der Falsche, in kräftigen Umrissen hervor. Nur wenig sprechen sie; aber ihre knappen Reden sind ein charakteristisches Vorspiel der Ereignisse, die sich nach der Heimkehr des Odysseus in dessen Haus vollziehen. In rührendem Gegensatz zu den frechen Eindringlingen steht die treue Anhängerin des schwergeprüften Hauses, jenes Kleinod einer Magd, Eurykleia, keineswegs zur vorübergehenden Ausschmückung verwendet, sondern hier zum erstenmal dem Leser vorgestellt, weil sie vom Dichter bestimmt ist, bei der Heimkehr des Odysseus ihn zuerst zu erkennen. Endlich im Hintergrund eine melancholische Idylle, der altersschwache Laertes, in stiller Zurückgezogenheit und voll Gram über das Unglück seines Hauses auf dem Lande lebend.

Wenn man die Mittel der Künste mit einander vergleichen darf, so gemahnt dieser erste Gesang an eine Ouvertüre, in der die musikalischen Gedanken und Melodien der Oper angedeutet werden, die aber doch ein Kunstwerk für sich bildet. Denn auch der erste Gesang der Odyssee ist ein völlig abgerundetes Gedicht, wenn auch nur ein Teil des Ganzen. Wann die letzten Worte des Liedes verklungen sind, stehen wir mitten in der Handlung und harren voll Spannung der kommenden Dinge. Beunruhigt uns, wie bemerkt, am Schlusse des ersten Teiles des Gesanges der Gedanke, ob es gelingen werde, den Poseidon zu überlisten, so eröffnet sich uns zuletzt trotz der erhofften Rückkehr ein düsterer Ausblick. Welcher Thaten, müssen wir fragen, wird es, wenn auch die Heimkehr gelingt, noch bedürfen, um den gestörten Hausfrieden auf Ithaka wieder herzustellen?

Der Streit des Diktators L. Pap. Cursor mit seinem Reiterobersten Q. Fabius und Schillers „Kampf mit dem Drachen".

(Liv. VIII, 29—35.)

Es war im Beginn des zweiten Samnitenkrieges, eines der schwersten Kriege, in welchem Roms Heldenkraft die Feuerprobe bestand. Der Diktator L. Papirius Cursor, durch bedenkliche Zeichen veranlaßt, zur Einholung neuer Auspizien sich nach Rom zu begeben, hatte seinem Reiterobersten Q. Fabius Rullianus, der nachmals den Ehrenbeinamen Maximus erhielt, die ausdrückliche Weisung erteilt, unterdessen die eingenommene Stellung nicht zu verlassen und sich auf keinen ernsten Kampf einzulassen. Dessenungeachtet zog der jugendlich ungestüme Fabius auf Nachrichten, die ihm günstigen Erfolg in Aussicht stellten, aus und lieferte dem Feinde eine geordnete Feldschlacht, in der er einen glänzenden Sieg davontrug.

Der Diktator, der eben im Senate in Rom sich befand, als die an den Senat — nicht an ihn, den unmittelbaren Vorgesetzten — gerichtete Meldung von dem Siege eintraf, stürmte sofort aus dem Sitzungssaale fort unter Worten, welche schlimme Absichten gegen den ungehorsamen Untergebenen kundgaben. Als er im Lager eintraf, hatte Fabius, durch dem Diktator vorausgeeilte Freunde gewarnt, das Heer bearbeitet, daß es ihn gegen den Grimm des eifersüchtigen Oberbefehlshabers schütze, und war durch einmütigen Zuruf des Beistandes seiner Legionen versichert worden. Die Besorgnis des jungen Mannes zeigte sich begründet. Denn der Diktator, kaum eingetroffen, lud ihn vor sein Gericht, und nachdem er ihm vorgehalten, daß er gegen seinen ausdrücklichen Befehl gehandelt, womit er zugleich die religiösen Satzungen verletzt habe, gab er, nicht achtend der Entgegnungen des Fabius, welche jene Thatsache allerdings nicht in Abrede stellen konnten, die Befehle zur Vornahme der kriegsrechtlichen Hinrichtung des Ungehorsamen.

Fabius rettete sich zu den hinteren Reihen der Krieger. Die Bitten der näher am Diktator Stehenden, das meuterische Murren der Entfernteren beachtete dieser nicht, ebensowenig die Vorstellungen des Legaten, welche den unbesonnenen, aber sonst hoffnungsvollen Jüngling entschuldigten, und ihren Hinweis auf die drohende Meuterei; selbst daß sie einen Eid anboten, nach welchem das Staatsinteresse Vertagung geraten erscheinen lasse, hatte nur die Folge, ihn auch noch gegen sie zu erbittern. Nur der allgemeine Tumult und die einbrechende Nacht machten es ihm unmöglich, seine Befehle vollziehen zu lassen.

In der folgenden Nacht floh der Bedrohte nach Rom, berief den Senat und beschwerte sich über des Diktators gewaltsames Verfahren: da erschien dieser selbst. Taub gegen alle Vorstellungen des Senates und des greisen Vaters des Reiterobersten bestand er auf seinem Vorhaben: da meldete der alte Fabius die Berufung an das Volk an.

Von dem Platze, welcher dem zum Volke sprechenden Beamten gebührte, weggewiesen, mußte der Reiteroberst, nach dem Diktator der höchste Beamte des Staates, den Platz einnehmen, der den angeklagten Privatpersonen bestimmt war. Doch auch die Volkstribunen waren für ihn, für ihn das Volk, das seine Waffenthat mit Jubel begrüßt hatte. Gegenüber dem Senate, den Tribunen, dem Volke, dem Heere, dessen Stimmen noch nachhallten, stand allein der Diktator, verfechtend die Unverletzlichkeit der römischen Kriegszucht und das Volk und die Tribunen vor den künftigen Geschlechtern verantwortlich machend für das Unheil, das sie heraufbeschwören würden, wenn sie durch ihre Intercession und durch Eingriff in seine Machtbefugnis das Beispiel geben würden zur Lösung aller Bande des Gehorsams.

Die Rede des Diktators wirkte überwältigend. Kein Widerspruch

wurde mehr laut. Nur ein Wort hörte man noch: es war die Bitte um Gnade. Diesem Rufe, der aus dem Volke zuerst erscholl, schlossen sich an die Tribunen; der junge Fabius und sein Vater warfen sich, um Gnade flehend, dem Diktator zu Füßen.

Der Diktator gebot Schweigen. „Nun hat die Kriegszucht gesiegt, gesiegt die Heiligkeit des Heerbefehles, die auf dem Spiele stand; nicht freigesprochen von der Schuld wird Q. Fabius, der gegen den Befehl des Diktators gekämpft hat, nein seine Schuld wird ihm erlassen dem römischen Volke zuliebe und aus Achtung vor den Tribunen.“ Und zu dem jungen Manne gewendet legte er diesem an das Herz, die Wohlthat, die ihm das römische Volk erwiesen, dadurch zu vergelten, daß er in Zukunft den pflichtmäßigen Gehorsam übe.

Vorstehende Erzählung ist mit unwesentlichen Änderungen dem Werke des Titus Livius entnommen, des begeisterten und beredten Künders der altrömischen Heldengröße. Den deutschen Leser mutet sie an wie bekannt: er besinnt sich — und erinnert sich an unseres Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“. Sehen wir von einigen Zügen ab, die der historischen Darstellung eigentümlich sind, wie Bodengeschmack dem in bestimmter Lage gewachsenen Weine, Züge, die wir nicht ganz beseitigen wollten, wie z. B. die im Anfange des Konfliktes sich kundgebende persönliche Erregtheit des Diktators oder von der anderen Seite die Unterschiebung unlauterer Motive, so finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung der dargestellten Handlungen.

In beiden Fällen Auflehnung gegen ein verbindliches Verbot, die aber für sich hat den Erfolg und den Beifall der Menge; zuletzt Sieg des Prinzipes des Gehorsams. Der junge Fabius erficht, gegen das ausdrückliche Verbot seines Vorgesetzten, des Diktators, kämpfend, einen herrlichen Sieg; der junge Ritter erlegt unter Mißachtung des Verbotes seines Ordensmeisters einen Drachen, der Tod und Verderben über die Gegend brachte, in der er hauste; für jenen steht das Heer und die Legaten, der Senat, das Volk, die Volkstribunen, für diesen das Volk und die Ordensritter; jenen will der Diktator mit dem Tode bestrafen, diesen der Großmeister aus dem Orden ausschließen; erst nachdem das verletzte Prinzip des Gehorsams anerkannt ist, ergeht Gnade für Recht, nimmt der Diktator die verhängte Strafe zurück, der Großmeister die Ausschließung.

Über dieser weitgreifenden Übereinstimmung in den Grundzügen des historischen Berichtes und der dichterischen Erzählung kann es leicht begegnen, daß man einen eigentümlichen Unterschied zuerst nicht beachtet. Und doch zeigt sich bei genauerer Betrachtung eine Verschiedenheit, die so wesentlich, so tief einschneidend ist, daß man an ihr leicht einen Gegensatz zweier Weltanschauungen, der antiken und der modernen, aufzeigen könnte.

Dem römischen Diktator ist es nicht zu thun um die innere Be-

schaffenheit des jungen Mannes, nur um die Aufrechthaltung des unbedingten Gehorsams des Soldaten gegenüber seinem Vorgesetzten. Dieser Gehorsam ist verletzt, — ihm gilt es gleich, von wem und aus welchen Beweggründen: durch die Bestrafung, richtiger Vernichtung des Ungehorsamen soll das gefährliche Beispiel aus der Welt geschafft, die Unverletzlichkeit der gesetzlichen Autorität neu besiegelt werden. Kein Widerspruch vermag ihn zu beirren; im Gegenteil gerade der Einspruch der höchsten Autorität des Staates, der Tribunen und des Volkes, führt ihn dazu, sein Prinzip mit aller Kraft der Beredsamkeit geltend zu machen; und erst als von allen sein Prinzip anerkannt und damit sicher gestellt ist nicht bloß von dem Übertreter des Gehorsams, da glaubt er von Bestrafung absehen zu können und erläßt dem Verurteilten die Strafe nicht aus Schonung für diesen, nein, wie er ausdrücklich sagt, aus Rücksicht auf den Wunsch des Volkes und aus Achtung vor dem Amte der Volkstribunen. Selbst die Worte, die er an den Begnadigten richtet, sind in diesem auf das Allgemeine gerichteten Sinne gehalten. Dem römischen Volke könne er seine Schuld nicht besser abtragen als durch künftigen Gehorsam. Selbst in dieser Ermahnung hören wir die Rücksicht auf das Ganze.

Anders der Großmeister:

„Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret."

Nicht so sehr die Notwendigkeit der Erhaltung der gesetzlichen Ordnung wird betont — diese wird einfach vorausgesetzt —, als der innere, verderbte Zustand dessen dargestellt, der den Geist des Ungehorsams in sich habe aufkommen lassen.

„Mut zeiget auch der Mameluk,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Die höchste Tugend ist der Gehorsam, die freiwillige Unterwerfung des eigenen Willens unter ein höheres Gesetz; er ist die Tugend, die den Christen auszeichnet, der seinem Vorbilde nacheifern will. Dieser Gehorsam kann durch keine äußere Gewalt erzwungen werden, nur darf, wer ihn nicht besitzt, sich nicht rühmen, ein Nachfolger Christi zu sein; er darf sich nicht mit dem Kreuze schmücken.

Daher keine Strafe im eigentlichen Sinne, sondern nur Ausschließung aus dem Orden, dessen Mitglied der Ritter nach seiner inneren Beschaffenheit nicht sein kann.

Derselbe Unterschied findet sich wieder bei der Zurücknahme der verhängten Maßregel. Der Vertreter des starren Staatsprinzipes nimmt die angedrohte Strafe zurück, nachdem von der höchsten Autorität des Staates — dem legal versammelten Volke — die Verbindlichkeit der Ordnung anerkannt ist, und nimmt sie zurück aus Rücksicht auf den Wunsch des ganzen Volkes; die Unterwerfung des Ungehorsamen ist zwar ebenfalls unerläßlich, aber nicht das Entscheidende: der Großmeister ruft den Jüngling, weil er durch sein Betragen eben die Erkenntnis seines Fehlers und den demütigen Gehorsam kundgibt, den er bei seiner Ruhmesthat hatte vermissen lassen, nicht aus Rücksicht auf das tobende Volk — das freilich, als nicht dem Orden angehörend, auch nicht in Betracht kommt — freudig zurück und schmückt ihn mit dem Kreuze, dem „Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen".

Übersehen wir noch einmal, was wir gefunden. In beiden Handlungen wird die Pflicht der Unterwerfung unter ein gültiges Gebot eingeschärft, die bestehende Ordnung geschützt gegen die Auflehnung, selbst wenn diese unmittelbar den günstigsten Erfolg für sich hat. Aber bei dem Römer ist das Entscheidende der Hinweis auf die äußeren Folgen, welche Nichtachtung der gesetzlichen Autorität für das Ganze herbeiführt; bei dem Großmeister des christlichen Ordens liegt der Nachdruck auf dem inneren Zustand dessen, der im Herzen einen Wurm hege, schlimmer als der Drache, den Geist der Überhebung und des Eigenwillens, mit welchem echt christliche Tugend nicht vereinbar sei. Jenem ist der Gehorsam eine Pflicht, der im Interesse des Staates sich jeder, ob gern oder ungern, unterwerfen muß, bei Gefahr der Vernichtung; diesem eine Tugend, die um ihrer selbst willen derjenige üben muß, der ein wahrer Nachfolger Christi werden will.

Disposition zu Goethes Gedicht: „Das Göttliche".

A. Das Edle und Gute in der Menschenwelt, wie es den Menschen über alle Geschöpfe erhebt, stützt auch den Glauben an Gott, das Urbild sittlicher Vollkommenheit (Str. 1 und 2).

B. Denn das Göttliche kommt für uns in der edlen Menschlichkeit zur Erscheinung.

I. Negativer Teil: Nicht in etwas anderem:

1. Nicht z. B. in der Naturgewalt; denn sie ist blind (Str. 3),
2. auch nicht im Schicksal („Glück"); denn auch dieses ist blind (Str. 4).

Beiden sind wir, soweit wir sinnliche Wesen sind, selbst unterworfen (Strophe 5).

II. Positiver Teil: Unserem Geist nach sind wir über die Natur erhaben, und in unserem geistigen Wesen können wir das Göttliche zur Darstellung bringen. Es kann dies der Mensch

1. sowohl in seiner zunächst nur ihn selbst betreffenden Thätigkeit,
   a) indem er seinen Verstand bethätigt,
   b) in freier Wahl seinen freien Willen kundgibt,
   c) in Schöpferkraft selbst bis in die spätesten Zeiten Dauerndes herstellt (Str. 6);
2. als auch in seinem sittlichen Verhältnis zu anderen,
   a) indem er die Guten belohnt,
   b) die Bösen bestraft,
   c) die Hilfsbedürftigen rettet (Str. 7).

C. So schauen wir die Thätigkeit Gottes in kleinem Abbild in der Thätigkeit des edlen Menschen (Str. 8); Adhortatio (Str. 9).

Disposition zu Goethes „Gesang der Geister über den Wassern".

A. Veranlassung zu der Ode: Aufenthalt in der Schweiz.

B. Der Grundgedanke des Gedichts ist: Die Seele des Menschen gleicht dem Wasser. Welches sind die Teilgedanken?

I. (Str. 1): Die Seele gleicht dem Wasser im Ursprung und ihrer Natur nach: sie stammt vom Himmel, und die Folge ihrer Bannung in den Körper und unter die Körperwelt einerseits und ihrer Sehnsucht nach und ihrem zeitweiligen Aufschwung zu ihrem wahren Vaterlande andererseits ist ihr stetes Schweben zwischen dem Irdisch-Gemeinen und dem Göttlich-Erhabenen. (Die Vergleichungspunkte mit dem Wasser gibt das Gedicht. Die Strophe kann für die Ode als Einleitung aufgefaßt werden.)

II. (Strophe 2 bis zu Ende): Die Seele in den Erscheinungsweisen ihrer Thätigkeit gleicht den Erscheinungsformen des Wassers, und zwar

1. die Thätigkeit der Seele, frei vom unberechenbaren Schicksal gedacht, gleicht dem Wasser, welches nicht unter dem Einfluß des Windes steht (Str. 2–4):
   a) Die suchende, strebende Seele kann dem Staubbach, aber auch dem tosenden Wasserfall gleichen (Str. 2 und 3), nämlich
      α) die still, in sich froh und ohne große Aufregung suchende und strebende gleicht dem Staubbach (Str. 2); aber
      β) die leidenschaftlich strebende gleicht dem schäumenden Wasserfall (Str. 3).
   b) Die findende und ruhende Seele gleicht
      α) die findende dem Bach,
      β) die ruhende dem See (Str. 4).
2. Die Seele unter dem Einfluß des unberechenbaren Schicksals gleicht dem Wasser unter dem Einfluß des Windes; nämlich
   a) als freundliche, belebende Macht ist das Schicksal dem leise die Welle bewegenden Luftzuge gleich,
   b) aber als feindlich erregende Macht gleicht das Schicksal dem aufwühlenden Sturm (Str. 5).

(Die Schlußstrophe [6] gibt das Thema der Ode in zusammenfassender Weise.)

C. Wie kein Wasser frei vom Luftzug (Wind), so ist keine Seele außerhalb der Macht des Schicksals. Öfter macht dasselbe aus einem Staubbach auch auf Zeiten einen rauschenden Wasserfall. Am Ende aber wird aus jeder suchenden eine findende und ruhende Seele.

Verzeichnis der Prosastücke nach den Namen ihrer Verfasser geordnet.

Literaturnachweise zum prosaischen Teil.

Th. Bergk, Griech. Literaturgesch. I.; Berlin 1871. — E. Curtius, Griechische Geschichte II. u. III. Band; Berlin 1879—80, und „Aus Altertum und Gegenwart“; Berlin 1875. — J. H. Deinhardt, Beiträge zur Dispositionslehre; Berlin 1881. — L. Döderlein, Reden und Aufsätze; Erlangen 1847. — J. G. Droysen, Geschichte des Hellenismus I. Band; Gotha 1877. — G. Freytag, Bilder aus deutsch. Vergangenheit I.; Leipzig 1879. — W. v. Giesebrecht, Deutsche Kaisergesch. I. u. V.; Leipzig 1880/81. — J. W. Goethe, Ausgaben von Cotta, Hempel und H. Kurz. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fr. Frhrn. v. Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert; Leipzig 1846. — A. W. Grube, Schillers Ritterromanzen nach ihrem Ideengehalt; Iserlohn, Bädeker. — Ferd. Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter; Stuttgart 1859. — Jak. und Wilh. Grimm, Vorrede zu „Deutsche Sagen“; Berlin 1816. — J. Hillebrand, die dtsch. Nationalliteratur; Hamburg und Gotha 1845. — L. v. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr u. s. w.; Göttingen 1812. — J. G. Herder, Hempel=Ausgabe. — H. Hettner, Gesch. der dtsch. Literatur im 18. Jahrh.; Braunschweig 1879. — R. H. Hiecke, Gesammelte Aufsätze zur dtsch. Literatur; Berlin 1885. — W. v. Humboldt, Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt; Stuttgart 1876. — Fr. Jakobs, Hellas, Vorträge u. s. w.; Berlin 1852, und Vermischte Schriften; Gotha 1823. — H. Kurz, Gesch. der dtsch. Literatur; Leipzig 1859. — Ernst v. Lasaulx, Über das Studium der gr. und röm. Altertümer; München 1846. — G. Ephr. Lessing, Hempel= und Reclam=Ausgabe. — H. Luden, Einige Worte über das Studium der vaterländischen Gesch. 1808; Jena 1810. — W. Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte; Stuttgart 1882. — J. Möser, Patriotische Phantasien. Ausg. von Zöllner; Leipzig 1871. — Th. Mommsen, Röm. Gesch.; Berlin 1874. — L. v. Ranke, Die röm. Päpste u. s. w.; Berlin 1834. — S. Riezler, Geschichte Bayerns; Gotha 1878/80. — K. L. Roth, Röm. Gesch. von Roth=Westermayer; Nördlingen 1884. — W. Scherer, Gesch. der dtsch. Literatur; Berlin 1885. — Fr. Schiller, Historisch=kritische Ausg. von Gödeke; 1872. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe; Berlin und Stuttgart, Spemann. Schillers Briefwechsel mit Körner; Berlin 1847. — Fr. v. Schlegel, Vorlesungen über die Gesch. der alten und neuen Literatur. Sämtl. Werke; Wien 1846. — A. W. v. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken; Königsberg 1801. — H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze; Leipzig 1865. — L. Uhland, Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage; Stuttgart 1865. — Aug. Vilmar, Gesch. der dtsch Nationalliteratur; Marburg und Leipzig 1877, und Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes; Marburg 1886. — W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik; Halle 1873. — J. J. Winckelmann, Gesch. der Kunst des Altertums; Wien 1776.

Für die Aufsätze und Dispositionen: G. Leuchtenberger, Dispositionen zu dtsch. Aufsätzen u. s. w.; Berlin 1888. — Franz Linnig, Der dtsch. Aufsatz; Paderborn 1886. — Ferd. Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule; Programm des alten Gymn. zu Regensburg 1887. — B. Wernecke, Prakt. Lehrgang des dtsch. Aufsatzes; Münster 1885. — Friedr. Zorn, Der deutsche Aufsatz in der I. Gymn.=Klasse; Progr. der Studienanstalt Hof 1883.

Wahrgenommene Druckfehler im prosaischen Teil.

S. 5 im Titel l. Über
S. 113 Z. 10 v. u. l. mannigfaltigen
S. 129 Z. 17 v. o. l. Lemniern
S. 135 z. Überschrift erg. II. Abteilung.
S. 194 i. Titel l. Über
S. 196 i. Titel l. Über